

Vergangenheit kennen, Farbe bekennen – weißen Flecken keine Chance

von Angela Merkel



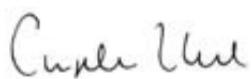
Bundeskanzlerin
Dr. Angela Merkel

„Das Dritte Reich und seine Folgen werfen bis heute ihre Schatten auf unsere Gesellschaft und verdienen deshalb unsere Aufmerksamkeit“. Dieser bemerkenswerte Satz eines deutsch-tschechisch-polnischen Redaktionsteams in der Zeitung STEP 21 [Weiße Flecken] enthält eine wichtige Botschaft: Nur wenn wir unsere Wurzeln kennen und verstehen, können wir Verantwortung für die Zukunft übernehmen. Aus diesem Grund haben die jungen Autorinnen und Autoren weiße Flecken des Nichtwissens über unsere Geschichte erforscht, und zwar vor ihrer Haustür.

Nach über 60 Jahren sind die Folgen der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft fast überall in Europa noch immer gegenwärtig. Doch heute sind wir an einem entscheidenden Wendepunkt: Die Menschen, die als Kinder und Jugendliche den Nationalsozialismus erlebt und überlebt haben, sind im Ruhestand. In wenigen Jahren werden sie ganz fehlen. Die Verpflichtung aber bleibt: Die Erinnerung an die Verbrechen von Nationalsozialisten wachzuhalten und weiterzugeben. Ohne Zeitzeugen wird das schwieriger. Aber ohne das Bewusstsein für unsere Vergangenheit werden wir die Zukunft nicht gestalten können.

Verantwortung und Toleranz sind Grundvoraussetzungen für eine lebendige und freiheitliche Demokratie. Jede Generation muss aufs Neue dafür einstehen. Leider erleben wir heute, dass Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus wieder in Teilen unserer Gesellschaft Platz greifen. Dagegen müssen alle demokratischen Kräfte in Deutschland und in Europa entschlossen eintreten.

Daher bin ich für die Initiative step21 sehr dankbar. Sie macht junge Menschen stark gegen Extremismus und Fremdenfeindlichkeit und wirbt für Verantwortung, Toleranz und Zivilcourage.



Dranbleiben mit step21

von Sonja Lahnstein



Sonja Lahnstein,
Initiatorin und Geschäftsführerin von step21

2008 ist für step21 ein bedeutsames Jahr. Wir feiern unser zehnjähriges Jubiläum. Aufgerüttelt durch fremdenfeindliche und rechts-extreme Überfälle Anfang der 1990er Jahre, konnten wir 1998 mit privater finanzieller Starthilfe endlich unser Programm für aktive Toleranz und

Fortsetzung auf Seite 2



Vor unser aller Haustür

Fragen, die die Geschichte stellt – Haben wir genug gelernt?

von Josefina Goldmann, Aniela Trojanowska und Lukáš Boček

Ein ungläubiger Blick, ein Kopfschütteln. „Bist du verrückt?“, wird man in Deutschland oft gefragt, wenn man sich freiwillig – mit den Themen Holocaust, Bücherverbrennung oder Zwangsarbeit beschäftigt. Viele Jugendliche wie Erwachsene reagieren gereizt, sogar gelangweilt, wenn man sie auf den Nationalsozialismus anspricht. „Nicht schon wieder!“, seufzen sie.

Unüberschaubar viele Bücher und Filme beschäftigen sich mit dem „Dritten Reich“, die Lehrpläne sehen dafür fast ein ganzes Schuljahr vor. Für viele Jugendliche bleibt der Komplex aus Ursachen, Verlauf und Folgen trotz allem abstrakt. Fakt reiht sich an Fakt, Datum an Datum. Dabei vergisst man schnell, dass der Nationalsozialismus direkt hier, vor unser aller Haustür stattgefunden hat – und das vor nicht mal einem Menschenleben.

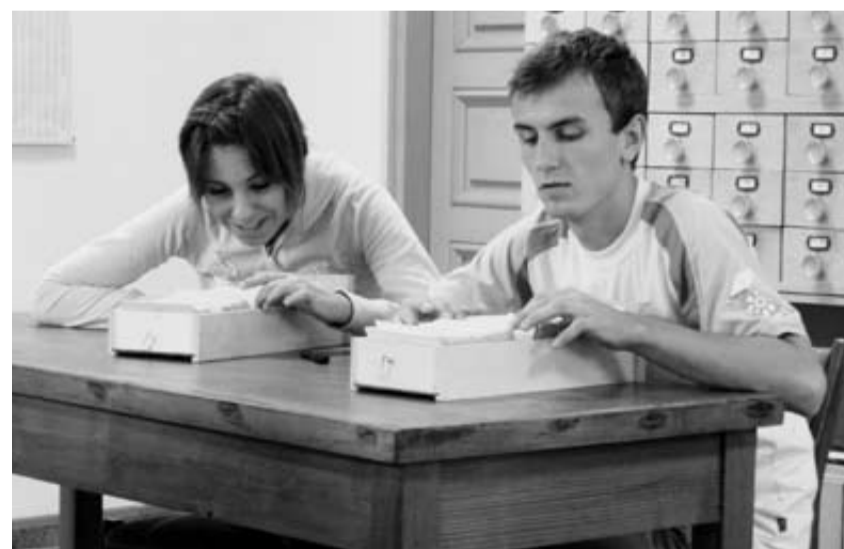
Anders in Polen und Tschechien. In diesen Ländern, die Leidtragende und nicht Auslöser des Nationalsozialismus waren, wurde die Geschichte des Zweiten Weltkriegs oft für kommunistische Propaganda genutzt. Erst seit dem Zusammenbruch des Ostblocks ist eine genaue Aufarbeitung sowohl der nationalsozialistischen als auch der kommunistischen Gräueltaten möglich.

Das „Dritte Reich“ und seine Folgen werfen bis heute ihre Schatten auf unsere Gesellschaften und verdienen deshalb unsere Aufmerksamkeit. Noch viel zu oft beherrschen Stereotype, Vorurteile und alte Ängste die Beziehungen unter den Nachbarn. Die Geschichte hat Spuren hinterlassen, sie knüpft uns zusammen und hat uns zu dem gemacht, was wir sind. Genau deshalb ist das Erinnern an damals so

wichtig für das Verstehen der heutigen Ereignisse. Wir müssen uns fragen: Haben wir schon genug gelernt?

Während in unseren geografischen Atlanten so gut wie keine „weiße Flecken“ mehr zu finden sind, gibt es auf der historischen Landkarte noch zahllose unerforschte Gebiete und unerzählte Geschichten. Die NS-Propaganda hatte viele Geschehnisse verschwiegen

liches wieder passieren?“ Auch heute werden vielerorts Menschen wegen ihrer Hautfarbe, Herkunft oder Religion ausgegrenzt, verfolgt oder gar ermordet. Durch soziale und wirtschaftliche Unsicherheit fühlen sich viele Bürger Europas von den Postulaten rechtsradikaler Gruppen angesprochen. Im deutschen Müggeln werden acht Inder von über 50 Deutschen durch das Dorf



Joanna (17) und Mateusz (18) aus Przemyśl beim Stöbern im Archiv.

oder manipuliert. Wir wollten wissen, was in unseren Heimatorten wirklich geschah – und lernten unsere Städte und Familien ganz neu kennen. Zum ersten Mal sprachen viele von uns mit ihren Großeltern über ihre Erlebnisse aus jenen Jahren. Häuser, Plätze und Straßen, an denen wir sonst achtlos vorübergingen, erhielten plötzlich eine ganz neue Bedeutung.

Die intensive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit veränderte auch unseren Blick auf die Gegenwart. Kritisch fragten wir uns: „Könnte Ähn-

liches wieder passieren?“ Wir können in vielen kleinen Schritten vor unserer Haustür Zivilcourage zeigen: Nicht wegsehen, wenn ausländische Mitbürger angepöbeln werden, nicht mitlachen, wenn andere gehän-

getzt. In Prag ziehen neonazistische Gruppen durch das jüdische Viertel. In Polen kann man auf kahlgeschorene Chauvinisten treffen, die „Polen nur für Polen“ grölen. „Könnte Ähnliches wieder passieren?“ ist darum falsch gefragt. Wir müssen uns fragen: „Wie können wir verhindern, dass Ähnliches wieder passiert?“

„Blutiger Mittwoch“

Olkusz, Juli 1940: Den Mord an einem deutschen Polizisten rächen die Besatzer mit tagelangem Terror. Die Zeitungen schweigen ...

Mehr dazu auf Seite 14/15

„Krwawa Środa“

Olkusz, lipiec 1940: śmierć niemieckiego policjanta władze okupacyjne mszczą wielodniowym terrorem. Gazety milczą ...

Więcej na stronach 14/15

„Ich weinte, weil meine Eltern weinten“

Das Schicksal Hamburger Roma und Sinti im Nationalsozialismus

Mehr dazu auf Seite 24

Für ihre Überzeugung gestorben

Über Herta Lindner, eine junge Frau im deutsch-tschechischen Widerstand

Mehr dazu auf Seite 22/23

Zemřela pro svůj názor

Herta Lindner – mladá žena v česko-německém odboji

Více k tématu na straně 22/23

selt oder ausgegrenzt werden. Mutig sein, den Mund aufmachen und die eigene Meinung vertreten. Dafür braucht es einen eigenen Standpunkt. Medien haben dabei eine Schlüsselfunktion, denn ohne vielfältige Informationen können wir uns diese Meinung schwer bilden. Unter den Nationalsozialisten war die Presse nicht mehr als ein Propagandainstrument. Aber nur eine rechtlich abgesicherte, freie und unabhängige Presse kann Meinungspluralismus garantieren, Machtmenschen kontrollieren und so die Demokratie erhalten. Pressefreiheit heißt aber nicht, dass eine objektive Wahrheits-suche hinter auflagensteigernder Sensationslust zurückfällt. Die Demokratie nimmt uns auch in die Pflicht, unsere Werte und Grundrechte zu nutzen und zu schützen.

Den Blick schärfen und nicht wegsehen

Bei STEP 21 [Weiße Flecken] haben wir – junge Deutsche, Polen und Tschechen – gelernt, unseren Blick auf die Geschichte zu schärfen und Erinnerungsarbeit zu leisten. Der Nationalsozialismus ist vor unser aller Haustür passiert. Genau hier, vor unser aller Haustür, können und müssen wir heute unsere demokratischen Grundrechte leben. Egal, ob in Deutschland, Polen oder Tschechien. Egal, ob es um neonazistische Tendenzen geht, um die Ausgrenzung unserer Nachbarn oder um staatliche Eingriffe in unsere Freiheitsrechte.

STEP 21 [Weiße Flecken] setzt ein Zeichen gegen neonazistische Gewalt und Desinteresse an der NS-Diktatur. Wir sind die Generation, die in einem zusammenwachsenden Europa die Zukunft gestalten wird. Das können wir nicht, wenn wir die Augen verschließen vor unserer gemeinsamen Geschichte und blind werden für die Gegenwart.

Verbindende Unterschiede

von Norbert Lammert



Dr. Norbert Lammert
Präsident des
Deutschen Bundestages

Der „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ erinnert an die beispiellose Entrechtung von Menschen in Europa, die von Deutschland ausging und in deren Folge Millionen unschuldiger Opfer starben.

So individuell wie das Erinnern, so verschieden sind auch die Geschichtsbilder nicht nur zwischen den Generationen, sondern auch zwischen den Nationen. Trotz dieser Unterschiede verbindet die verschiedenen Generationen, aber auch Deutsche, Polen und Tschechen eine gemeinsame Vergangenheit, die zu verstehen und zu erfassen Offenheit, Neugierde und persönlichen Einsatz erfordert. Die gemeinsame Vergangenheit in den besonderen, individuellen Erfahrungen zu finden und für das heutige und zukünftige Verhältnis unserer Länder untereinander fruchtbar zu machen, kann nur gelingen, wenn die Beschäftigung mit der Geschichte lebendig bleibt und von dem Drang nach wirklichem Verstehen getrieben ist.

„Gott hat der Hoffnung einen Bruder gegeben. Er heißt Erinnerung“, lautet eine Weisheit von Michelangelo. Die jungen Redakteurinnen und Redakteure von STEP 21 [Weiße Flecken] aus Deutschland, Polen und der Tschechischen Republik stellen Fragen nach persönlichen Schicksalen, erzählen Geschichten aus der Geschichte ihrer Heimatstadt und schreiben, was diese Geschehnisse aus ihrer Sicht damals bedeutet haben und heute noch für sie bedeuten. Sie bauen so an einer gemeinsamen, in sich vielfältigen und keineswegs widerspruchsfreien Erinnerung, die notwendig ist als Grundlage für eine gemeinsame Zukunft in einem geeinten Europa. Dafür wünsche ich ihnen eine weiterhin lebendige Neugierde und einen unverstellten und vorurteilsfreien Blick auf Geschehnisse in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Dranbleiben mit step21

Fortsetzung von Seite 1

Verantwortung mit jungen Menschen starten. Traurig, dass wir zehn Jahre später in Europa und insbesondere vor unserer eigenen Haustür immer noch mit solch menschenverachtenden Überfällen zu kämpfen haben. Erschreckend für mich persönlich ist dabei besonders, dass mit verblassender Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus Hemmschwellen verloren gehen und fremdenfeindliches Gedankengut mehr und mehr gesellschaftsfähig wird. Ob dies aus Dummheit oder taktierender politischer Absicht geschieht – wir können und wollen das auf keinen Fall als eine „unvermeidbare und tolerierbare“ Nebenerscheinung akzeptieren. Beglückend ist deshalb, dass wir unser Jubiläumsjahr mit der zweiten Ausgabe von STEP 21 [Weiße Flecken] einläuten können. An diesem Projekt haben 70 Jugendliche aus Polen, Tschechien und Deutschland aus eigener Initiative hart gearbeitet. Ihre Geschichten und Erkenntnisse, ihre Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit zeigen den Weg zu mündigen Bürgern auf. Auch wir vom step21-Team, die wir sie auf diesem Weg begleitet haben, haben dabei viel gelernt und gefühlt, für uns Wichtiges mitgenommen. Ihre Beiträge und die ihrer

Das Projekt STEP 21 [Weiße Flecken]

Die Idee

Weiße Flecken – der Wahrheit auf der Spur. Nach über einem halben Jahrhundert sind noch immer viele Geschichten von Verfolgung und Leid im Nationalsozialismus ungeklärt, noch immer liegen lokalhistorische Ereignisse im Verborgenen. Auf Initiative von step21 recherchieren 16 Jugendredaktionen aus Deutschland, Polen und Tschechien die historische Wahrheit hinter den Falschmeldungen ihrer Lokalzeitungen aus der Zeit des Nationalsozialismus bzw. der deutschen Besatzung. Die deutschen Verbrechen der Jahre 1933 bis 1945 wurden in der gelenkten Presse verschwiegen und manipuliert: Von Warschau bis Pforzheim, zwischen Prag und Glückstadt war die Presselandschaft voller weißer Flecken und hetzerischer Propaganda. Mit Erinnerungen der letzten lebenden Zeitzeugen füllen die Jugendlichen journalistische Lücken aus der NS-Zeit. Aus den Ergebnissen gestalten sie in gemeinsamer Redaktion die nunmehr zweite Ausgabe der STEP 21 [Weiße Flecken]-Zeitung, die Sie jetzt in den Händen halten.

Toleranz, Verantwortung und Zivilcourage: Seit 1998 fördert step21 im Dialog mit Jugendlichen diese Grundwerte. Engagierte Jungjournalisten aus Deutschland, Polen und Tschechien



INITIATIVE
FÜR TOLERANZ UND
VERANTWORTUNG

konnten diese Werte im Rahmen von STEP 21 [Weiße Flecken] individuell neu erleben und schließlich an ihre Leser weitergeben. Die jugendlichen Redakteure ermutigen mit ihrer Zeitung, sich historisch bewusst und verantwortlich für Demokratie, Menschenrechte, Pressefreiheit und verantwortlichen Journalismus einzusetzen – Ideale, die auch heute oft gefährdet sind. Dabei wagen sie den Blick über den Tellerrand und engagieren sich für ein tolerantes und verantwortungsvolles Miteinander über nationale Grenzen hinweg. Gemeinsam bauen sie eine Brücke von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft.

Unterstützer stehen für das freie Wort. Sie zeigen, dass unterschiedliche, auch unbequeme Meinungen zu einer guten Zeitung gehören. Ich danke allen, die dieses Projekt erneut möglich gemacht haben, allen voran den Hauptförderern – Bild hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“, der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und der ZEIT-Stiftung – die schon eine dritte, sicherlich genauso spannende Ausgabe von STEP 21 [Weiße Flecken] abgesichert haben. Auch wenn wir in zehn Jahren über 7.000 Schulen und 400.000 Jugendliche mit unserem Programm erreicht haben, so kommt es immer und immer wieder auf das Engagement eines jeden Einzelnen an. Unser Jubiläumsjahr wollen wir dafür nutzen, Kindern und Jugendlichen auch in den nächsten zehn Jahren noch besser und effektiver helfen zu können, in den unterschiedlichsten Lebenssituationen selbstbewusst und zielorientiert zu handeln, gegen Unrecht aufzustehen und Vorbildfunktion zu übernehmen. Jeder kann das! Die Jugendlichen von STEP 21 [Weiße Flecken] tun es auf ihre Weise: als neugierige, aufmerksame und kritische Redakteure. Sie haben möglichst viele ebensolche Leser verdient!

Unterstützung erhielten sie dabei von erfahrenen Experten aus Journalismus, Fotografie und Geschichte. In Workshops gaben die Spezialisten den Jugendlichen das richtige Werkzeug an die Hand: Entstanden sind journalistisch anspruchsvolle Artikel, Reportagen und Berichte, die unter die Haut gehen.



Josefina (17) aus Dresden bei der Redaktionskonferenz im Oktober 2007. In der Hamburger Henri-Nannen-Journalistenschule sammelten die Redakteure Ideen für ihre Leitartikel.
Foto: Bente Stachowske

Rückenstärkung erhielt das Projekt zudem von verschiedenen Förderern: 20 prominente Persönlichkeiten aus Medien, Wissenschaft und Kultur helfen mit ihrer Patenschaft, das Engagement der Jugendlichen in die Öffentlichkeit zu tragen. Ermöglicht hat das Projekt die großzügige finanzielle Unterstützung von BILD hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“, von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius und vom Deutsch-Polnischen Jugendwerk (DPJW).

Der Verlauf

Februar / März 2007

Der Startschuss: Den Erfolg der ersten Zeitung 2006 noch gut in Erinnerung, ruft step21 über Lehrernetzwerke, Presse und Internet zur Teilnahme am neuen Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] auf. Gesucht werden Jugendliche aus Deutschland, Polen und Tschechien, die neben einem Faible für Journalismus einen Spürsinn für Geschichte mitbringen.

April / Mai 2007

Fast täglich landen neue Bewerbungen auf den Schreibtischen bei step21. Besonders in Polen und Tschechien zeigen Jugendliche ein reges Interesse an dem Projekt.

Mai 2007

Die Qual der Wahl: Die Entscheidung über die Teilnehmer ist gefallen. Mit einem step21-Pressenausweis und einem umfangreichen Projektleitfaden im Gepäck tauchen die Jungjournalis-

ten in die Geschichte ein und begeben sich auf Spurensuche.

22.–24. Juni 2007

Drei Tage lang Workshops und Diskussionen: 70 Jungredakteure reisen zur Auftaktkonferenz nach Hamburg und bekommen von Medien- und Geschichtspromis das nötige Know-how vermittelt.

Oktober / November 2007

Der Endspurt: Jetzt gilt es, den Texten den letzten Feinschliff zu geben und die passenden Bilder zusammenzusuchen – die Schlussredaktion ist mehr als gründlich.

Dezember 2007

Die Aufregung steigt: Das Layout der Zeitung steht, letzte Texte werden korrigiert und übersetzt, die Bildrechte werden eingeholt.

10. Januar 2008

Druckfrisch: 30.000 Exemplare der Zeitung STEP 21 [Weiße Flecken] liegen in der Lüneburger Druckerei – daneben 3.000 tschechische und polnische Extrablätter.

21. Januar 2008

Das große Finale: Nach acht Monaten intensiver Arbeit stellen die Jungredakteure ihre Zeitung in Berlin vor. Sie dürfen sich über viel Prominenz freuen: Erste Leserin ihrer Zeitung ist Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel. Im Dialog mit den Nachwuchsjournalisten erfährt sie einiges über deren Erlebnisse, Eindrücke und Herausforderungen. Zusammen mit Paten, Coaches, Tutoren, Zeitzeugen, Förderern und anderen Gästen wird das Projekt gefeiert.

Die STEP 21 [Weiße Flecken]-Zeitung kann ab sofort bei step21 bestellt werden. Schulen, Institutionen und viele andere Interessenten aus ganz Deutschland, Polen und Tschechien erhalten Exemplare. Pädagogen können Klassensätze samt der exklusiv entwickelten pädagogischen Handreichung bestellen. Und wer selbst auf die Suche nach „weißen Flecken“ gehen will, erhält bei step21 den umfassenden Leitfaden.



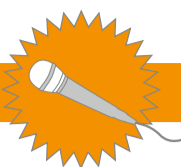
Erstes Kennenlernen der Redakteure von STEP 21 [Weiße Flecken] bei der Auftaktkonferenz in Hamburg, Juni 2007. Foto: Bente Stachowske



Unsere STEP 21 [Weiße-Flecken]-Teams

0 200 km
Kartografie:
Waltraut Seegers

Martina (CZ) fragt Natascha (D)



„Im Kern sind wir gleich“



Natascha Kastner

Natascha Kastner lebt in Mühlacker, zwölf Kilometer nordöstlich von Pforzheim. In Pforzheim geht sie zur Schule. Und hier liegt die Zentrale ihres Projektteams: der „Geschichtssicherungsgruppe

12/24. Auf der Redaktionskonferenz STEP 21 [Weiße Flecken] wurde die 20-Jährige von ihrer tschechischen Redaktionskollegin Martina Šebestová (17) interviewt.

Warum machst du bei dem Projekt mit? Und war dir wichtig, dass unsere Zeitung international ist?

Geschichte interessiert mich, und ich möchte die weißen Flecken der Vergangenheit entfernen. Ich bin froh, dass unsere Zeitung international ist,

weil ich jetzt mehr über tschechische und polnische Geschichte weiß.

Ist es dir wichtig, über die Geschichte Tschechiens Bescheid zu wissen?

Ja, und ich hätte gerne mehr Wissen auf dem Gebiet. Allerdings ist es mühselig und macht nicht viel Spaß, sich die Informationen alleine zu suchen. Deshalb finde ich STEP 21 [Weiße Flecken] so super. Obendrein habe ich jetzt viele neue Bekannte in anderen Ländern.

Hattest du schon vorher Kontakt mit jungen Leuten aus Tschechien und Polen?

Nein. In Tschechien war ich erst einmal, als ich noch klein war, aber daran erinnere ich mich nicht. In Polen war ich kürzlich auf Klassenfahrt. Ich denke, dass die jungen Leute aus Deutschland viel mit den jungen Leuten aus Tschechien und Polen gemeinsam haben. Wir hören die gleiche Musik, uns beschäftigen die gleichen Themen. Man denkt, dass jedes Volk anders ist, aber das stimmt nicht: Im Kern sind wir gleich.

Meinst du, dass die nationalsozialistische Vergangenheit heute noch eine wichtige Rolle für unsere Generation spielt?

Für uns Jüngere ist es meiner Meinung nach gar kein Problem. Vielleicht für die älteren Menschen, aber für uns nicht. Ich glaube nicht, dass noch etwas zwischen uns steht. Ich fühle keine Distanz, aber vielleicht liegt das daran, dass ich bisher nur mit Jugendlichen aus den anderen Ländern gesprochen habe, für die Älteren ist es wahrscheinlich doch noch nicht ganz vergessen.

Möchtest du die untereinander geknüpften Kontakte nach dem Projekt noch aufrechterhalten?

Ich hoffe, dass die Kontakte weiter bestehen werden. In der Zukunft möchte ich auch mal nach Tschechien fahren und einige der Redakteure wiedersehen. ■

Inhalt

Vor unser aller Haustür
Leitartikel von Josefine Goldmann, Aniela Trojanowska und Lukáš Boček 1

Vergangenheit kennen, Farbe bekennen
von Bundeskanzlerin Angela Merkel..... 1

Dranbleiben mit step21
von Sonja Lahnstein..... 1/2

Über STEP 21 [Weiße Flecken]
mit Landkarte von Deutschland, Tschechien und Polen 2

Verbindende Unterschiede
von Bundestagspräsident Norbert Lammert 2

Unsere Seite drei

Deutsch-polnisch-tschechische Sichtweisen
Interviews mit und von STEP 21 [Weiße Flecken]-Redakteuren 3

Historischer Hintergrund

Streben nach völliger Kontrolle
Die Pressepolitik der Nationalsozialisten
von Lars Jockheck..... 4

Die STEP 21 [Weiße Flecken]-Teams und ihre Themen

Bücherverbrennungen Dresden..... 5

NS-Kirchenpolitik Filderstadt 6/7

Das Attentat auf Heydrich Praha (cz/dt) 8/9

Festung Breslau Wrocław (pl/dt) 10/11

Partisanenbekämpfung Uherské Hradiště (cz/dt)..... 12/13

„Blutiger Mittwoch“ Olkusz (pl/dt)..... 14/15

Zwangsarbeit Bremerhaven 16

KZ Wiesengrund Pforzheim 17

„Totaleinsatz“ Ostrava (cz/dt) 18/19

Schule unter deutscher Okkupation Warszawa (pl/dt) 20/21

Deutsch-tschechischer Widerstand Ústí nad Labem (cz/dt)..... 22/23

Roma und Sinti Hamburg 24

Die jüdische Familie Hallenstein Glückstadt 25

Die geteilte Stadt Przemyśl (pl/dt)..... 26/27

Swing-Kids Hamburg 28

Schule im Nationalsozialismus Eisenach 29

Vermischtes

Die STEP 21 [Weiße Flecken]-Coaches..... 7, 30

Geschichte erleben

Vom Finden und Suchen der „weißen Flecken“
von Natascha Kastner 30

Lust an der Erinnerung
von Franziska Augstein 31

Die STEP 21 [Weiße Flecken]-Paten und Förderer 32/33

Schreiben, wie es wirklich war
von Marion Horn (BILD hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“) 32

Gute Journalisten auf den Spuren historischen Unrechts
von Martin Salm (Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“) 32

Früh anfangen mit gutem Journalismus
von Markus Baumanns (ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius)..... 33

Sehen und Handeln
von Milena Nestor 34

Auf ein Wort
von Markus Deggerich 35

Dank an Zeitzeugen und Unterstützer 35

Impressum..... 35

Erinnerungen verbinden
von Olaf Mischer 36

Titelbild: Gemeinsame Zeitungslektüre einer Schulklasse im Mai 1940 zu den Ereignissen an der Westfront. Fotograf unbekannt. Foto: ullstein bild

Philipp (D) fragt Aniela (PL)

Deutschland, Polen und die Geschichte



Aniela Trojanowska

Aniela Trojanowska ist halb Schweizerin, halb Polin. Sie war sechs Jahre alt, als ihre Familie nach Przemyśl nahe der ukrainischen Grenze zog. Mit ihrem Redaktionsteam hat die 16-Jährige die Geschichte ihrer

Heimatstadt erkundet, die von 1939 bis 1941 in einen deutschen und einen russischen Teil geteilt war. „Nordlicht“ Philipp Johannßen (18) aus Bremerhaven sprach mit Aniela über ihre Erfahrungen bei der Recherche und der Arbeit für das Projekt.

Zunächst eine Frage zum polnisch-deutschen Verhältnis: Was ist dein Wunsch für die Zukunft in Bezug auf die politische Situation zwischen Deutschland und Polen? Und wie schätzt du die Einstellung deiner Mitbürger gegenüber den Deutschen ein?

Deutschland muss zu seiner Geschichte stehen, die Fakten dürfen nicht verdreht

werden. Polen darf die vergangenen Ereignisse nicht auf das Verhältnis zum heutigen Deutschland übertragen.

Spannungen sind normal, wenn jeder seine eigenen politischen Interessen vertritt. Beide Länder müssen aber lernen, kompromissbereiter zu werden. Die Jugendlichen sind gegenüber den Deutschen positiv eingestellt. Sie wissen, dass die Geschichte der Vergangenheit angehört. Sie machen den Deutschen keine Vorwürfe.

Hat das Aufeinandertreffen von Polen, Tschechen und Deutschen etwas an deinen persönlichen Ansichten geändert? Und wie haben deine Eltern auf deine Teilnahme an einem deutschen Projekt reagiert?

Meine Meinung habe ich mir schon früher gebildet, denn ich hatte schon viel mit Deutschen zu tun. Ich habe auch schon mal an einem Schüleraustausch nach Deutschland teilgenommen und war begeistert. Ich hatte nie direkt mit dem Nationalsozialismus zu tun. Deswegen übertrage ich auch keine Fehler aus der Vergangenheit auf die heu-

tige Zeit und die heutigen Menschen. Ich habe mich von Anfang an sehr gefreut, an diesem Projekt teilzunehmen. Mein Vater ist Kunsthistoriker und hat mir mit seinem Wissen geholfen. Meine Eltern haben keine Vorurteile den Deutschen gegenüber und vertreten eine ähnliche Meinung wie ich.

Was war dir beim Schreiben eurer Artikel wichtig?

Wir wollten unser Thema so authentisch wie möglich rüberbringen, Details aufzeigen, die vorher unbekannt waren, und vor allem auf das Problem zwischen Propaganda und Wirklichkeit hinweisen.

Wie verliefen eure Nachforschungen? Welches Ereignis hat euch während eurer Recherchen besonders geprägt?

Wir hatten größtenteils keine Probleme bei der Recherche. Die Zeitzeugengespräche waren am eindrucksvollsten und sehr spannend. Es war schön für uns, dass die Zeitzeugen oft sogar dankbar waren für unser Interesse an ihrer Vergangenheit und dass sie uns gerne davon erzählten. ■

Aniela (PL) fragt Martina (CZ)

„Wir alle sind dazu aufgerufen, tolerant zu sein“



Martina Šebestová

Martina Šebestová ist 17 Jahre alt und lebt in Ostrava, der mit gut 318.000 Einwohnern drittgrößten Stadt Tschechiens. Ostrava liegt im östlichen Dreiländereck Tschechien, Polen und Slowakei. Für STEP 21 [Weiße

Flecken] hat sich Martina mit ihrem Team in ihrer Heimatstadt auf die Spuren ehemaliger Zwangsarbeiter begeben. In Hamburg stand Martina ihrer Redaktionskollegin Aniela Trojanowska (16) aus Przemyśl Rede und Antwort.

Was willst du den Lesern von STEP 21 [Weiße Flecken] mitteilen?

Ich möchte den Menschen unserer Stadt erzählen, was bei uns in Ostrava während der NS-Zeit geschah.

Was hat sich für dich persönlich durch das Projekt geändert?

Erst im Rahmen unserer Recherchen habe ich erfahren, dass auch mein Opa im „Dritten Reich“ Zwangsarbeit leisten musste. Das Projekt hat meine Sicht auf die ältere Generation geän-

dert. Wenn ich heute im Bus eine ältere Dame oder einen älteren Herrn sehe, denke ich mir oft: Vielleicht war sie oder er auch Zwangsarbeiter.

Denkst du, die Menschen in Ostrava sind gut über den Nationalsozialismus informiert?

Die ältere Generation ist gut informiert, unsere Generation dagegen weniger. Ich weiß nicht, warum sich viele junge Leute damit nicht beschäftigen. Vielleicht, weil man im Geschichtsunterricht so wenig lernt. Dort gibt es ein paar Daten und Fakten – das ist alles.

Inwieweit, meinst du, beeinflussen die unterschiedlichen Perspektiven und Erfahrungen der verschiedenen Generationen das Bild der Tschechen vom heutigen Deutschland?

Die älteren Menschen, die damit direkt zu tun hatten, haben sicher noch Angst vor der Macht, die Deutschland damals besaß. Die Jüngeren wissen, dass Gleichaltrige keine Schuld an diesen Ereignissen haben und dass das heutige Deutschland neu und anders ist. Sie haben einen ganz normalen Kontakt miteinander, ähnliche Inter-

essen und kommen gut miteinander aus.

Was bedeutet die Geschichte des Zweiten Weltkriegs für deinen Alltag?

In meinem Alltag spielt sie keine größere Rolle. Wenn wir den Zweiten Weltkrieg im Schulunterricht behandeln, ist es für mich nur ein trockener Lernstoff. Das ist bei STEP 21 [Weiße Flecken] anders: Durch die selbstständige Beschäftigung mit der NS-Zeit und die Zeitzeugenarbeit ist die Geschichte für mich lebendig und interessant geworden.

Hältst du eine Wiederholung ähnlicher Zustände wie im Nationalsozialismus für möglich? Was kann jeder von uns heute tun, um das zu verhindern?

Es ist leider nicht auszuschließen, dass so etwas wieder geschieht. Deshalb darf man die tragischen Ereignisse nie vergessen. Wir beschäftigen uns mit der Geschichte des Zweiten Weltkriegs und eignen uns Wissen über sie an, weil wir sie nicht wieder erleben wollen. Eine wichtige Aufgabe haben auch die Journalisten. Sie müssen verantwortlich und wahr berichten. Und wir alle sind dazu aufgerufen, tolerant zu sein. ■

Streben nach völliger Kontrolle

Die Pressepolitik der Nationalsozialisten

Von Lars Jockheck



ist Historiker an der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr in Hamburg und Coach bei STEP 21 [Weiße Flecken].

Während ihrer zwölfjährigen Herrschaft beanspruchten die Nationalsozialisten die völlige Kontrolle der öffentlichen Meinung – auch in den besetzten und annektierten Gebieten Polens und Tschechiens.

Die Nationalsozialisten hatten ein zwiespältiges Verhältnis zur Presse. Einerseits sahen sie in ihr das wichtigste politische Medium. Andererseits hielten sie öffentliche Versammlungen, Auf-

nach der Machtübergabe an die NSDAP im Januar 1933 positiv über das neue Regime berichteten. Das genügte den neuen Machthabern jedoch nicht. Sie strebten nach der völligen Kontrolle über die deutsche Presse: inhaltlich, personell und ökonomisch.

„Weisungen“, Berufsverbote und Pressekonzentration

Die Inhalte steuerten sie über geheime, verbindliche „Weisungen“, die die großen Zeitungen über ihre Vertreter auf den täglichen Pressekonferenzen der Reichsregierung in Berlin erhielten. Mittels Fernschreiber und Zweigstellen des im März 1933 gegründeten Reichspropagandaministeriums gelangten die geheimen Anweisungen noch am selben Tag auch bis in die letzte Provinzredaktion. Schätzungsweise mehr als 80.000 solcher „Weisungen“ wurden während der folgenden zwölf Jahre auf den Pressekonferenzen der Reichsregierung ausgegeben. Zudem vereinte und verstaatlichte die Regierung die wichtigsten Nachrichtenagen-

„Zentralverlags der NSDAP, Franz Eher Nachfolger GmbH“ zusammenfasste und diesen in jeder Hinsicht begünstigte. Die Aneignung des Besitzes verbotener kommunistischer und sozialdemokratischer Presse, weitere einschüchternde Zeitungsverbote, aggressive Werbung um Leser und Anzeigen und die Förderung durch Behörden und Verbände verschafften der Parteipresse wesentliche Wettbewerbsvorteile. Der Chef des Eher-Konzerns, Max Amann, nutzte die sprudelnden Einnahmen zur Übernahme immer weiterer Konkurrenzbetriebe.

Die fortschreitende Pressekonzentration förderte zugleich den Übergang von der Lokal- zur Regionalzeitung. Nach anfangs sinkenden Auflagen gelang es, die Gesamtauflage der deutschen Presse bei einer Tagesauflage von 16 bis 17 Millionen auf hohem Niveau zu stabilisieren. Statistisch gesehen kam damit in den 1930er Jahren auf jeden Haushalt in Deutschland gut ein Zeitungsexemplar.

Die gewaltsame Expansion des NS-Reiches seit dem Jahr 1938 ließ die Zeitungsaufgaben stark ansteigen. Nicht nur nahm mit der Zahl der Menschen, die unter deutsche Herrschaft

se für Anzeigen stiegen sprunghaft. Der Parteikonzern fuhr seine Doppelstrategie von Expansion und Konzentration fort und näherte sich so zielstrebig einem Pressemonopol. Zutreffend stellte Direktor Max Amann Mitte 1941 fest, der Eher-Konzern sei mittlerweile „die wirtschaftlich und technisch größte innerlich geschlossene Zeitungsmacht, die die Pressegeschichte kennt“. Zu jener Zeit gingen bereits rund zwei Drittel der deutschen Zeitungsaufgabe – also täglich 16 bis 17 Millionen Exemplare – aus Verlagen hervor, die zum Pressetrust der Partei gehörten. Im Herbst 1944 betrug dieser Anteil schließlich mehr als 80 Prozent.

Die Methoden, mit denen NS-Funktionäre im Frühjahr 1939 auch das Pressewesen in Tschechien in ihre Gewalt brachten, glichen denen im Reich. In dem am 15. März 1939 errichteten „Reichsprotektorat Böhmen und Mähren“ gab es eine Außenstelle des Reichspropagandaministeriums, zu deren wesentlichen Aufgaben die Lenkung der tschechischen Presse gehörte. Die linke und jüdische Presse wurde wie im Reich verboten. Die deutschsprachige Presse eignete sich der Eher-Konzern an. Täglich wurden Pressekonferenzen für die tschechischen Journalisten einberufen, die mehrheitlich versuchten, sich dem neuen Regime und seinen „Weisungen“ anzupassen. Dennoch ließ die Regierung im Mai 1941 auf einen Schlag fast die Hälfte der tschechischen Presseti-

vernement“ – dem unter eine deutsche Zivilverwaltung gestellten Zentrum und Südosten des Landes – durfte die polnische Vorkriegspresse nicht weiter existieren. An Stelle der früheren Tageszeitungen sollten auf ausdrückliche Weisung Adolf Hitlers hin sogenannte „Befehlsblätter“ treten, die ausschließlich deutsche Redakteure leiten durften. Denn jegliche polnische Pressetätigkeit hätte – so sah es Hitler – die „revolutionär veranlagte Intelligenz“ Polens für ihre Zwecke nutzen können.

Nicht einmal zehn Zeitungstitel brachten die deutschen Besatzer für die polnische Bevölkerung heraus – vor dem Krieg waren es etwa 300 gewesen. Dazu kamen einige reine Unterhaltungsblätter mit wenig Niveau und Berufszeitschriften – und als eine Besonderheit von Kollaborateuren gestaltete Schulzeitschriften, die die seit 1940 verbotenen polnischen Schulbücher ersetzen sollten.

Im Generalgouvernement erreichte der Eher-Konzern sein Ziel, ein Pressemonopol zu errichten. Seit 1942 war sogar das gesamte Druck- und Verlagswesen einschließlich des Vertriebs unter dem Dach von Töchtern des Parteikonzerns zusammengefasst. Über die deutsche Urheberschaft der polnischsprachigen Presse im Generalgouvernement konnten keine Zweifel bestehen. Es entwickelte sich eine reichhaltige polnische Untergrundpresse mit etwa 2.000 Titeln, die aber an Frequenz, Aktualität, Umfang und Auflage nicht mit der offiziellen Presse mithalten konnte. Von den im Volksmund als verlogene „Reptilienpresse“ bezeichneten Zeitungen und Zeitschriften verkauften sich deshalb trotz allem täglich Hunderttausende Exemplare. Ihre Absicht, die Polen zu überzeugen, dass sie nicht in der Lage seien, sich selbst zu regieren, erreichten sie dennoch nicht.

Wie die Presse in Tschechien wurden auch die Zeitungen und Zeitschriften im Generalgouvernement nicht wegen ihrer Botschaften gelesen, sondern weil sie die einzige täglich aktuelle, wenn auch bekanntermaßen trübe Quelle für Informationen waren. Denn Informationen – und seien es nur Kleinanzeigen über An- und Verkäufe – konnten in Kriegs- und Notzeiten überlebenswichtig sein.

1945 – keine „Stunde null“

Nach den Erfahrungen mit der völligen Kontrolle der deutschen Presse durch das NS-Regime strebten die alliierten Siegermächte 1945 nach einem gründlichen Neuaufbau des deutschen Pressewesens. Dessen vollständige Entnazifizierung – inhaltlich, personell und auch ökonomisch – war das Ziel. Dadurch bekam eine neue Generation unbelasteter, demokratisch eingestellter Verleger und Journalisten eine Chance – nach 1945 begannen die Karrieren eines Rudolf Augstein oder Gerd Bucerius, und Axel Springer konnte von Hamburg aus den größten Preserverlag der Bundesrepublik aufbauen. Dennoch war das Jahr 1945 keine „Stunde null“ des deutschen Journalismus. Weder die alliierten Kontrolleure noch die deutschen Inhaber der Presesenzenzen konnten oder wollten die angekündigte radikale Entnazifizierung durchsetzen. Unbelastete Journalisten und Verlagsleute waren Mangelware. In den Verlags- und Redaktionsstuben fanden darum schon bald viele ehemalige Nationalsozialisten und Antidemokraten auch in leitenden Positionen wieder ihren Platz – sogar bei Blättern wie dem *Spiegel*, der *Zeit* oder der *Welt*. Dennoch trugen diese Medien entscheidend dazu bei, dass die westdeutsche Demokratie entstehen und funktionieren konnte. ■

Das Deutsche Reich, Protektorat Böhmen und Mähren und das Generalgouvernement

Stand: 15.1.1945



Die Karte stammt aus der Zeichen- und Kartenstelle des Militärgeschichtlichen Forschungsamts (MGFA) in Potsdam. Wir danken für die freundliche Unterstützung.

märsche und Reden für besser geeignet, um ihre Propaganda zu verbreiten. Zeitungen mit ausführlichen Leitartikeln und der Möglichkeit, jeden Satz mehrmals zu lesen und zu hinterfragen, schienen ihnen „zu akademisch“. Plakate, Radio und Kino brachten die einfachen Formeln der NS-Propaganda viel besser auf den Punkt und machten sie populär.

Dennoch bauten die Nationalsozialisten ihre eigene Presse auf, wie es auch für die übrigen Parteien der Weimarer Republik üblich war. Wie bei diesen blieb die Reichweite der NS-Presse zunächst auf den Kern der eigenen Anhängerschaft beschränkt. Allerdings konnten die Nationalsozialisten in der Regel auf eine wohlwollende Berichterstattung der mehrheitlich bürgerlich-konservativen deutschen Presse und der großen Nachrichtenagenturen zählen, die die NSDAP einem parteiübergreifenden „nationalen“ Lager zuordneten. Diese ideologische Nähe erklärt auch, weshalb die meisten Presseredaktionen und -verlage in Deutschland

turen zum „Deutschen Nachrichtenbüro“, dessen Kürzel DNB der Volksmund bald mit „Darf nichts bringen“ übersetzte.

Die Mitarbeiter von Redaktionen und Verlagen kontrollierte das Regime durch das „Reichskulturkammergesetz“ vom 22. September 1933 und das „Schriftleitergesetz“ vom 4. Oktober desselben Jahres. Beide Gesetze ermöglichten es, unerwünschten Journalisten und Verlegern aus politischen oder rassischen Gründen ihren Beruf zu verbieten. Allein bis Ende 1934 wurde so nach offiziellen Angaben „mindestens 1.500 jüdischen und marxistischen Journalisten“ die Arbeit für die deutsche Presse unmöglich gemacht. Zugleich hatten sich bis zum Sommer 1935 13.000 Journalisten in die sogenannte „Berufsliste“ eintragen können. Das berechtigte sie, für deutsche Zeitungen und Zeitschriften zu schreiben.

Die wirtschaftliche Vorherrschaft auf dem deutschen Zeitungsmarkt erreichte das NS-Regime, indem es die Parteiblätter unter dem Dach des

gerieten, das Potenzial an Lesern zu. In dieser bewegten Zeit wuchs auch der Nachrichtenhunger. Viele, die vorher aus mangelndem Interesse, aus Geldknappheit oder aus politischen Gründen keine Zeitungen gelesen hatten, wollten sich nun mithilfe der Tagespresse informieren. So stieg die tägliche Gesamtauflage der deutschen Zeitungen von ungefähr 16 Millionen Exemplaren Anfang 1938 bis auf 18 Millionen Mitte 1939; nach 1940 wurde eine Stückzahl um die 25 Millionen erreicht und bis Herbst 1944 gehalten.

Presse im Dienst der deutschen Besatzer

Für den Eher-Konzern brachen damit goldene Zeiten an. Um Rohstoffe zu sparen, war der Papierverbrauch seit 1937 eingeschränkt worden. Seit 1939 stand ein Großteil der Belegschaft im Kriegsdienst, und die Prei-

tel einstellen. Von etwa 50 Tageszeitungen blieben kaum mehr als 20 übrig. Es hieß, man müsse Papier sparen. Tatsächlich aber wurden vor allem jene Zeitungen und Zeitschriften eingestellt, die wiederholt gegen Presse-„Weisungen“ verstoßen hatten.

Auch der Untergrund und die tschechische Exilregierung riefen immer wieder zum Boykott der offiziellen Presse auf. Diese versuchte dagegen auf deutsche Anweisungen hin, die tschechoslowakische Republik und die Exilregierung verächtlich zu machen. Eine Zukunft, so die Botschaft der Presse des Protektorats, könne es für die Tschechen nur unter deutscher Herrschaft geben.

Noch viel radikaler als in Tschechien gingen die NS-Funktionäre in Polen vor. Nachdem die Wehrmacht im Herbst 1939 West- und Zentralpolen erobert und besetzt hatte, wurden weite Teile des Landes vom Reich annektiert. In diesen Gebieten wurde jegliche Produktion polnischer Presseerzeugnisse verboten. Aber sogar im „Generalgou-

Literaturtipp:

Lars Jockheck:
Die NS-Besatzungspresse für Deutsche und Polen 1939–1945
fibre Verlag, Osnabrück 2006

„Die Feuer der Tyrannei brennen“

Die Bücherverbrennungen in Dresden 1933

„Dresden, 8. März. Am Mittwochnachmittag gegen 4 Uhr zogen SA-Kolonnen in feldmarschmäßiger Ausrüstung zum [...] Wettinerplatz und zum sozialdemokratischen Volkshaus am Schützenplatz“, berichten die *Dresdner Nachrichten* vom 9. März 1933.

Nachdem Polizei und SA den Wettinerplatz abgesperrt hatten, stürmte die Sturmabteilung des NS-Regimes das dort ansässige Verlagshaus der *Dresdner Volkszeitung*. Die Enkelin von Max Bräuer, einem damaligen Mitarbeiter des sozialdemokratischen Blattes, gibt die Erzählungen ihrer Großmutter wieder: „Die Nazis verhafteten die anwesenden Mitarbeiter und schmissen diese wie Zementsäcke brutal auf bereitstehende Lastwagen. Mein Großvater kam verletzt frei, der Frau eines Kollegen schickten die Nazischergen ein Paket mit der blutigen Kleidung ihres toten Mannes.“

Nachdem die Mitarbeiter abgeführt waren, „holte die SA aus dem sozialdemokratischen Verlagsgebäude die dort aufgestapelte Parteiliteratur, namentlich Broschüren, Flugblätter, Plakate sowie einige rote Fahnen heraus, schichtete daraus einen hohen Schei-

Beide Lokalzeitungen – *Dresdner Anzeiger* und *Dresdner Nachrichten* – berichten ausführlich und begrüßen die Aktion. Sie verlieren kein Wort über die Verletzung von Meinungsfreiheit und Eigentumsrechten. Die Schwerpunkte der Berichterstattung sind andere. „SA-Mann in Dresden erschossen“, lautet die Überschrift eines Artikels der *Dresdner Nachrichten* zu den Ereignissen am Wettiner Platz. Der mutmaßliche Täter wird gleich mitgeliefert: „Aus Häusern der Nachbarschaft wurde plötzlich auf die auf dem Dach befindlichen SA-Leute geschossen. Hierbei wurde ein SA-Mann, der 19jährige [...] Hans Melzer, durch Kopfschüsse tödlich getroffen. Der Täter, wahrscheinlich ein Kommunist, konnte sofort erkannt und verhaftet werden.“

Fast zwei Monate später loderten in zahlreichen deutschen Hochschulen Bücherhaufen. Am 6. Mai 1933 forderte die Studentenschaft der Technischen Hochschule Dresden „alle deutschen Volksgenossen“ auf, „literarischen Schund“ in bestimmten Buchereien und Bibliotheken abzugeben. „Deutscher Volksgenosse! Tue deine

ger). Während die ersten Bücher bereits brannten, wurde – so der *Dresdner Anzeiger* – Gericht gehalten, „Gericht mit einem Geist, der alles niederzog, der alles Hohe, Edle, Echte und Deutsche schleichend und feige vernichten wollte“. SA-Studenten warfen Bücher wie *Das Kapital* von Marx, das Erfurter Programm der SPD, die Psychoanalyse Freuds und Werke von Tucholsky, Heinrich Mann, Kästner und Remarque auf den Scheiterhaufen.

Während die Bücher brannten, ergriff der Älteste der Dresdner Studentenschaft, Herbert Engel, das Wort. Er beschuldigte die Autoren und deren Leser, die Verantwortung für den „Niedergang des deutschen geistigen Lebens“ zu tragen, zitierte ihn die *Dresdner Nachrichten*. *Der Freiheitskampf* argumentiert auf ähnliche Weise: Die Zerstörung der Bücher sei ein bedauerlicher Zwang, da „der deutsche Leser leider erzogen werden muß“. Beispielhaft nennt die sächsische Tageszeitung der NSDAP die Werke Remarques, die aus nationalsozialistischer Sicht ein falsches Bild des Ersten Weltkriegs darstellten. Wie wenig sich aber hinter dem vermeintlich erzieherischen Anspruch verbarg, lässt



8. März 1933: Auf dem Wettiner Platz brennen unter Anwesenheit einer SA-Mannschaft die „undeutschen“ Bücher. Foto: Museen der Stadt Dresden, Stadtmuseum

terhaufen und entzündete diesen“, so die *Dresdner Nachrichten* weiter. Erich Thomas, damals Schüler des Wettiner Gymnasiums, erinnert sich an den Tag, an dem zum ersten Mal im „Deutschen Reich“ öffentlich Bücher verbrannt worden waren: „Ich komme dorthin und sehe, da ist ein großer Haufen, da brennt es schon und da stehen SA-Leute, ein oder zwei hatten ein Gewehr, und aus dem Verlagsgebäude wurden Bücher oder Akten rausgeworfen.“

Laut den *Dresdner Nachrichten* sei die Hakenkreuzflagge auf dem Gebäude gehisst worden – „unter dem Absingen des Horst-Wessel-Liedes“. Nach dem Abzug der SA gegen 20 Uhr brannten die Scheiterhaufen noch, bis sie von der Feuerwehr gelöscht wurden. Aus dem sozialdemokratischen Volkshaus am nahegelegenen Schützenplatz war da schon ein Heim für die 100. Standarte der SA geworden.

Welches Ereignis der gesamten Aktion vorausging und den Hintergrund der Tat bildete, verschweigt die Presse: Der Übergriff war einer von vielen terroristischen Racheakten, die auf den Reichstagsbrand und die für die Nationalsozialisten enttäuschenden Ergebnisse der Reichstagswahl vom 5. März 1933 folgten. Im Gegensatz zur reichsweit organisierten Bücherverbrennung am 10. Mai ging es ausschließlich darum, den Sozialisten und Kommunisten jeglichen Einfluss zu rauben und ihre Grundrechte außer Kraft zu setzen.

Pflicht, säubere dein Haus von undeutschen Büchern und Schriften!“ – lautete der Aufruf. Er bildete den Auftakt zur „Zeitenwende in der deutschen Dichtung“, wie es der völkische Dichter Will Vesper in seiner in Dresden gehaltenen Festrede zur zweiten, diesmal reichsweit organisierten Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 bezeichnete. Initiator der Bücherverbrennung war das im April gegründete „Hauptamt für Presse und Propaganda der Deutschen Studentenschaft“. Dessen Ziel: ein „Feldzug wider den undeutschen Geist“ zur Gleichschaltung von Kunst und Wissenschaft und zur Etablierung der NS-Ideologie.

„Säubere dein Haus von undeutschen Büchern“

Nach Vespers Rede, in der er unter großem Applaus den angeblichen Niedergang in der deutschen Dichtung in den letzten Jahrzehnten beklagte, versammelten sich Studenten und Schaulustige vor dem Studentenhaus. Dann begann, begleitet vom Spielmarschzug der SA, der Fackelzug zur Bismarcksäule. Vor der Säule türmten sich Bücherberge aus „geistigem Unrat“ – schreibt das NSDAP-Blatt *Der Freiheitskampf* am selben Tag – und „zersetzenden, undeutschen oder unsittlichen Schriften“ (*Dresdner Anzei-*

Weg mit Schundliteratur!

Die Studentenschaft der Technischen Hochschule Dresden, Hauptamt für Aufklärung und Werbung, sendet uns folgenden Aufruf:

Vom 5. bis 10. Mai führt die Dresdner Studentenschaft einen Feldzug gegen jüdische, marxistische und liberalistische-versehbare Schriften durch. Die Studentenschaft fordert alle deutschen Volksgenossen, die im Besitz derartiger Bücher sind, auf, diese Schriften nach folgenden Abgabestellen zu bringen:

1) Ausleihe der Landesbibliothek, Wilhelmplatz, 11 bis 14 Uhr und 16 bis 19 Uhr;

2) Stadtbibliothek, Neues Rathaus, Zimmer Nr. 151;

3) Studentenhäuser, Mommsenstraße 18, 1, Amierzimmer;

4) Bucherei des Pädagogischen Instituts, Teplitzer Straße 16.

Eine Beratungsstelle über gutes und schlechtes Schrifttum befindet sich im Studentenhäuser, Mommsenstraße 18, 1. (Rufe 41037 und 45882).

Der eingesammelte literarische Schund wird am 10. Mai in einer Kundgebung an der Bismarcksäule verbrannt werden.

Deutscher Volksgenosse! Tue deine Pflicht, säubere dein Haus von undeutschen Büchern und Schriften!

In der NSDAP-Zeitung *Der Freiheitskampf* findet sich in der Ausgabe vom 6./7. Mai 1933 dieser Aufruf des „Hauptamtes für Aufklärung und Werbung“ der Studentenschaft der Technischen Hochschule Dresden zur Bücherverbrennung an der Bismarcksäule, die wenige Tage darauf stattfand. Quelle: Archiv der Akademie der Künste, Berlin

Kommentar

Bedrohte Gedanken

Auch die Nationalsozialisten hatten Respekt vor der Macht, die vom geschriebenen Wort ausgeht. Oft wussten sie Worte geschickt für ihre Zwecke einzusetzen. Hitler gründete seinen Machtapparat auf die Kraft geschriebener Worte und auf terroristische Gewalt. Durch Hetzreden und Plakate, die sich häufig gegen Mitbürger jüdischen Glaubens oder Sozialisten richteten, erreichte er den Gewinn der Wahlen und die Zustimmung der meisten Deutschen. Zusätzlich gab er Befehl, die Werke verschiedener Autoren zu vernichten. In groß inszenierten Verbrennungsaktionen ging deutschlandweit Weltliteratur in Flammen auf.

Die diversen Werke, die der Vernichtung preisgegeben wurden, hatten eines gemeinsam: Sie verurteilten Gewalt oder die Verherrlichung von Kriegen, sie priesen Demokratie mit all ihrer Freiheit an und versuchten, ihre Leser zum selbstständigen Denken zu erzie-

hen. Besonders die von ihnen ausgehende Warnung vor den Auswirkungen einer Alleinherrschaft stellte eine Bedrohung für die entstehende Diktatur dar. Einzig und allein die nationalsozialistische Ideologie sollte Einzug in das Denken und Handeln der Deutschen halten – mit aller Macht. Verschiedene Denkansätze, Diskussionen und ein so entstehender Meinungspluralismus sollten unbedingt verhindert werden. Die Bücherverbrennungen und die Propaganda der Zeitungen waren nur zwei von vielen Maßnahmen, mit Hilfe derer die Menschen gefügig gemacht werden sollten. In dieser Atmosphäre wurde es immer gefährlicher, kritische Fragen zu stellen oder gar offenen Widerstand zu leisten.

Die Bücherverbrennungen waren ein erschreckender Versuch der Gleichschaltung von Wissenschaft und Kunst, ein deutlicher Schlag gegen Demokratie und geistige Freiheit.

Team (F)Aktendörner aus Dresden



Hinten von links: Josefine Goldmann (17), Pia Winkler (16), Mandy Trabandt (17), Josefine Schmidt (17). Vorne: Johanna Hackenberg (16) und Tutorin Christine Liebscher

Wir – Johanna, Pia, Mandy, Josefine, noch mal Josefine und unsere Betreuerin Frau Liebscher – sind die „(F)Aktendörner“ aus dem Schularchiv Dresden-Plauen. Kennen gelernt haben wir uns über unser gemeinsames Interesse an Geschichte, welches uns auch zu diesem Projekt führte.

Unsere Recherchen konzentrierten sich auf die Bücherverbrennun-

gen in Dresden, speziell die des 10. Mai 1933. Nie hätten wir gedacht, dass wir damit ein von Historikern kaum beachtetes Feld beackern. Momentan sieht es aus, als ob wir unsere Forschungsarbeit gemeinsam mit Studenten der Technischen Universität Dresden und Mitarbeitern der Stiftung Sächsische Gedenkstätten fortführen könnten. Das wäre für uns Hobbyhistoriker eine tolle Sache.

„Staatsfeindliches Treiben“

Pfarrer Heintzeler – Kritiker der NS-Kirchenpolitik

„Deutsches Volk horch auf“, liest Pfarrer Heintzeler im Sommer 1935 auf einem Plakat, das ein NSDAP-Mitglied an seinen Kirchenzaun geheftet hat. „Gewissenlose Hetzer“ seien in der Kirche am Werke, heißt es weiter. Vorsichtig nimmt Heintzeler das Plakat ab und faltet es sorgfältig zusammen.

Drei Jahre zuvor ist das Ehepaar Margarethe und Willy Heintzeler in das fast gänzlich protestantische Dorf Plat-

tenhardt gekommen. Durch regelmäßigen und persönlichen Kontakt bauten die Heintzeler eine ausgesprochen gute Beziehung zu den rund 2.000 Gemeindegliedern auf.

Sophie Wörner, die als damals 11-jährige Heintzeler evangelischem Jugendkreis angehörte, schwärmt noch heute von „dem besten Pfarrer“ und seiner „blühenden Jugendarbeit“ in Plattenhardt. So zählte der Jugend-

kreis in Plattenhardt von 1933 bis 1937 mehr Mitglieder als die örtliche Hitlerjugend (HJ).

Ein Gegner Adolf Hitlers ist Willy Heintzeler nicht von Anfang an. Noch Ende 1933, ein knappes Jahr nachdem Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt worden ist, glaubt der 34-Jährige, dass gerade der nationalsozialistische Staat „die Voraussetzung und Wege zu einer Erneuerung der Kirche bietet“, wie er es im *Evangelischen Gemeindeblatt* formuliert. Er ist sogar Mitglied in einer nationalsozialistischen Organisation, der NS-Volkswohlfahrt (NSV).

Die Kirche gegen staatliche Eingriffe schützen

Wegen der zunehmenden Eingriffe der NSDAP in das Kirchenleben entwickelt er jedoch immer mehr Distanz zum „Dritten Reich“. So stellt Heintzeler sich im Januar 1934 öffentlich gegen die Abhängigkeit der Kirche vom Staat und pocht im *Gemeindeblatt* auf „deren Autonomie“ und „Raum zu Erfüllung ihres Auftrages“.

Doch die Plattenhardter Bevölkerung interessiert sich kaum für die damalige Kirchenpolitik – obwohl ihr Pfarrer die Bekennende Kirche in der Region aktiv mitgestaltet, also zu jenen „gewissenlosen Hetzern“ gehört, die die Kirche gegen staatliche Eingriffe schützen wollen.

Im Sommer 1935 erreichen die Auseinandersetzungen Heintzeler mit der NSDAP einen ersten Höhepunkt. Eduard Kienle, damals 17 Jahre alt, erinnert sich: „Ich weiß noch, dass die Nationalsozialisten ein ziemlich großes Plakat an den Kirchenzaun angebracht hatten. Das hat Heintzeler vorsichtig abgemacht.“ Dieses Plakat greift alle Geistlichen an, die nicht die NSDAP-hörigen Deutschen Christen unterstützen: „Sie mißbrauchen die Religion zu schmachvollen politischen Zwecken.“

„... dem schamlosen Treiben ein Ende machen“

Mehrere Artikel in den Lokalzeitungen berichten über das Entfernen des Plakates. Der *NS-Kurier* und der *Filder-Bote* schreiben über das vermeintlich „staatsfeindliche Treiben“ des Pfarrers, der sich laut dem *Filder-Boten* „schon



Der *Filder-Bote* vom 12. August 1935 empört sich über Pfarrer Heintzeler. Etwa zwei Jahre vorher, im August 1933, wurde der bis dahin parteipolitisch unabhängige *Filder-Bote* in die „NS Presse Württemberg GmbH“ gedrängt. Quelle: Stadtarchiv Filderstadt

lange in dem Gefühl des Märtyrers“ sonne.

Die Blätter bauschen Heintzeler's Tat zu einem Vorfall von Vandalismus auf. So ist in einer Überschrift von mehreren abgerissenen Plakaten die Rede. Pfarrer Heintzeler wird „Sabotierung der Staatsbestrebungen“ vorgeworfen. Der *Filder-Bote* fordert sogar seine Absetzung. Schließlich wird der Ortsgeistliche von der Kirche auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Nach zwei Monaten darf er jedoch wieder die Kanzel betreten – in einem über-vollen Gotteshaus.

Trotz der Angriffe äußert sich Willy Heintzeler weiterhin kritisch zum NS-Regime. So sagt er in einer Kirchengemeinderatsitzung: „Wir Pfarrer können jetzt um des Gewissens willen trotz des staatlichen Verbots nicht länger schweigen“, tritt 1937 aus der

NS-Volkswohlfahrt aus und verweigert schließlich auch den Treueid auf Hitler.

... trotzdem nicht schweigen

Deshalb folgt er im Sommer 1937 dem Rat seines Bischofs und lässt sich nach Pfalzgrafenweiler versetzen. Dort setzt er sein soziales Engagement fort: Während der Kriegszeit nimmt er mit seiner Frau evakuierte Kinder im Pfarrhaus auf.

Willy Heintzeler stirbt 1982 in Schwäbisch Hall. Zu den Trauergästen bei seiner Beerdigung gehören auch die ehemaligen Mitglieder seines Jugendkreises Eduard Kienle, Sophie und Fritz Wörner. ■



Pfarrer Willy Heintzeler 1936 mit seiner Frau Margarethe und Jugendlichen vor dem Pfarrhaus von Plattenhardt. Hinten von links: Albert Weinmann, Eduard Kienle, Willy und Margarethe Heintzeler, Helmut Rock. Vorn von links: Paul Steck, Fritz Wörner, Reinhold Ruck, Karl Ginger. Kniend: Otto Schneider. Foto: Privatbesitz Sophie Wörner

Team Contre l'oubli aus Filderstadt



Von links: Lena Egerter (15), Christina Egerter (18) und Marilena Junghans (17)

Name: „Contre l'oubli“, alias Christina, Marilena und Lena

Alter: 50 Jahre, d.h. in 20 Jahren schon step-verdächtiger Zeitzeuge... (= 18+17+15)

Vorkommen: im südlichen Teil Deutschlands, vorzugsweise in Bayern und Baden-Württemberg

Wir lieben: reisen, Freunde treffen, lesen, lachen, Sport

Wenn wir für step21 arbeiten: trinken wir kannenweise Rooibos-Tee und lachen

uns über Materialberge auf und unter dem Tisch krank

Die Arbeit für step21 war: interessanter als Schule und gut fürs Selbstbewusstsein

Unser Motto: No step no fun/Always look on the white Flecken of history in life

Unsere ausführlichen Recherchen führten uns zu: Pfarrer Heintzeler aus Plattenhardt

Der Haken am Kreuz

Zwischen Anpassung und Opposition – die evangelische Kirche im Nationalsozialismus

Als Adolf Hitler im Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wird, versucht er zusammen mit seiner Partei, der NSDAP, die vielen gläubigen Christen an sich zu binden. Von der protestantischen Kirche, die schon immer nationaler ausgerichtet war als etwa die römisch-katholische Kirche, wird die Machtübernahme positiv aufgenommen. Mit der Bildung einer evangelischen Reichskirche unter der Leitung des national geprägten Bischofs Ludwig Müller versucht der Staat die Kirchen auf die nationalsozialistische Weltanschauung auszurichten.

Schon 1932 haben sich viele evangelische Kirchenmitglieder zur „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ (DC) zusammengeschlossen, die nun hinter der nationalsozialistischen Regierung steht. Die Deutschen Christen bezeichnen sich als „Sturmabteilung Jesu Christi“ und verwerfen sogar das Alte Testament, weil es jüdisch sei. Und sie fordern auch für den

kirchlichen Dienst die Anwendung des sogenannten Arierparagrafen. Dieser besagt, dass Beamte und Angestellte jüdischer Abstammung vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen werden.

Nachdem die evangelische Synode im Herbst 1933 tatsächlich einen Arierparagrafen für die Kirche eingeführt hat, verlieren Geistliche und Kirchenbeamte jüdischer Herkunft ihre Stellen. Daraufhin gründet der Berliner Pfarrer Martin Niemöller zusammen mit 70 anderen evangelischen Geistlichen den „Pfarrernotbund“, aus dem sich später die „Bekennende Kirche“ entwickelt. Bis Ende 1933 schließt sich ein Drittel aller evangelischen Geistlichen der Bekenntnisbewegung an.

Die Bekennende Kirche strebt nach Autonomie und Entscheidungsfreiheit. Ursprünglich versteht sie sich nicht als Gegner des Regimes. Doch die NSDAP schränkt die Ausübung des Glaubens immer weiter ein. Der evan-

gelische Jugendkreis wird in die HJ eingegliedert, christliche Abzeichen und Uniformen werden verboten. So steht die Bekennende Kirche im Zwiespalt zwischen der geforderten Loyalität und den Zielen und Geboten ihres christlichen Glaubens. Bei Kanzelankündigungen und auf Versammlungen äußern sich Pfarrer der Bekennenden Kirche schließlich öffentlich gegen den Nationalsozialismus.

Angesichts der Verfolgung kirchlicher Oppositioneller und des zunehmenden Terrors der Nationalsozialisten verstummen schließlich viele kritische Christen. Es bleiben nur wenige, die Widerstand gegen das politische System leisten und dafür vielfach mit ihrem Leben bezahlen.

Erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs erkennen viele Christen ihre Mitschuld und äußern sich in Erklärungen wie dem „Stuttgarter Schuldbekennnis“ (Oktober 1945) über ihre Fehler. ■

Der beste Pfarrer

Eduard Kienle, Sophie und Fritz Wörner gehörten in den 1930er Jahren zum evangelischen Jugendkreis in Plattenhardt. Sie erinnern sich noch gut an ihren damaligen Pfarrer Willy Heintzler.

„Er hätte das Plakat auch wütend wegreißen können, aber das hat er nicht gemacht, sondern es vorsichtig und mit Bedacht abgenommen. Ich erinnere mich noch, dass er mir das sorgfältig zusammengelegte Plakat in der Sakristei gezeigt hat.“ So beschreibt der 86-jährige Eduard Kienle, wie sein Pfarrer Willy Heintzler am 10. August 1935 vom Zaun der Kirche in Plattenhardt ein Plakat der NSDAP entfernt hat. Gemeinsam mit seinen Freunden Fritz und Sophie Wörner besuchte Kienle den Jugendkreis unter der Leitung von Willy Heintzler. Trotz gesellschaftlichen Ausgrenzungen blieben sie dem evangelischen Jugendkreis treu. Eduard Kienle erzählt: „Da ich nicht in der HJ war, durfte ich nicht bei sportlichen Wettbewerben mitmachen, meine christlichen Abzeichen wie das Eichenkreuz des CVJM nicht mehr tragen und musste vor

allem beim Arbeitsdienst und Militär viele spöttische Kommentare über mich ergehen lassen.“ Weiter sagt er: „Der Glaube war im Dritten Reich nur ein Nachteil, aber Gott sorgte trotzdem für mich.“

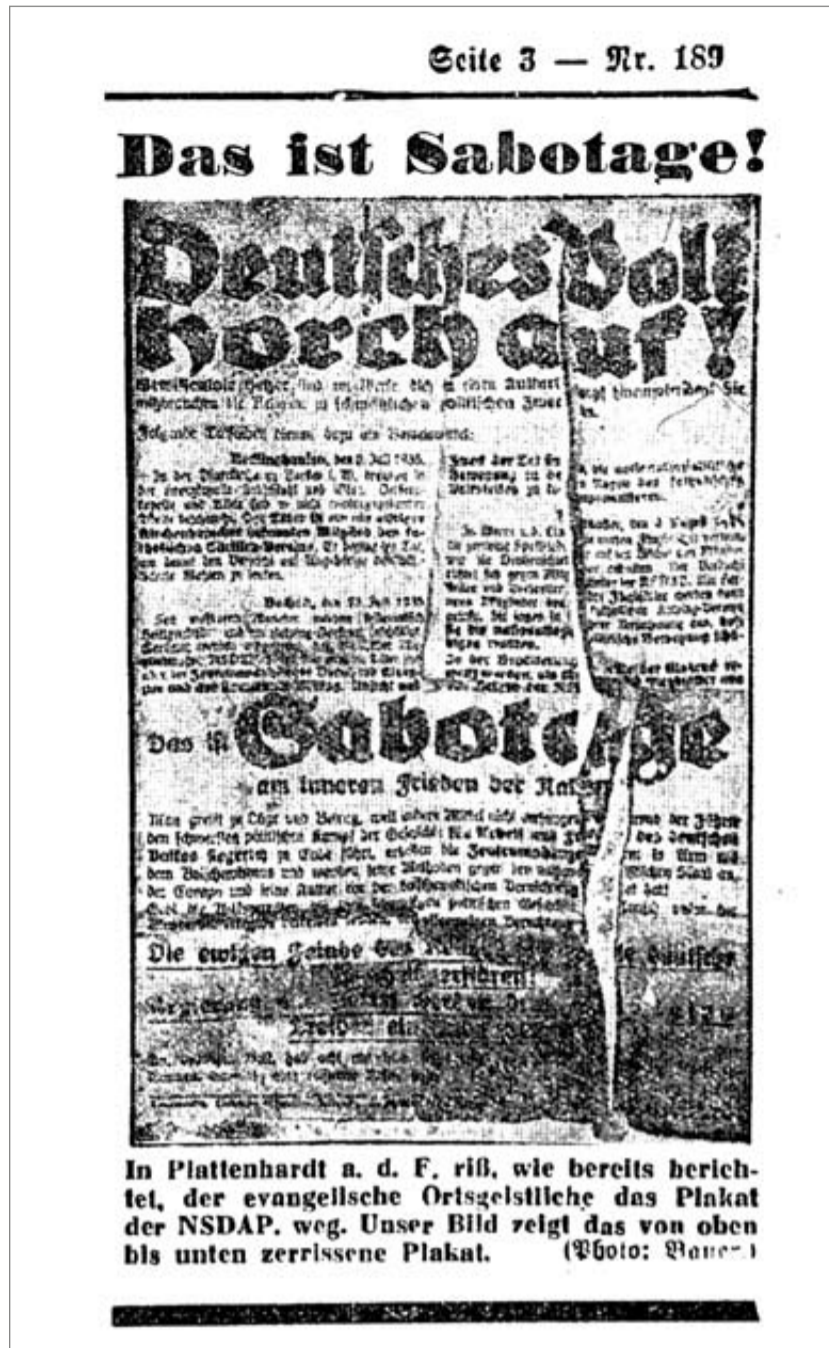
Die Freude am gemeinsamen Glauben und die Bibelarbeit in Plattenhardt stärkten den Zusammenhalt der Jugendlichen mit ihrem Pfarrer. Sie schätzten ihn als „engagierten und kontaktfreudigen“ Geistlichen.

Doch Kirche und Politik ließen sich nicht trennen. So bemerkten Eduard Kienle, Sophie und Fritz Wörner NSDAP-Mitglieder, die sogenannten Oberhüter, die den Gottesdienst des Pfarrers bespitzelten. Die Gläubigen tuschelten über deren Anwesenheit: „Hockt der auch wieder da?“

Sophie Wörner erinnert sich an die gute Zusammenarbeit zwischen dem evangelischen Landesbischof Theophil Wurm und Heintzler. Beide setzten sich für die Autonomie der Kirche ein und wehrten sich gegen die Kirchenpolitik des württembergischen Reichsstatthalters Wilhelm Murr. So entstand der damals gängige Zungenbrecher: „Den Murr wurmt's, dass der Wurm murr.“



Das Eichenkreuz, damaliges Abzeichen des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM). Privatbesitz Sophie Wörner



Am 15. August 1935 zeigte der Filder-Bote das Plakat der NSDAP, das Pfarrer Heintzler von seinem Kirchenzaun entfernt hatte.

Kommentar

Gegen das Vergessen

„Wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben“, heißt es in dem im Oktober 1945 veröffentlichten „Stuttgarter Schulbekenntnis“ der evangelischen Kirche. Im Laufe unserer Recherchen fiel uns auf, wie wenig junge Menschen heute über das Verhältnis der protestantischen Kirche zum Nationalsozialismus informiert sind. Nur wenige wissen, dass viele evangelische Pfarrer und Bischöfe die Regierung Hitlers begrüßten, manche sogar Antisemiten waren.

Während der Machtergreifung der NSDAP, dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust viele Stunden im Geschichtsunterricht gewidmet werden, hören wir nie etwas über die Mitschuld der Kirche. Obwohl im Lehrplan des Geschichts- und Religionsunterrichts vorgesehen, wird dieses Thema gern aus Zeitgründen weggelassen. Interessierte Schüler sollten darauf bestehen, dass auch die NS-Kirchenpolitik im Unterricht behandelt wird. Ein kritischer Umgang mit den Inhalten und der Umsetzung des Lehrplans sind hier gefragt. Denn unserer Meinung nach hätte die evangelische Kirche damals mit einem klaren Nein zum Nationalsozialismus der Bevölkerung ein deutliches Zeichen gesetzt und sie zum Nachdenken animiert. Eine starke und glaubwürdige Opposition hätte vielleicht die schlimmsten Greuelthaten verhindern können. Auch heute besitzt die Kirche noch viel Einfluss auf das Denken und den Alltag des Menschen. Deshalb ist es notwendig, sich über dieses Kapitel unserer Geschichte kritisch zu informieren, verschweigen oder vergessen Menschen doch zu viel.

++++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Coaches +++++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Coaches +++++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Coaches +++++



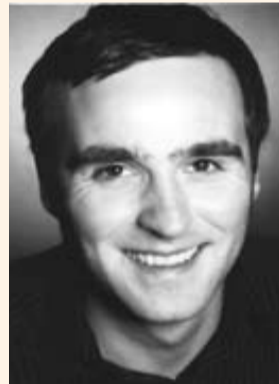
Dr. Andreas Wiedemann
Journalist und Historiker

Ich beschäftige mich schon einige Jahre mit den tschechisch-deutschen Beziehungen in Geschichte und Gegenwart. step21 hilft, durch die Verknüpfung von historischer und journalistischer Projektarbeit tragische Ereignisse vor dem Vergessen zu bewahren, und fördert auf europäischer Ebene den interkulturellen Austausch.



Dr. Oliver von Wrochem
Historiker

Ich finde das Projekt spannend und wichtig.



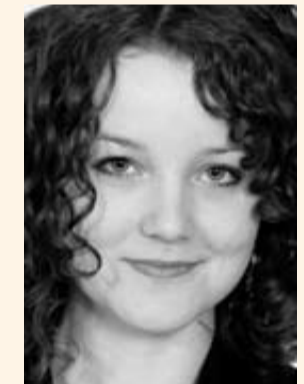
Tim Schmalfeldt
Freier Redakteur

Legenden, Lügen, Vorurteile werden immer wieder als politische Waffe benutzt. Indem die jungen Journalisten Vergessenes und Verdrängtes aus ihrer Region zu Tage fördern, leisten sie einen schönen Beitrag gegen diese Form der Aufrüstung.



Bente Stachowske
Fotografin

step21 ist super!



Sarah Benecke
Studentin der Journalistik, freie Journalistin

Das Projekt ist eine tolle Möglichkeit für junge Leute, etwas über die Geschichte ihres Ortes zu erfahren – und gleichzeitig auch noch journalistische Erfahrungen zu sammeln.



Lan Böhm
Studentin der Politikwissenschaften, freie Journalistin

Geschichte ist ein Lebenskompass – warum sind wir, wer und wie wir sind? Darum unterstütze ich STEP 21 [Weiße Flecken].



Lars Breuer
Kulturwissenschaftler

Ich unterstütze das Projekt, weil ich es wichtig finde, dass die Jugendlichen einen eigenen Zugang zu den weißen Flecken in ihrer Umgebung bekommen.



Sören Reimer
Student der Politik-, Rechts- und Islamwissenschaften

Pressefreiheit ist ein hohes Gut, welches es zu verteidigen gilt. STEP 21 [Weiße Flecken] zeigt die Perversitäten einer Gesellschaft, die ihre Pressefreiheit nicht verteidigt hat und dadurch der Propaganda eines verbrecherischen Systems den Weg geebnet hat.



Jitka Holásková
Soziologin

Ich möchte den kulturellen Austausch zwischen deutschen und tschechischen Jugendlichen unterstützen und an der Festigung des demokratischen Bewusstseins unter Jugendlichen mitwirken.



Claudia Neubert
Historikerin

Ich bin dabei, um ein vielversprechendes Projekt der Vergangenheitsaufarbeitung zu unterstützen, das gerade durch seinen grenzüberschreitenden Charakter besticht und an dem ich selbst früher sicher gerne teilgenommen hätte.

Allen ehrenamtlichen Coaches einen herzlichen Dank für ihren sehr engagierten und kompetenten Einsatz!

V českých srdcích zavládl smutek a nebo Pohřeb hyeny?

27. května 1942 dopoledne se ozve ze zatáčky do ulice V Holešovičkách hlasitý výbuch. Je 10:35, když těmito místy projíždí zastupující říšský protektor SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich při každodenní cestě na Pražský hrad. Československý odbojář Josef Gabčík má v úmyslu vypálit na protektora sérií výstřelů. Samopal mu však vypoví službu a teprve bomba druhého atentátníka Jana Kubiše zasáhne Heydrichův vůz.

Ve stejnou dobu se Natálie Šonská opakuje na balkóně svého bytu na Bulovce. Náhle se ozve strašný řev. Vrátný volá, že byl spáchán atentát na Heydricha. „Šla jsem se podívat, jak to vypadá,“ vzpomíná paní Šonská, která v té době pracovala jako lékařka v nemocnici Na Bulovce. „On byl na chirurgii,

večer, České slovo a další. Otištěn byl Výnos státního tajemníka Úřadu říšského protektora Karla Hermana Franka o vyhlášení výjimečného civilního stavu a lidé se také dočetli o vypsání „10.000.000 korun odměny za předmětné údaje, které povedou k dopadení pachatelů“. Jednotky SS chtěly dopadnout atentátníky za každých okolností; v tisku se například objevily fotografie věcí, které po sobě na místě činu parašutisté Gabčík s Kubišem zanechali. 30. května vydal nově pověřený zástupce říšského protektora K. H. Frank „Zásadní prohlášení o nové situaci po atentátu“, které bylo spojeno s prvními seznamy popravených osob, jež se měly na atentátu podílet.



Jako by tato karikatura chtěla říci, že se podrobené Česko staví na odpor. Vyšla den po Heydrichově smrti na úvodní straně londýnského exilového týdeníku *Čechoslovák*. *Čechoslovák* byl oficiálním orgánem českého odboje v britském exilu. Číslo ze dne 5. 6. 1942. Zdroj: Knihovna Národního archivu v Praze // Das eingesperrte Tschechien setzt sich zur Wehr, scheint diese Karikatur zu sagen. Sie erschien am 5. 6. 1942 in London auf der Titelseite des tschechischen Exil-Wochenblatts *Čechoslovák (Der Tschechoslowake)*, des offiziellen Organs des tschechischen Widerstands im britischen Exil. Quelle: Bibliothek des Nationalarchivs Prag

gii, kde to okamžitě zašperovali, ale neoperoval ho šéf chirurgie. Pozval si nějakého německého doktora z Vídně. Také jsme nesměli chodit chodbou, která k chirurgii vedla.“

Běžní občané Československa se mohli o události poprvé dočíst v novinách následujícího dne. Prakticky totožné články přinesly *Lidové noviny*, *Národní politika*, *Polední list*, *Pražský*

Zatímco se v cenzurovaném protektorátním tisku denně objevují články o „vrazech, kteří spáchali odstrašující a podlý zločin“, vychází 30. května v exilovém týdeníku *Čechoslovák* v Londýně zpráva o „československých vlastencích spáchavších atentát na hromadného vraha“. Aby byl posílen duch a víra odbojářů, jsou součástí zprávy i následující věty: „Rány, vypá-

lené na říšského protektora, dramatickým způsobem demontují všechny německé bajky o tom, že se český lid smířil se svým osudem a že se po krvavé lekci, již mu Heydrich uštědřil, rozhodl k dobrovolné spolupráci. Je konec všem německým tvrzením o tom, že český lid se dobrovolně včlenil do říše, v níž vidí svou jedinou budoucnost.“

„Nejstrašnější na tom bylo to hlášení o popravených“

Nacistická propaganda, jejímž cílem bylo obyvatele protektorátu zastrašit, nechává vyhlášovat rozhlasem informace o popravených. „Každý den hlásily ampliony: Za souhlas s atentátem byli popraveni... a to vždycky za první, za druhý, až za desátý,“ vzpomíná Natálie Šonská a dodává: „Jednou při cestě na Bulovku jsem potkala takový otevřený autobus, ve kterém vezli odsouzené na popravu do Kobylis na střelnici. Vězni tam vždycky seděli napěchovaní, byl to strašný pohled. A každý den to byla známá jména, lidé z kultury a také například náš ředitel školy. Ale nejstrašnější na tom bylo to hlášení o popravených a zprávy v novinách.“ Němci v žádném případě nechtějí připustit selhání a nadále se tváří, že mají situaci pod kontrolou. Většina Čechů nervozitu nacistů tuší, ale boj se hromadně bouří. Aby se dostali k dalším informacím, poslouchají alespoň zakázaný zahraniční rozhlas. V Londýně si naopak Češi snaží dodávat odvahu a doufají, že zbytek národa ve staré vlasti nepodlehne nátlaku režimu a nestane se proněmeckým.

„Lépe deset Čechů mrtvých, než jeden Němec uražený nebo zraněný“

Posun v událostech nastává po Heydrichově smrti. Zprvu zavládne vlna radosti. Zanedlouho však vyvstává mezi Čechy otázka, jestli stálo spáchání atentátu opravdu za to.

Protože pátrání po atentátnících nevedlo k úspěchu, rozhodlo se nacistické vedení provést další zastrašovací akce: 10. června byly vypáleny a srov-

nány se zemí Lidice, následovaly Ležáky a Javoříčko. SS-Gruppenführer a státní tajemník Frank svým rozkazem dovolil vraždit i bez rozsudku: „Nařizuji, že ve službě i mimo službu je nutné použít ihned střelné zbraně při sebemenším podezření útoku ze strany Čecha anebo při sebemenším odporu při zatýkání. Lépe deset Čechů mrtvých, než jeden Němec uražený nebo zraněný.“ Lidé se začali bát víc než kdykoliv předtím.

„Pohřeb hyeny v Berlíně“

Oznámení o úmrtí říšského protektora zaplnilo české noviny. Titulek článku *Českého slova* z 5. června hlásal: „Praha pod smutečnými prapory a vlajkami. V srdcích všech upřímných Čechů zavládl smutek.“ Čtenáři se dozvěděli, že „tragické smrti [...] želí všichni poctiví Češi, jimž žádná agitace a žádný úklad na měkčnost jejich srdce a střízlivý rozum nedovedly dosud vyrvat smysl pro čest [...]“ a také že „[...] celá Praha kladla u rakve květiny“. Fotografie sice dokumentovaly četnost zástupů Pražanů na smuteční slavnosti, ale nikde už nebyla zmínka o tom, že jen málokdo opravdu přišel uctít Heydrichovu památku. „Nikdo jistě nešel na pohřeb dobrovolně,“ upřesňuje Natálie Šonská. „Byla to taková hrůza a strach před Němci!“ Vzhledem k politické situaci v zemi je zřejmé, že žurnalisté neměli volné ruce a museli psát, co jim bylo nadiktováno. *Čechoslovák* se smuteční slavnosti v Praze nevěnoval, ale o to ostřeji komentoval v článku „Pohřeb hyeny v Berlíně“ poslední rozloučení a Heydrichův pohřeb v Berlíně: „Ceremonie plná lží, pokrytectví a strachu před novým atentátem se konala 9. června. Nacističtí hodnostáři, obklopení nejvěrnějšími důstojníky SS, se oficiálně a s obvyklou nacistickou pompou, ale nápadně rychle loučili s bezvládným tělem vraha Reinharda Heydricha. Hitler se zřejmě bojí atentátu právě tak, jako britských letounů.“

Z těchto řádků je zřejmý rozdíl mezi zpravodajstvím z domova a z exilu. Nemůžeme si však myslet, že byl exilový tisk zcela objektivní. Ani jeden druh zpravodajství nepodával spolehlivé informace, a proto je těžké hledat v těchto textech pravdu.

Operace Anthropoid

Na podzim 1941 pověřil Adolf Hitler vedoucího Sipo (Sicherheitspolizei) a SD (Sicherheitsdiens) Reinharda Heydricha, tzv. třetího muže Říše, zastupováním Konstantína von Neuratha v Úřadu říšského protektora pro Čechy a Moravu. Jeho úkolem bylo potlačit československý odboj, dohlížet na selekci českého národa a poněmčení území. Zároveň měl získat co nejvíce prostředků pro německou válku.

Představitelé českého londýnského odboje začali připravovat s anglickou pomocí tajnou operaci, jejímž cílem byla Heydrichova likvidace. Po náročných přípravách vyvrcholila 27. května 1942 akce s krycím jménem Anthropoid, kdy byl na zástupce říšského protektora spáchán atentát. Heydrich sice útok přežil, ale následkům zranění 4. června v pražské nemocnici Na Bulovce podlehl.

Topení zbraní ve Vltavě

Augustýna Šulcová, dvojče paní Natálie Šonské, se narodila roku 1913. V rozhovoru vypráví o tom, jak reagovala na situaci po atentátu. Paní Šulcová tehdy pracovala jako právnička. Napjatá situace po atentátu měla přímé důsledky pro ni i jejího manžela:

„Doba to byla děsivá. Můj manžel měl pech, jeho otec byl totiž rakouský důstojník, takže měl obrovskou sbírku zbraní, no a pak přišel atentát. Mít je doma bylo nebezpečné, museli jsme se jich tedy nějak zbavit. Tak jsme si každý večer přivázali okolo pasu zbraň, které jsme museli aspoň naplň přepilovat, a chodili na Kampu, že je holt budeme házet do vody. Jednou takhle přijdeme k řece a tam chodí nějaký člověk sem tam po nábřeží. Tak jsem si řekla, ježišmarja, teď to před ním nemůžeme házet. A tak jsme chodili dost dlouho sem tam. Ale nakonec ztratil nervy on a sám začal házet ty své flinty do Vltavy. Tak jsme to tam naházeli taky a šli jsme.“

Tým Vorwärts mit Mut z Prahy Team Vorwärts mit Mut aus Prag



Zleva / Von links: Lukáš Boček (18), Anna Brabcová (17) a / und Aneta Smutná (17)

Aneta je blázen do tancování, Lukáš hraje na klarinet a pro Anču je vším volejbal. Asi byste si řekli: Lidé s úplně jinými zájmy... A přesto nás všechny tři spojuje zájem o historii, mezilidské vztahy a také cestování. Když jsme loni v květnu přemýšleli, jakým tématem se budeme zabývat, uplynulo právě 65 let od atentátu na Reinharda Heydricha a výročí připomínaly všechny české noviny. Vzhledem k tomu, že jsme měli možnost navštívit pamětníky této události, bylo pro nás dodnes diskutované téma Heydrichiády jasnou volbou.

Aneta ist verrückt nach Tanzen, Lukáš spielt Klarinette und für Anča ist der Volleyball ihr Ein und Alles: Junge Leute mit völlig unterschiedlichen Interessen, könnte man denken. Was uns verbindet, ist das gemeinsame Interesse für Geschichte, neue Kontakte und für Reisen. Als wir im Mai 2007 nach einem Projektthema suchten, waren gerade 65 Jahre seit dem Attentat auf Reinhard Heydrich vergangen. Alle tschechischen Zeitungen erinnerten an diesen Jahrestag. Da wir die Möglichkeit hatten, Zeitzeugen des Ereignisses zu besuchen, fiel unsere Wahl klar auf das bis heute in Tschechien diskutierte Thema der „Heydrichiade“.



Zleva: Atentátníci Josef Gabčík a Jan Kubiš. Oba byli rotmistři československé exilové armády. Po atentátu se ukrývali společně s dalšími účastníky odboje v kostele sv. Karla Boromejského v Resslově ulici v Praze. O tři týdny později byla jejich skrýš prozrazena gestapu, které na ni zaútočilo. Kubiš zemřel na následky těžkých zranění v sanitce. Ostatní parašutisté spáchali sebevraždu. Foto: čtk // Die Attentäter Josef Gabčík (links) und Jan Kubiš. Beide waren Feldwebel der tschechoslowakischen Exilarmee. Nach dem Anschlag tauchten sie in Prag unter. Drei Wochen später wurde ihr Versteck an die Gestapo verraten und gestürmt. Kubiš starb an den Folgen schwerer Verletzungen, Gabčík beging Selbstmord. Foto: čtk



Komentář

Pomník pro odbojáře

Heydrich byl v očích českého národa symbolem zla, krutosti a nejisté budoucnosti. Hovořilo se o tom, že má za úkol zlikvidovat slovanský lid. Většina lidí sice protektora nenáviděla, ale k činům demonstrujícím nesouhlas s jeho kru-

tovládou se nikdo neodhodlal. Teprve v anglickém odboji se našli muži, zmínění Gabčík a Kubiš, kteří nakonec atentát provedli. Přestože se dodnes spekuluje o tom, zda-li byl tento čin zapotřebí, my říkáme jasné ano. Velice si ceníme

obou mužů, kteří obětovali svůj život pro budoucnost národa. Jsme rádi, že se na Gabčíka a Kubiše nezapomnělo a že se jim dnes, více než šedesát let po válce, staví nedaleko již neexistující „osudné“ zatáčky pomník.

Tschechische Herzen von Trauer erfüllt oder Das Begräbnis einer Hyäne?

Am Vormittag des 27. Mai 1942 hört man an der Straßenecke V Holešovičkách eine laute Explosion. Es ist 10.35 Uhr, als der stellvertretende Reichsprotektor und SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich diesen Ort passiert. Wie jeden Tag ist er unterwegs zu seinem Amtssitz auf der Prager Burg. Und doch ist an diesem Tag alles anders.

Der tschechoslowakische Widerstandskämpfer Josef Gabčík will eine Salve von Schüssen auf den Reichsprotektor abfeuern. Seine Maschinenpistole versagt. Aber die Handgranate des zweiten Attentäters, Jan Kubiš, trifft Heydrichs Wagen.

Zur gleichen Zeit sonnt sich die 29-jährige Ärztin Natálie Šonská auf ih-

chisches Wort) berichten nahezu identisch. Abgedruckt wird der Erlass zur Verhängung des Ausnahmezustands von Karl Hermann Frank, Staatssekretär im Amt des Reichsprotektors. Weiter lesen die Prager, dass „10.000.000 Kronen Belohnung für Hinweise [ausgeschrieben sind], die zur Festnahme der Täter führen“. Die Zeitungen drucken Fotos von Beweismitteln, die Gabčík und Kubiš am Tatort zurückgelassen hatten. Die deutschen Besatzer wollen die beiden Attentäter unter allen Umständen und so schnell wie möglich fassen. Die Zeitungen bringen erste Listen hingerichteter Personen, die angeblich am Attentat beteiligt waren.

laboration entschlossen hat. Es widerlegt alle deutschen Behauptungen, das tschechische Volk habe sich freiwillig dem Deutschen Reich angeschlossen und sehe in ihm seine einzige Zukunft.“

Meldungen über die Hingerichteten

Die nationalsozialistische Propaganda zielt auf die Einschüchterung der Bevölkerung ab und verbreitet im Rundfunk Angaben zu den Hingerichteten. Natálie Šonská erinnert sich: „Jeden Tag meldeten die Lautsprecher: Wegen ‚Gutheißung des Attentats‘ wurden hingerichtet..., und dann immer: erstens, zweitens, bis zehntens.“ Weiter erzählt sie: „Einmal sah ich auf dem Weg in das Krankenhaus Na Bulovce einen offenen Lkw, in dem Verurteilte zur Hinrichtung auf den Schießplatz in Kobylisy transportiert wurden. Die Häftlinge saßen dort zusammengequetscht, ein schrecklicher Anblick. Aber das Schrecklichste waren die Meldungen und Zeitungsberichte über die Hingerichteten. Jeden Tag bekannte Namen, Menschen aus dem Kulturleben, auch unser Schulleiter...“

Nervosität der deutschen Besatzer

Die deutschen Besatzer wollen keine Schwäche zeigen und verhalten sich weiterhin, als hätten sie alles unter Kontrolle. Viele Tschechen spüren zwar die Nervosität der Deutschen, schrecken aber vor einem Massenaufstand zurück. Um an unzensurierte Informationen zu gelangen, hören sie den verbotenen ausländischen Rundfunk. Im Londoner Exil bemüht man sich darum, den tschechischen Widerstand im Protektorat zu stärken, und hofft, dass die Bevölkerung ihrer Heimat dem Druck des Naziregimes standhält und sich nicht auf die deutsche Seite schlägt.

Durch den Tod Heydrichs am 4. Juni 1942 nimmt das Geschehen einen neuen Verlauf. Zunächst überwiegt bei den Tschechen klammheimliche Freude. Dann aber wird die Frage aufgeworfen, ob das verübte Attentat die

Sache wert war, kamen doch bei den schrecklichen Vergeltungsmaßnahmen der Deutschen unzählige Unschuldige ums Leben.

Da die Fahndung nach den Attentätern erfolglos bleibt, beschließt die nationalsozialistische Führung weitere Abschreckungsmaßnahmen: Am 10. Juni wird das Dorf Lidice bei Prag in Brand gesteckt und dem Erdboden gleichgemacht. Alle männlichen Einwohner über 16 Jahre werden erschossen, die Frauen in Konzentrationslager gebracht, die Kinder verschleppt. Ähnlich wüten die Deutschen in den Gemeinden Ležáky und Javoříčko.

„Besser zehn tote Tschechen als ein beleidigter oder verletzter Deutsche“

Der Befehl von Staatssekretär Frank erlaubt das Morden auch ohne vorheriges Urteil: „Ich befehle im Dienst und auch außerhalb beim geringsten Verdacht eines Angriffs seitens der Tschechen oder beim geringsten Widerstand während der Festnahme die sofortige Nutzung von Schusswaffen. Besser zehn tote Tschechen als ein beleidigter oder verletzter Deutsche.“

Der Tod des Reichsprotektors füllt die tschechischen Zeitungen. Die Schlagzeile der *České slovo* (*Tschechisches Wort*) vom 5. Juni lautet: „Prag unter Trauerflaggen und -fahnen. Die Her-

zen aller aufrichtigen Tschechen sind von Trauer erfüllt.“ Weiter schreibt das Blatt, dass „ganz Prag Blumen an den Sarg legte“. Fotos belegen die zahlreiche Teilnahme von Prägern an der inszenierten Trauerfeier. „Freiwillig ging bestimmt keiner zu der Trauerfeier“, betont allerdings Natálie Šonská. „Es herrschte einfach große Panik und Furcht vor den Deutschen.“ Angesichts der politischen Situation im Land ist offensichtlich, dass Journalisten keine freie Hand hatten und auf Befehl der deutschen Besatzer schreiben mussten.

Das Exilblatt *Čechoslovák* (*Der Tschechoslowake*) dagegen beschäftigt sich nicht mit der Trauerfeier in Prag. Kommentiert wird unter dem Titel „Begräbnis einer Hyäne in Berlin“ umso schärfer Heydrichs Beisetzung auf dem Berliner Invalidenfriedhof: „Am 9. Juni fand eine Zeremonie voll von Lügen, Heuchelei und Angst statt. Die nationalsozialistischen Würdenträger, umgeben von den treuesten SS-Offizieren, verabschiedeten sich offiziell und mit dem gewöhnlichen nazistischen Pomp [...] von dem regungslosen Leichnam des Mörders Reinhard Heydrich.“ Der Unterschied zwischen der Berichterstattung im Protektorat Böhmen und Mähren und im Londoner Exil ist eklatant. Aber auch die Exilpresse berichtet nicht objektiv – was es fast unmöglich macht, in den damaligen Zeitungen verlässliche Informationen und historische Tatsachen zu finden.



Die von den Nationalsozialisten kontrollierte Protektoratszeitung *Pondělní list* (*Das Montagsblatt*) vom 8. 6. 1942 schreibt über die Trauerfeier für Heydrich in Prag: „Prag hat sich wehmütig verabschiedet“. Quelle: Bibliothek des Nationalarchivs Prag // V protektoratorních novinách *Pondělní list*, kontrolovaných nacisty, vychází 8. 6. 1942 zpráva o pohřbu zastupujícího říšského protektora v Praze. V článku s titulem „Praha se tklivě rozloučila“ se zdůrazňuje hrdinství Reinharda Heydricha a smutek Čechů. Zdroj: Knihovna Národního archivu v Praze

rem Balkon im Prager Viertel Bulovka. Plötzlich ist lautes Geschrei zu hören. Der Pförtner ruft, auf Heydrich sei ein Attentat verübt worden. „Ich ging raus, um zu sehen, was los war“, erinnert sich die heute 94-Jährige, die damals am Krankenhaus Na Bulovce angestellt war. „Nach dem Anschlag kam Heydrich in unsere chirurgische Abteilung, die sofort gesperrt wurde. Der Reichsprotektor forderte extra einen deutschen Arzt aus Wien an. Wir durften nicht einmal den Gang betreten, der zur Chirurgie führte.“

Die tschechischen Bürger erfahren vom Attentat am nächsten Tag aus den Zeitungen. Die Blätter *Lidové noviny* (*Die Volkszeitung*), *Národní politika* (*Nationale Politik*), *Polední list* (*Das Mittagsblatt*), *Pražský večer* (*Prager Abendblatt*) und *České slovo* (*Tsche-*

Während die zensierte Protektoratspresse tagtäglich Nachrichten über die vermeintlichen Mörder bringt, „die ein abschreckendes und hinterhältiges Verbrechen begangen hatten“, erscheint am 30. Mai im Exilwochenblatt des tschechoslowakischen Widerstands in London, dem *Čechoslovák* (*Der Tschechoslowake*), ein Bericht über die „tschechoslowakischen Patrioten, die ein Attentat auf den Massenmörder verübten“. Um der unter den Folgen des Attentats leidenden Bevölkerung Mut zu machen, schreibt der *Čechoslovák*: „Die auf den Reichsprotektor abgefeuerten Schüsse demütigen auf eine dramatische Weise alle deutschen Fabeln darüber, dass sich das tschechische Volk seinem Schicksal ergeben und sich nach Heydrichs blutiger Lektion zur freiwilligen Kol-



Die Titelseite des Londoner Exil-Wochenblatts *Čechoslovák* (*Der Tschechoslowake*) vom 5. 6. 1942 befasst sich ausführlich mit dem Tod Reinhard Heydrichs. Unter der Schlagzeile „Attentat auf Heydrich: Schicksalsschlag für den Nazismus“ steht: „Die Deutschen merzen ganze tschechische Familien aus“, „Politische Bedeutung des Attentats: Ende der nazistischen Hoffnungen auf eine deutsch-tschechische Zusammenarbeit“ und „In der Welt: Bewunderung, Begeisterung, Sympathie für das tschechische Volk“. Der Kommentar links schreibt vom „befreienden Schuss“. Quelle: Bibliothek des Nationalarchivs Prag // Üvodní strana týdeníku *Čechoslovák* ze dne 5. 6. 1942 se podrobně zabývá smrtí Reinharda Heydricha. Zdroj: Knihovna Národního archivu v Praze

Waffen versenken in der Moldau

Augustýna Šulcová ist die Zwillingsschwester von Natálie Šonská. Beide sind Jahrgang 1913. Šulcová, damals Juristin, erzählt uns von den Konsequenzen, die das Attentat auf Heydrich für sie und ihren Mann hatte:

„Die Zeit war fürchterlich. Mein Mann hatte Pech, sein Vater hatte

ihm als österreichischer Offizier eine riesige Waffensammlung hinterlassen. Nach dem Attentat durften auf keinen Fall Waffen bei uns gefunden werden. Sie mussten weg, wie auch immer. Jeden Abend haben wir uns darum Waffen, zersägt in mehrere Teile, um die Taille gebunden. Dann ging es auf die Halbinsel Kampa in der Moldau, wo wir sie ins Wasser warfen. Eines Nachts ging ein Mann am Flussufer auf und ab. Ich sagte mir: ‚Jesus Maria, vor seinen Augen können wir die Waffen nicht in den Fluss werfen.‘ Lange warteten wir. Schließlich verlor der Mann zuerst die Nerven und begann selbst damit, Waffen in die Moldau zu werfen. Erleichtert taten wir es ihm gleich.“



Die Zwillinge Natálie Šonská (links) und Augustýna Šulcová, 94 Jahre alt, aus Pustiny u Pířhovic, Juni 2007 // Zleva: Dvojčata Natálie Šonská a Augustýna Šulcová, 94 let, z Pustiny u Pířhovic, červen 2007

Deckname „Anthropoid“

Im Herbst 1941 beauftragte Adolf Hitler Reinhard Heydrich mit der Vertretung Konstantin von Neuraths im Amt des Reichsprotektors von Böhmen und Mähren. Als sogenannter „Dritter Mann im Reich“ war Heydrich als Leiter des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA), in dem 1939 Gestapo, Kriminalpolizei und der Sicherheitsdienst (SD) zusammengefasst wurden, ab 1941 auch mit der „Endlösung der Judenfrage“ beauftragt. Im Protektorat versuchte Heydrich mit einer Mischung aus harter Unterdrückung und einer Befriedungspolitik durch Verbesserung der Lebensumstände den tschechischen Widerstand zu brechen und das Land zu „germanisieren“. Zugleich sollte er möglichst viele Geld- und Sachmittel für die deutsche Kriegskasse eintreiben. Wegen seiner Brutalität bekam er den Beinamen „Schlächter von Prag“.

Unterdessen bereiteten die Vertreter des tschechoslowakischen Widerstands im Londoner Exil mit englischer Unterstützung die Liquidierung Heydrichs vor. Die Geheimaktion mit dem Decknamen „Anthropoid“ mündete am 27. Mai 1942 in das Attentat auf den stellvertretenden Reichsprotektor. Heydrich überlebte den Anschlag, starb aber am 4. Juni an den Folgen seiner Verletzungen.

Kommentar

Ein Denkmal für die Attentäter

In den Augen des tschechischen Volkes verkörperte Reinhard Heydrich Grausamkeit und eine ungewisse Zukunft. Es hieß, er wolle die slawischen Völker liquidieren. Die meisten hassten den stellvertretenden Reichsprotektor, aber keiner wagte es, gegen seine Gewaltherrschaft zu protestieren. Erst im tschechoslowakisch-englischen Widerstand fanden sich Männer wie Josef Gabčík und Jan Kubiš. Die beiden führten schließlich das Atten-

tat aus. Bis heute ist die Notwendigkeit dieser Tat umstritten – wir bejahen sie. Wir haben großen Respekt vor Gabčík und Kubiš, die ihr Leben für die Befreiung Tschechiens aufs Spiel setzten. Wir sind froh, dass die beiden Männer nicht in Vergessenheit geraten sind und dass sich eine Reihe von Menschen dafür einsetzt, ihnen heute – mehr als 60 Jahre nach Kriegsende – in der Nähe des damaligen Schauplatzes ein Denkmal zu setzen.

Szaleństwo obrony twierdzy

Budowa lotniska w Twierdzy Wrocław

„Dwa tygodnie przed Wielkanocą przystąpiono do wysadzania w powietrze i do podpalania tysiąca nieruchomości po obu stronach Kaiserstrasse i przy przyległych ulicach [...] Przez cały tydzień wieczorami niebo gorzało w tej stronie, a gigantyczne kłęby dymu od podpalonych domów wisiały nad pasem startowym.”

Tak wspomina rozpoczęcie budowy Rollfeld w połowie marca 1945 ksiądz Peikert w swojej „Kronice dni oblężenia”. Pomiędzy Kaiserbrücke i Fürstenbrücke znajdowała się piękna zabudowa dzielnicy, z budynkami uniwersyteckimi, archiwum państwowym i okazałym kościołem im. Marcina Lutra.

Na kilka tygodni przed końcem wojny, z polecenia Gauleitera Hanke, miał tu powstać pas startowy, na którym mogłyby lądować i startować samoloty. W tym celu palono i wysadzano budynki w powietrze wraz z zawartością, tworząc w środku miasta 15-hektarowy dukt, na którym jak na celownika, musiały pracować tysiące ludzi pod ciągłym ostrzałem wojsk sowie-

ckich, które okupowały miasto od 15 lutego 1945 r.

Także pani Eva Dietrich została wezwana do pracy przy budowie pasa lądowiska. Tak jak inni obywatele Niemcy, robotnicy przymusowi – dziewczynki od dwunastego i chłopcy od dziesiątego roku życia.

„Meldowałam się każdego dnia o 8 rano na płycie lotniska, gdzie dostawałam pieczętkę”, opowiada pani Dietrich. Za uchylanie się od obowiązku pracy groził sąd polowy, skazujący najczęściej na rozstrzelanie za tak zwany „sabotaż na rzecz wroga”.

„Na początku musiałam kopać okopy razem z dziewczyną o imieniu Celina i jej chłopakiem Piotrem. Oboje byli Polakami, robotnikami przymusowymi. Celina była w ciąży”, opowiada pani Eva.

„W sobotę wielkanocną zostaliśmy silnie ostrzelani i kierownictwo pracy poleciło nam opuścić teren budowy. Przedostaliśmy się gotowymi okopami do piwnicy na Pilczycach. Tam przeczekaliśmy ponad dwie godziny, aż skończył się ostrzał. Dopiero wtedy

mogliśmy wrócić spowrotem do domu”, wspomina pani Eva. Po tym bombardowaniu nastąpiły kolejne sowieckie ataki powietrzne – w Niedzielę i Poniedziałek Wielkanocy. Potem robotnicy musieli zaczynać prace na lotnisku niemalże od początku – pas startowy przypominał bowiem ser szwajcarski – wszędzie było pełno lejów po bombach i pociskach, a co gorsza tu i ówdzie leżały niewypały, które w każdej chwili mogły wybuchnąć.

„Musiałam znowu meldować się na budowie. Tym razem zostałam przydzielona do oskrobywania, czyszczenia i następnie układania cegieł z wysadzonych budynków”, mówi pani Eva.

Lotnisko budowano od połowy marca do początku maja 1945 roku. Wielu cywili, w tym *gros* kobiet i dzieci, zapłaciło za nie utratą życia. W nocy z 5 na 6 maja, w przeddzień kapitulacji Breslau, ostatnim samolotem w twierdzy, z tego lotniska ewakuował się Gauleiter Hanke. Był to jeden z niewielu, a według niektórych źródeł jedyny samolot, który odleciał z Rollfeld. ■

Morze płomieni i rumowisko

Walka o Twierdzę Wrocław w ówczesnej prasie

Schlesische Tageszeitung, która od 18 lutego 1945 r. nosiła dodatkowo tytuł *Frontzeitung der Festung Breslau* (*Gazeta Frontowa Twierdzy Wrocław*) stała się głównym narzędziem propagandy

nazistowskiej w walce do ostatniej kropli krwi o Twierdzę Wrocław.

22 stycznia 1945 r. ukazał się w niej apel Gauleitera Hanke do „Mężczyzn Wrocławia”: „Nasza stolica okrę-

gu została ogłoszona twierdzą. Ewakuacja kobiet i dzieci z miasta jest w toku i wkrótce zostanie zakończona (...) Wzywam mężczyzn Wrocławia o włączenie się do frontu obronnego Twierdzy Wrocław. Twierdza będzie broniona do samego końca!”

Już dzień później pojawiło się następne ogłoszenie wzywające do służby wojskowej „Gotowi i zdecydowani do walki”: „Od dzisiaj w okręgu dolnośląskim wszyscy mężczyźni w wieku pomiędzy 16 a 60 lat zostają zmobilizowani do walki w szeregach Volkssturmu.”

Poza wezwaniem czytamy w gazecie również opis sytuacji w mieście z 20 stycznia i o ewakuacji dziesięciu tysięcy kobiet i dzieci w ciężkim mrozie, które przyniosło dziesiątki tysięcy ofiar. Wydarzenie to trudno było całkowicie przemilczeć, zmniejszono więc rzeczywistą liczbę ofiar i obwiniono Rosjan o ostrzeliwanie uciekających.

7 marca 1945 r., czyli tuż przed rozpoczęciem budowy lotniska ukazuje się w *Schlesische Tageszeitung* rozporządzenie o wprowadzeniu obowiązku pracy dla absolutnie każdego mieszkańca. Natychmiast zostają wprowadzone karty pracy. Rozporządzenie obejmuje też dzieci – chłopców od dziesiątego roku życia, dziewczynki od dwunastego. Czytamy o tym, że nieletnich zatrudni się do lżejszych prac, głównie w kuchni.

Niezwłocznie nakazano zgłosić się po odbiór karty pracy, którą należy potem codziennie stemplować jako potwierdzenie wykonania pracy. Kto od 11 marca 1945 r. nie będzie w posiadaniu karty pracy z codziennym stemplem, będzie kierowany przed wojsko-

Twierdza Wrocław

Latem 1944 r. niemiecki Wrocław był jedną z niewielu europejskich metropolii, która nie ucierpiała podczas wojny. Armia Czerwona poruszała się jednak coraz bardziej na zachód i zajmowała kolejne miasta. W obawie przed atakiem Gauleiter Karl Hanke ogłosił 21 stycznia 1945 r. Wrocław twierdzą, która nigdy się nie podda i ma się bronić do ostatniego żołnierza. W tajemnicy Hitler zdecydował o tym już w sierpniu 1944 roku.

W styczniu 1945 r. Wrocław liczył ponad 700 tysięcy mieszkańców. Ze względu na małe zniszczenia miasto stało się schronieniem dla uciekającej z głębi Niemiec ludności cywilnej, a także uchodźców z terenów wschodnich. Właśnie wtedy, dokładnie 20 stycznia Gauleiter Karl Hanke ogłosił spóźnioną, przymusową ewakuację ludności cywilnej – starców, kobiet i dzieci. W piętnastostopniowym mrozie, dziesiątki tysięcy ludzi uciekało pieszo, gdyż pociągi były przepełnione. Ewakuacja przeszła do historii jako „Marsz śmierci wrocławskich matek”. Z zimna i wycierzenia w drodze zginęło wiele tysięcy Wrocławian, w tym wiele dzieci. W sumie ponad 500 tysięcy mieszkańców opuściło miasto.

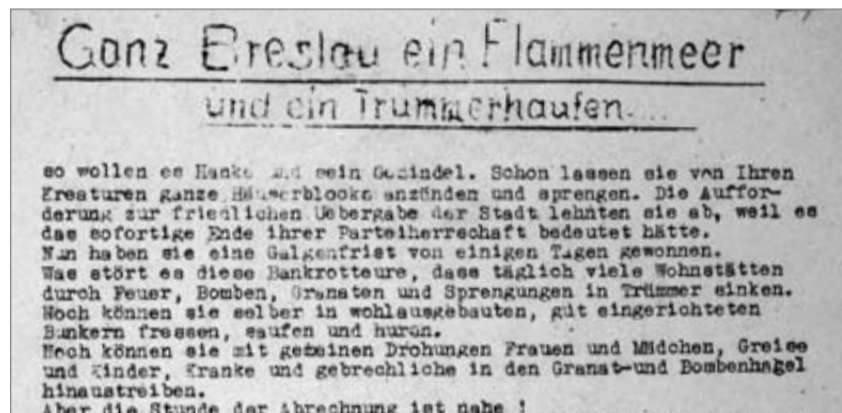
15 lutego zamknął się pierścień wokół miasta, w którym znajdowało się jeszcze 200 tysięcy cywilów, w tym jeńców wojennych, więźniów obozów koncentracyjnych i przymusowych robotników. Wszyscy oni zostali zmobilizowani do obrony twierdzy.

Twierdza Wrocław poddała się 6 maja 1945 r., cztery dni po Berlinie, jako jedno z ostatnich miast niemieckich.

Po osiemdziesięciodniowej batalii 70 procent miasta runęło w gruzach, w tym niezliczona ilość zabytków kultury. Według szacowań zginęło przynajmniej 10 tysięcy z pozostałej w mieście ludności cywilnej, możliwe że znacznie więcej. Po wojnie doszło do całkowitej deportacji pozostałej w mieście ludności niemieckiej, a ich miejsce zajęli osadnicy ze wschodu. W wyniku postanowień z Konferencji Poczdamskiej w lecie 1945 r. Wrocław należał do Polski.



Po kapitulacji miasto leżało w gruzach. Zniszczony dom na rogu ulicy Kuźnicznej (wcześniej Ring/Schmiedebrücke), 1945 r. Zdjęcie: Muzeum Miejskie Wrocławia // Nach der Kapitulation lag die Stadt in Trümmern. Zerstörtes Wohnhaus an der Ecke Ring/Schmiedebrücke (heute ul. Kuźnica), 1945. Foto: Breslauer Stadtmuseum



Ulotka pochodząca od wrocławskiej organizacji ruchu oporu z marca 1945 r. Źródło: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin // Das Flugblatt der Breslauer Widerstandsgruppe vom März 1945. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Drużyna Wrocław

Team Wrocław



Od lewej / Von links: Patryk Stalski (18), Bartłomiej Wieczorek (17), Małgorzata Ilczyk (18) i / und Krzysztof Łukomski (18)

Jesteśmy grupą uczniów, uczęszczających do XIII LO im. Aleksandra Fredry we Wrocławiu. Nazwaliśmy się Team Wrocław, ponieważ jesteśmy dumni z naszego miasta.

To interesujące, pulsujące życie, bogate w wydarzenia kulturalne miasto, któremu patronuje hasło: „Wrocław – the meeting place”, „Wrocław – miasto spotkań”, „Wrocław – Stadt der Begegnung”.

Piszemy o budowie lądowiska Rollfeld podczas oblężonego Wrocławia w ostatnich tygodniach II wojny światowej.

Wir besuchen das Gymnasium Nummer 13 „Aleksander Fredro” und nennen uns Team Wrocław, weil wir auf unsere Heimatstadt sehr stolz sind. Wrocław ist eine spannende und pulsierende Stadt mit vielen kulturellen Angeboten. Ihr Slogan: „Wrocław – the meeting place”, „Wrocław – Stadt der Begegnung”, „Wrocław – miasto spotkań”. Wir schreiben über den Bau des Flughafenrollfelds in der Festung Breslau kurz vor Kriegsende 1945.

Komentarz

Zapomnieć wszystko, co niemieckie

Spacerując dzisiaj po placu Grunwaldzkim we Wrocławiu, mijamy m.in. ogromne centrum handlowe i rondo imienia Ronalda Reagana. Dlaczego Reagana? Gdyż popierał „Solidarność”, między innymi. Gdyby jednak spytać Wrocławian czy wiedzą, że na terenie placu Grunwaldzkiego było budowane kiedyś lądowisko to większość ze zdziwieniem odpowie – „Doprawdy? Pierwsze słyszę.”

Jednak lotnisko istniało. Zdażyło na nim wylądować i odlecieć najwyżej kilka samolotów. Aby tego dokonać została zburzona jedna z najpiękniejszych dzielnic Wrocławia, a jego budowa pochłonęła masę ludzkich istnień

różnych narodowości. Czy było warto? Zdecydowanie nie!

Rollfeld, gdyż tak nazywano lotnisko, powstało w ostatnich tygodniach wojny. Za tą decyzją stał fanatyczny nazista Gauleiter Karl Hanke. Już wtedy ludzie między sobą mówili, że Hanke buduje sobie drogę ucieczki. Musiał bowiem zdawać sobie sprawę, że wejście wojsk sowieckich do miasta to tylko kwestia czasu. 5 maja 1945 roku, na dzień przed kapitulacją Wrocławia, Karl Hanke odleciał samolotem z oblężonego miasta.

Po wojnie zaczęto odbudowywać miasto w nowym duchu „piastowskiego” Wrocławia, niszcząc ślady „niemie-

ckiego” Breslau. Zmieniano nazwy ulic z niemieckich na polskie i zapomniano o wszystkim co łączy się z Niemcami.

Zapomniano więc i o lotnisku. Dopiero wiele lat później, w latach pięćdziesiątych, postawiono pomnik upamiętniający ofiary, jednakże i on został tak postawiony, że można przejeżdżać przez plac Grunwaldzki codziennie i nawet go nie zauważyć.

Dlaczego w dobie wolności nie uczcić pamięci poległych ofiar? Jeśli we Wrocławiu jest plac Orłat Lwowskich, upamiętniający młodych obrońców polskiego Lwowa z 1918 roku, dlaczego nie można nazwać ronda imieniem Ofiar Budowy Lotniska? ■

Oficjalna *Schlesische Tageszeitung* aż do samej kapitulacji nawoływała do bezwzględnej walki o twierdzę. ■

Ein wahnsinniges Bauprojekt

Die Arbeiten am Flughafenrollfeld in der Festung Breslau

„Vierzehn Tage vor Ostern ging man daran, Tausende Grundstücke zu beiden Seiten der Kaiserstraße und der anliegenden Straßen zu sprengen und anzuzünden [...]. Durch eine ganze Woche hindurch war der abendliche Himmel nach dieser Richtung hin gerötet und riesige Rauchwolken lagerten über dem Rollfeld, hervorgerufen durch die in Brand gesetzten Häuser.“

So erinnert sich der Erzpriester Paul Peikert in seiner *Chronik über die Belagerung Breslaus* an die Lage der Stadt Mitte März 1945. Für den von Gauleiter Karl Hanke angeordneten Bau eines Rollfelds für Militärflugzeuge im damals deutschen Breslau wurde der historische Stadtteil zwischen Kaiser- und Fürstenbrücke fast vollständig zerstört. Dort befanden sich unter anderem die Universität und die prächtige Lutherkirche.

Durch die Sprengungen wollte man eine 15 Hektar große Schneise mitten durch die Stadt schlagen, um Platz zu schaffen für den Bau des Rollfelds. Tausende von Menschen mussten auf dieser Baustelle arbeiten, unter dem Dauerbeschuss der Roten Armee, die Breslau seit dem 15. Februar 1945 belagerte.

Arbeitseinsatz unter Beschuss

Auch die damals 13-jährige Eva Dietrich wurde zum Arbeitseinsatz beim Rollfeldbau eingeteilt. Genau wie alle anderen Zivilisten und Zwangsarbeiter – Mädchen ab dem zwölften und Jungen ab dem zehnten Lebensjahr – musste sie dort schuften.

„Ich meldete mich jeden Tag um acht Uhr auf dem Flugplatzgelände und bekam einen Stempel“, erinnert sich Eva Dietrich. Hielt man sich nicht an die Arbeitspflicht, wurde man vor ein Standgericht gestellt. Meistens folgte ein Todesurteil wegen „Sabotage zugunsten des Feindes“.

„Anfangs musste ich zusammen mit einem Mädchen namens Celina und ih-



Gauleiter Karl Hanke am 1. März 1945. Der „Henker von Breslau“ gilt als Hauptverantwortlicher für die fast vollständige Zerstörung der Stadt im Kampf um die Festung. Foto: Ullsteinbild // Gauleiter Karl Hanke, 1. marca 1945 r. „Katz Wrocławia“ uchoodzi za głównego odpowiedzialnego za niemalże całkowite zniszczenie miasta w walce o Twierdzę Wrocław. Zdjęcie: ullstein bild

rem Freund Piotr Schützengräben ausheben. Beide waren polnische Zwangsarbeiter, Celina sogar schwanger“, berichtet die heute 77-Jährige weiter.

„Am Ostersonntag wurden wir besonders stark beschossen. Die Leitung des Arbeitseinsatzes befahl uns, die Baustelle zu verlassen. Durch Schützengräben hindurch erreichten wir einen Keller im Stadtteil Pilzycze. Hier waren wir in Sicherheit. Über zwei Stunden warteten wir auf das Ende des Schießens. Erst dann konnten wir nach Hause“, erinnert sich die Zeitzeugin. Auf diesen Artilleriebeschuss folgten am Ostersonntag und Ostermontag massive sowjetische Luftangriffe. Danach mussten die Arbeiter nahezu von vorn anfangen – mit seinen Geschosslöchern und Bombenkratern erinnerte das Rollfeld an einen Schweizer Käse. Doch was viel

schlimmer war: Überall lagen Blindgänger, die jederzeit explodieren konnten.

„Ich musste mich wieder auf dem Bau melden. Diesmal wurde ich dazu eingeteilt, in dem gesprengten Häuserviertel Ziegelsteine sauberzukratzen und zu stapeln“, erinnert sich Eva Dietrich.

Der Flugplatz wurde von Mitte März bis Anfang Mai 1945 gebaut. Viele Zivilisten, darunter auch zahlreiche Frauen und Kinder, bezahlten die Arbeit am Rollfeld mit ihrem Leben. In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai 1945 – einen Tag vor der Kapitulation Breslaus – flüchtete Gauleiter Karl Hanke mit dem letzten Flugzeug, das sich noch in der Festung befand: Es war eines der wenigen Flugzeuge, die jemals vom Rollfeld abhoben. Manchen Quellen zufolge sogar das einzige.

Flammenmeer und Trümmerhaufen

Der Kampf um die Festung Breslau im Spiegel der Presse

Wichtigstes Werkzeug der Nazi-Propaganda im Kampf um die Stadt Breslau war die *Schlesische Tageszeitung*, die ab dem 18. Februar 1945 den zusätzlichen Titel *Frontzeitung der Festung Breslau* trug. Am 22. Januar 1945 druckte sie einen Aufruf von Gauleiter Karl Hanke, demzufolge sich die „Männer von Breslau“ in die „Verteidigungsfront“ der Festung einreihen sollten.

In der darauffolgenden Ausgabe erschien der nächste Appell: „Bereit und entschlossen zum Kampf – Vom heutigen Tage an werden im Gau Niederschlesien alle deutschen Männer von 16 bis 60 Jahren zum Dienst im Deutschen Volkssturm aufgeboten.“ In der Spalte daneben wird die Situation der Stadt geschildert. Auch über die viele Opfer fordernde Evakuierung von Zehntausenden Frauen und Kindern bei eisiger Kälte am 20. Januar berichtete die *Schlesische Tageszeitung*. Da diese Tatsache unmöglich verschwiegen werden konnte, wurden die Opferzahlen geschmälert und allein die Russen dafür verantwortlich gemacht.

Am 7. März 1945, kurz vor Beginn des Rollfeldbaus, druckte die *Schlesische Tageszeitung* eine Anordnung über die Einführung der Arbeitspflicht für alle Bewohner der Stadt ab. Diese erstreckte sich auch auf Kinder, denen leichtere Aufgaben wie Küchenarbeiten zugeteilt wurden. Jeder Arbeiter sollte eine Karte bekommen, die als Nachweis der verrichteten Arbeit täglich abgestempelt werden musste. Wer nach dem 11. März 1945 keine gültige, täglich gestempelte Karte vorweisen konnte, musste vor einem Standgericht

erscheinen und mit dem Schlimmsten rechnen: der Todesstrafe.

Mitte März wurden über der Stadt Flugblätter mit der Überschrift „Ganz Breslau ein Flammenmeer und ein Trümmerhaufen“ abgeworfen. Sie stammten von einer Breslauer Widerstandsgruppe und informierten über die tatsächliche Lage in der Festung. Detailliert beschrieben sie, wie Spezialeinheiten ganze Straßenzellen niederbrannten und sprengten und eine friedliche Kapitulation der Stadt abgelehnt worden sei.

Nach Informationen des Widerstands versteckte sich Karl Hanke mit seinen Schergen in sicheren und gut versorgten Bunkern, während die Zivilbevölkerung unter Beschuss Schwerstarbeit leisten musste. „Noch können sie mit gemeinen Drohungen Frauen und Mädchen, Greise und Kinder, Kranke und Gebrechliche in den Granaten- und Bombenhagel hinaustreiben“, hieß es in dem Flugblatt. Es appellierte an Offiziere, Soldaten und Zivilisten in der Stadt, unabhängig von ihrer politischen Zugehörigkeit Widerstandsgruppen zu bilden. Die Regimegegner riefen dazu auf, die Verantwortlichen zu töten, die die Einwohner Breslaus als angebliche „Kriegshelden“ in einem faktisch bereits verlorenen Krieg sterben ließen.

Offen sprach das illegale Flugblatt aus, dass die Festung Breslau kurz vor ihrer Niederlage stünde und der völlige Verlust nur noch eine Frage der Zeit sei. Die offizielle *Schlesische Tageszeitung* dagegen propagierte bis zum Schluss den bedingungslosen Kampf.



Der Kopf der *Schlesischen Tageszeitung* vom 22. April 1945, zwei Wochen vor der Kapitulation Breslaus. Quelle: Universitätsbibliothek Wrocław // Nagłówek gazety *Schlesische Tageszeitung* z 22 kwietnia 1945 r., na dwa tygodnie przed kapitulacją Wrocławia. Źródło: Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu

Die Festung Breslau

Im Sommer 1944 war das schlesische Breslau eine der wenigen deutschen Städte, die noch nicht unter dem Krieg gelitten hatten. Doch die Rote Armee bewegte sich immer weiter Richtung Westen – auf die Stadt zu. Die drohende sowjetische Übernahme vor Augen, erklärte Gauleiter Karl Hanke die Stadt Breslau am 21. Januar 1945 zur Festung. Niemals werde sich Breslau ergeben, so lautete die Parole, man werde bis zum Äußersten kämpfen. Im Geheimen hatte Adolf Hitler den Befehl dazu bereits im August 1944 gegeben.

Zu diesem Zeitpunkt zählte Breslau weit mehr als 700.000 Einwohner. Wegen ihrer bisherigen Unversehrtheit galt die Stadt als Zufluchtsort, sowohl für diejenigen, die vor den Bombenangriffen auf die Großstädte im Westen evakuiert wurden, als auch für Flüchtlinge aus den Ostgebieten. Am 20. Januar 1945 befahl Hanke eine verspätete Zwangsevakuierung der Frauen, Kinder und Alten. Bei Temperaturen bis zu minus 15 Grad blieb Zehntausenden nur die Flucht zu Fuß, da die Züge völlig überfüllt waren. Auf dem sogenannten „Todesmarsch der Breslauer Mütter“ starben unterwegs wegen Kälte und Erschöpfung mehrere Tausende, darunter viele Kinder. Insgesamt flohen mehr als 500.000 Menschen aus der Stadt. Bereits am 15. Februar schloss die Rote Armee den Belagerungsring um Breslau, wo noch etwa 200.000 Zivilisten lebten, darunter Kriegsgefangene, KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter. Sie alle wurden einberufen, um die Festung zu verteidigen.

Die Festung Breslau ergab sich am 6. Mai 1945, vier Tage nach der Kapitulation Berlins, als eine der letzten deutschen Städte. Der Kampf um Breslau hatte 80 Tage gedauert. 70 Prozent der Stadt lagen am Ende in Trümmern, darunter unzählige Baudenkmäler. Nach Schätzungen kamen dabei mindestens 10.000 in der Stadt verbliebene Zivilisten um, vielleicht auch wesentlich mehr. Nach Kriegsende wurde die restliche deutsche Bevölkerung aus der Stadt vertrieben. Ihren Platz nahmen Flüchtlinge aus den polnischen Ostgebieten ein. Seit der Potsdamer Konferenz im Sommer 1945 ist Breslau polnisch.

Kommentar

Vergessen, was deutsch war

Wenn wir heute am Grundwaldzki-Platz spazieren gehen, sehen wir unter anderem den Verkehrskreisel, der als Dank für Ronald Reagans Engagement für die Solidarność-Bewegung nach dem ehemaligen amerikanischen Präsidenten benannt ist. Würden wir die Anwohner fragen, ob sie wissen, dass sich 1945 auf diesem Platz ein Flughafenrollfeld befand, würden die meisten wohl staunen: „Wirklich? Das ist mir neu.“

Doch dieser Flugplatz existierte, auch wenn letztlich nur wenige Flugzeuge dort starteten oder landeten. Zahlreiche Menschen unterschiedlicher Nationalität ließen beim Bau des Rollfeldes ihr Leben – die genaue Zahl ist nicht bekannt. Einer der schönsten

Stadtteile von Breslau wurde zerstört. War es das alles wert? Definitiv nicht!

Das Rollfeld entstand in den letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs. Den Befehl zum Bau gab Gauleiter Karl Hanke, ein fanatischer Nazi. Schon damals munkelte man, dass Hanke mit der Großaktion lediglich einen Fluchtweg für sich selbst schaffen wollte. Er wusste wohl, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis die sowjetische Armee in die Stadt einmarschierte. Und tatsächlich: Am 5. Mai 1945, einen Tag vor der Kapitulation Breslaus, flog Karl Hanke aus der belagerten Stadt aus.

Nach dem Krieg bemühte man sich, jegliche Spuren des ehemals „deutschen Breslau“ auszulöschen. Nach und

nach verschwand alles, was die Bewohner an die deutsche Vergangenheit der Stadt erinnern konnte. Damit verschwand auch die Erinnerung an den Flugplatz. Erst in den 1990er Jahren wurde ein Denkmal für die Opfer des Rollfeldbaus errichtet. Doch steht es so versteckt, dass man jeden Tag den Grundwaldzki-Platz überqueren kann, ohne es zu sehen.

Aber warum sollte man im Zeitalter der Freiheit nicht der Opfer von damals gedenken? Wenn es in Wrocław einen Platz der *Lemberger Adler* gibt, als Gedenkort für die jungen Freiwilligen im Polnisch-Ukrainischen Krieg 1918, die die belagerte Stadt Lemberg verteidigten, warum nicht auch einen für die Opfer des Rollfeldbaus?



Dieser Aufruf von Hanke erschien am 22. Januar 1945 in der *Schlesischen Tageszeitung*. Zusätzlich wurde er in der ganzen Stadt plakatiert. Quelle: Ullsteinbild // Ten apel ukazał się w gazecie *Schlesische Tageszeitung* 22 stycznia 1945 r. Dodatkowo w formie plakatów pojawił się w całym mieście. Źródło: ullstein bild

V předvečer osvobození sklapne past – Salašská tragédie

Poblíž malé vesnice Salaš, ukryté mezi zalesněnými svahy Chřibských kopců, se udála jedna z velmi tragických událostí druhé světové války na našem území. Dvacet obyvatel vesnice bylo za to, že podporovali partyzány, Němci zavražděno. Událost je to o to tragičtější, že se stala jednak na těsném konci války, kdy se k obci již blížily osvobozující jednotky Rudé armády, jednak proto, že ji pravděpodobně umožnila zrada místního partyzána.

Německé jednotky dobře věděly, že se ve zdejších lesích skrývala aktivní a zdatná partyzánská buňka, oddíl „Olga“, patřící k 1. čsl. brigádě Jana Žižky, která byla organizována také pomocí sovětských parašutistů. Sedm

dní před odvetnou akcí asi padesátčlenný německý oddíl prohledává celou vesnici a pátrá po partyzánech a sovětských vojácích. Ale marně. Ba naopak: Hledání partyzáni jednotku na zpáteční cestě přepadnou a způsobí jí značné ztráty.

Den před osvobozením, kolem poledne v neděli 29. dubna 1945, přišla do obce zpráva, že se mohou přihlásit další dobrovolníci do řad partyzánského oddílu. „Chlapi, co pracovali v lese a měli styky s partyzány, museli přísahat, že když bude potřeba, tak jim přijdou pomoci,“ objasňuje Božena Zúbková, dnes jednadsmesátiletá Salašská rodačka. „To se museli dovědět Němci a toho pak vlastně využili...“

V tu chvíli byla past na české vlastence, ochotné ze svobodu bojovat, připravena.

V téže době přicházela k hájence čtyřicetiletá skupina domnělých partyzánů. Byli připraveni dobře, protože zpočátku je nikdo nepodezřel. Teprve ve chvíli, kdy bylo shromážděno asi dvacet dobrovolníků, začínají se množit pochybnosti o pravosti „partyzánů“. Až poté, co jeden muž, snad pod pohrůzkou, ubezpečil, že „partyzáni“ jsou praví, odebrala se skupina do lesa, aby je tam, údajně, naučili zacházet se zbraněmi. Po cestě se někteří dobrovolníci pokoušeli skupinu opustit, ale to se podařilo jenom několika málo z nich. Na konci Salaše čekal

muž v koženém plášti. Poté, co německy zvolal: „Zde gestapo!“, začali údajní partyzáni do skupiny neozbrojených sedících dobrovolníků střílet. „Měli se posadit do takového trojúhelníka a proti nim stálo dvakrát tolik Němců, takže když si sedli, tak po nich stříleli, umírali jeden vedle druhého“, vzpomíná Božena Zúbková. Ti, kteří nezemřeli na místě kulkami ze samopalů, oddíl ubil. Utéci se podařilo jenom Františku Mlýnkovi.

V lese bylo zabito devatenáct mužů. Poslední, dvacátou obětí tragédie byla Aloisie Špičáková, která jela na hájence varovat skutečné partyzány. „Jela tam na kole, jakože varovat, ale byla zabita,“ popisuje Božena Zúbková, které bylo v té době devět let. „Neměla ani jednu střelnou ránu, byla pořežaná, ubodaná.“

Jediným člověkem, který událost přežil, byl již zmiňovaný František Mlýnek. Pravdivost jeho svědectví však kalí skutečnost, že byl místními označen za zrádce. Dalším podezřelým pro místní občany se stal velitel partyzánského oddílu „Olga“ Josef Houfek. „To musel domluvit Pepa Houfek,“ vypovídá Božena Zúbková. „Říkalo se,

že byl při Němcích, a měl jim nahrávat naše lidi. Jemu jsem dávala největší vinu. Za Salaši je křižovatka, kde vždy hlídka partyzáni z Olgy. Ale v ten osudný den byla hlídka odvolána – Pepa jim řekl, že mají jít na myslivnu a ne hlídat!“ Také účast Vlasovců zůstává dodnes otázkou.

Praví partyzáni z Olgy se ve vsi objevili v osudný den až večer. Druhého dne brzy ráno byla Salaš osvobozena.

Dopátrat se v tomto případě pravdy je nemožné, protože k objasnění této záhadami opředené tragédie výpověď jediného přeživšího svědka, který je ke všemu podezříván ze zrahy, nestačí. ■



Božena Zúbková, 2007



„My dali krev, vy dejte lásku!“ – Plakát k uctění památky 20 obětí masakru, z nichž polovina byli rodinní příslušníci paní Boženy Zúbkové. Bez udání roku. Foto: Obecní úřad Salaš // „Wir schenken das Blut, schenkt ihr die Liebe!“ – Gedenkplakat für die 20 Opfer des Massakers, zur Hälfte Familienangehörige von Božena Zúbková, ohne Jahr. Foto: Gemeindeverwaltung Salaš

Jediný svědek – zrádce?

František Mlýnek se stal jedinou osobou, která Salašský masakr přežila. Na Salaši kolují různé pověsti o jeho útěku dodnes.

V roce 1960 napsal jeden obyvatel Salaše Františku Mlýnkovi, který se krátce po konci války odstěhoval do Karlových Varů, otevřený dopis, ve kterém se dotazoval na události kolem jeho útěku z místa masakru. Zmínil v něm, že variantě o útěku, kterou Mlýnek roku 1957 zaslal na Národní výbor, nikdo nevěří. Mlýnkova písemná výpověď z roku 1957 se stala podkladem pro oficiální verzi celé události. František Mlýnek v dopise tvrdí, že se mu podařilo uprchnout i přes to, že okolo střílelo 40 mužů ze samopalů. Při útěku měl ztratit klobouk, který měl být prostřelen, což by byl důkaz o tom, že se na Mlýnka také střílelo. Přímou po akci však klobouk nalezen nebyl, nýbrž až o několik let později.

František Mlýnek o svém útěku veřejně téměř nemluvil. Zpočátku to mohlo být tím, že byl v šoku, a

asi proto se nikdo nedivil, že za něj mluvil kamarád František Kovář. Ten byl jedním z mála dobrovolníků, kterým se podařilo vrátit se zpět do Salaše. Kovář se prý zachránil tím, že si ve vsi zapomněl cigarety, pro které se směl vrátit. Jak je však možné, že právě Františka Kováře pustili? O několik let později, když František Mlýnek přijel do obce vysvětlovat, co se stalo, mluvil opět pouze Kovář – a to i přesto, že jako jeden z mála mohl zůstat ve vsi.

Jestliže mluvil František Mlýnek po celou dobu pravdu, potom byl po válce obyvateli Salaše neoprávněně odsouzen a následně šikanován. Možná právě proto svou rodnou ves opustil.

Na rozdíl od obyvatelů Salaše uvěřila široká veřejnost jeho výpovědi, a to možná i díky komunistické propagandě, pro kterou byli partyzáni hrdinové nedotknutelní. Salašany však František Mlýnek dodnes nepřesvědčil a pachuč zrahy se v této obci dá mezi staršími lidmi vycítit dodnes. ■

Tým Spurensuche z Uherského Hradiště

Das Team Spurensuche aus Uherské Hradiště



Vzadu zleva / Hinten von links: Jiří Zámečník (16), Kateřina Plačková (19) a / und Jan Zámečník (18); vpředu / vorne: Silvie Čerešňáková (17) a / und Martin Vávra (19)

Katka a Silva, Martin a dva bratři – Honza s Jirkou, to jsme my. Pocházíme z Uherského Hradiště, města na jihu Moravy, kde všichni navštěvujeme místní gymnázium. Salašská tragédie je známou událostí v našem kraji, ale do hloubky se o ní neví téměř nic. Proto jsme se rozhodli se tímto tématem intenzivně zabývat. Postupem času jsme zjistili, že se vůbec nejedná o jednoznačnou událost. Ba naopak: Nalézali jsme stále více otázek a odporujících si odpovědí.

V průběhu projektu jsme se dozvěděli mnoho zajímavých věcí z našeho kraje a vůbec z období druhé světové války. Také jsme se zlepšili v němčině a měli možnost seznámit se s opravdovou historickou prací.

Srdečně děkujeme pamětnici paní Boženě Zúbkové.

Wir stammen aus der Stadt Uherské Hradiště in Südmähren, in der wir alle das hiesige Gymnasium besuchen. Das Massaker von Salaš ist in unserer Region ein bekanntes Ereignis, die Einzelheiten aber liegen noch im Dunkeln. Deshalb haben wir beschlossen, uns intensiv damit zu befassen. Mit der Zeit stellen wir fest, dass sich viele Vorkommnisse nicht eindeutig klären lassen. Im Gegenteil: Wir stießen auf immer mehr Fragen und sich widersprechende Antworten.

Im Laufe des Projekts haben wir viele interessante Dinge aus unserer Region und generell aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs erfahren. Wir machten uns mit einer wirklichen historischen Forschung vertraut und verbesserten zugleich unsere Deutschkenntnisse. Besonders danken wir unserer Zeitzeugin Božena Zúbková.

Komentář

Kde je pravda?

Salašská tragédie se stala již před více než šedesáti lety, avšak dodnes nelze přesně určit její průběh. Dřívější autoři se opírali o výpovědi pana Františka Mlýnka, jemuž se jako jedinému podařilo před masakrem uprchnout. Pan Mlýnek bohužel již nežije, a tak jsme se snažili nalézt jiné prameny. Jedním z nich se staly výpovědi paní Boženy Zúbkové, které při tragédii zahynula veškerá mužská část rodiny. Ochotně nám vyprávěla svou verzi příběhu, i když nebyla událostí sama přítomná. Zároveň jsme zjistili, že se tato verze značně liší od oficiální verze prezentované na veřejnosti. Kde je tedy pravda – která verze se nejvíce přibližuje realitě? Událost mohl vidět pouze František Mlýnek, avšak ten Salašany svou výpovědí nepřesvědčil. Proto se po vsi začali šepat různé jiné příběhy. Co člověk, to trochu jiná verze, a tak je problém zjistit, jak se situace skutečně odehrála. Tak krátce před koncem války se tehdejší tisk o Salašské tragédii nezmiňuje, nehledě na to, že by noviny řízené Němci pravděpodobně o tomto zločinu beztažně psaly.

Později začaly na kulaté výročí tragédie vycházet články v regionálních novinách. Ale ani ty nebyly objektivní: Pro komunistický režim byli hrdinové odboje nedotknutelnými osobami. Snad i proto se v tisku ani jednou neobjevila spekulace o jiné možné variantě. Nejasnosti se tak množily pouze na Salaši a postupem času začali nabírat nové dimenze. Později byla přijata za objektivní pouze jedna verze příběhu, ke které se překvapivě žádný historik již kriticky nevyjádřil.

Kdo je za Salašskou tragédií zodpovědný tak pro nás nadále zůstává velkým otázkem. I my se musíme spokojit s mlhavou představou o tom, co se ve skutečnosti na Salaši událo. ■

Partyzánský oddíl „Olga“

Partyzánské skupiny se bezprostředně podílely na osvobození Čech a Moravy. Oddíl „Olga“ patřil do 1. čs. Partyzánské brigády Jana Žižky. Oddíl vznikl na přelomu let 1944/45 z jedné ze skupinek, která se pobývala přes slovensko-moravskou hranici. Nese jméno jeho zakladatelky Olgy Františákové. Skupina dosáhla počtu asi 130 bojovníků, asi 20 jich při bojích s Němci padlo. Na Salaši skupina spolupracovala se sovětskými parašutisty, kteří byli schováni u obyvatel Salaše.



Členové partyzánské skupiny „Olga“ před hájencou v Salaši, která během války sloužila jako skrýš a místo schůzek. Snímek byl pořízen krátce před masakrem v roce 1945. Foto: Obecní úřad Salaš // Angehörige der Partisanengruppe „Olga“ posieren vor dem Forsthaus in Salaš, das als Versammlungsort und Versteck diente. Das Bild wurde 1945 kurz vor dem Massaker aufgenommen. Foto: Gemeindeverwaltung Salaš

Am Vorabend der Befreiung schnappt die Falle zu

Das Massaker von Salaš fordert 20 Menschenleben

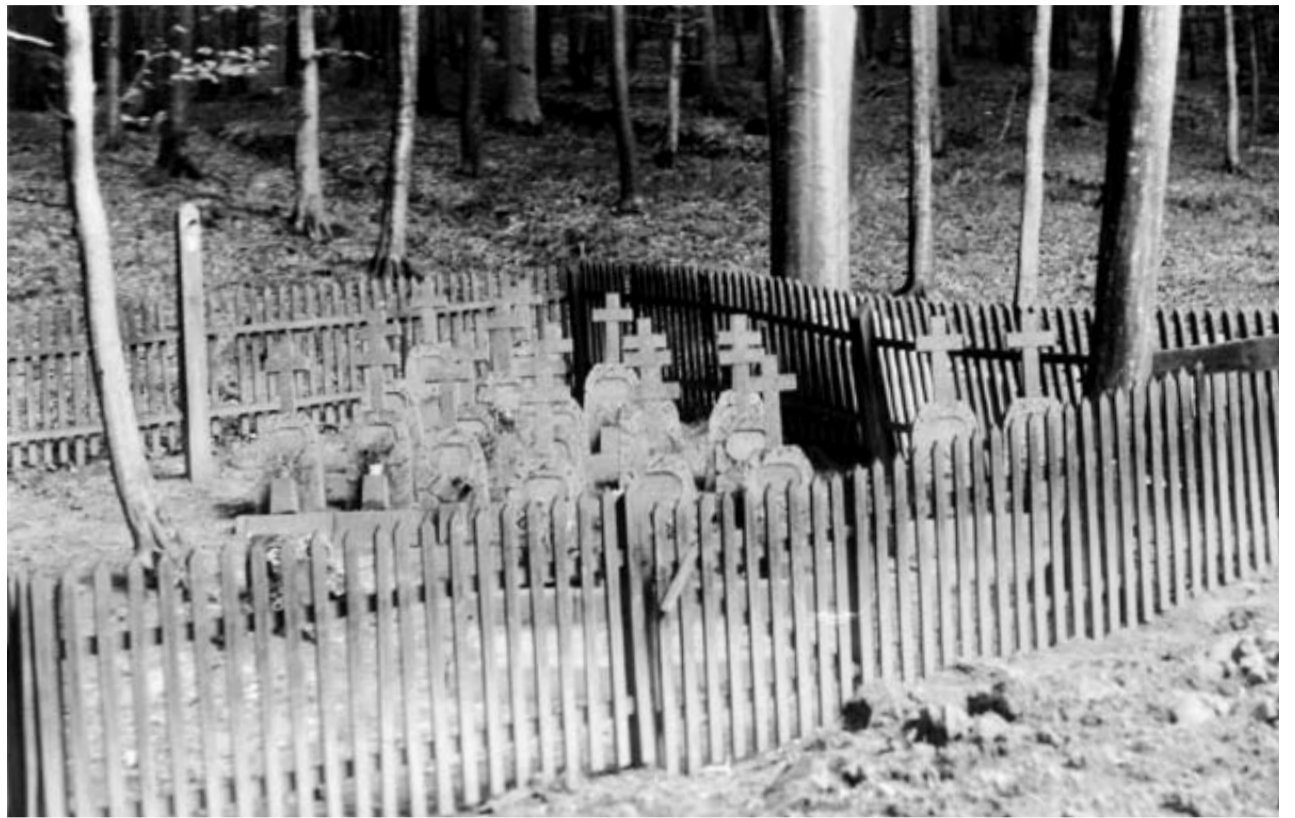
In der Nähe des kleinen Dorfes Salaš, das versteckt zwischen den bewaldeten Chřiby-Hängen liegt, spielte sich kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, am 29. April 1945, ein tragisches Ereignis ab: 20 Dorfbewohner wurden von den Deutschen umgebracht, als Vergeltung für die angebliche Unterstützung von Partisanen. Dies geschah einen Tag bevor die Rote Armee den Ort befreite. Wahrscheinlich war auch Verrat im Spiel.

Die deutschen Besatzer wussten, dass sich in den Wäldern um Salaš eine aktive und starke Partisanenzelle versteckte. Die zur 1. tschechoslowakischen Partisanenbrigade „Jan Žižka“ gehörende Abteilung „Olga“ wurde auch von sowjetischen Fallschirmjägern unterstützt. Mitte April 1945, sieben Tage vor der Vergeltungsaktion, durchsuchte ein etwa 50-köpfiges deutsches Kommando das ganze Dorf und fahndete nach Partisanen und sowjetische Soldaten. Allerdings ohne Erfolg. Im Gegenteil: Die gesuchten Partisanen überfielen das Kommando auf seinem Rückweg und brachten ihm beträchtliche Verluste bei.

Am 29. April 1945, einen Tag vor der Befreiung durch die Rote Armee, räch-

ten sich die Deutschen und stellten dazu eine Falle: Gegen Mittag erreichte die Nachricht das Dorf, dass sich Freiwillige zur Unterstützung der Partisanen melden sollten. Zwischen den Partisanen in den umliegenden Wäldern und den Waldarbeitern aus dem Dorf war verabredet, dass die Dorfbewohner den Untergrundkämpfern bei Bedarf zu Hilfe kommen. So erklärt es Božena Zúbková, die seit ihrer Geburt in Salaš lebt. Zum Zeitpunkt des Massakers, durch das sie sämtliche männlichen Familienmitglieder verlor, war die heute 71-Jährige neun Jahre alt. „Von dieser Abmachung mussten die Deutschen erfahren haben. Diese Chance haben sie dann genutzt ...“

Wenig später näherten sich rund 40 vermeintliche Partisanen dem Forsthaus von Salaš. Sie waren gut getarnt, anfangs schöpfte keiner der Dorfbewohner Verdacht. Erst als sich nach einer Weile etwa 20 Freiwillige für den Partisanenkampf einfanden, nahmen die Zweifel an der wahren Identität dieser „Partisanen“ unter den Bürgern zu. Nachdem jedoch ein Dorfbewohner bestätigte – womöglich war er zu dieser Aussage gezwungen wor-



Der Ort des Massakers, ohne Jahr. Direkt nach dem schrecklichen Ereignis wurden dort 20 Holzkreuze zum Gedenken an die Opfer errichtet. Die Leichen der Ermordeten wurden auf dem Gemeindefriedhof von Salaš beigesetzt. Um 1960 wurden die Holzkreuze entfernt und durch ein Denkmal aus Stein ersetzt. Foto: Gemeindeverwaltung Salaš // Misto masakru, bez udání roku. Zde bylo přímo po tragédii vztýčeno 20 dřevěných křížů na památku obětí. Těla zavražděných byla pochována na obecním hřbitově v Salaši. Kolem roku 1960 byly kříže odstraněny a nahrazeny kamenným památníkem, který zde stojí dodnes. Foto: Obecní úřad Salaš



Eine der deutschsprachigen kontrollierten Zeitungen, die damals über Ereignisse in Brünn und der weiteren Region Südmähren berichteten, war das *Brüner Tagblatt*. Das Blatt des *Mährischen Zeitungsverlags* erschien am 6. Februar 1945 zum letzten Mal. Als wenige Tage vor Kriegsende das Massaker in Salaš verübt wurde, gab es kaum mehr reguläre Berichterstattung. Über dieses oder sonstige Verbrechen hätte die nazitruer Zeitung wahrscheinlich kein Wort verloren. Quelle: Collegium Carolinum, München // Jedněmi z německých proktorátních novin, které v tehdejší době informovaly o událostech v Brně a v dalších regionech jižní Moravy, byly *Brüner Tagblatt* (*Brněnské denní listy*) z moravského nakladatelství *Mährischer Zeitungsverlag*. Jejich poslední číslo vyšlo 6. února 1945. Ve dnech před koncem války, kdy byl spáchán masakr v Salaši, již noviny pravidelně zpravodajství téměř nepřinášely. Pronacistické noviny by se ale jistě o tomto zločinu, stejně jako i o jiných zločinech, ani slovem nezminily. Zdroj: Archiv Collegia Carolina v Mnichově

den –, dass es sich bei der Truppe wirklich um Partisanen handele, setzten sich die 20 Freiwilligen in Bewegung. Sie folgten den falschen Partisanen in den nahen Wald, wo sie angeblich den Umgang mit Waffen erlernen sollten.

Unterwegs versuchten einige Freiwillige aus Salaš, die noch immer zweifelten, die Gruppe zu verlassen. Dies glückte aber nur wenigen. Auf einer Waldlichtung angekommen, wartete dort ein Mann im Ledermantel. „Alle sollten sich in ein Dreieck auf den Boden setzen. Ihnen gegenüber standen doppelt so viele Deutsche. Als sie sich setzten, begannen die Deutschen auf die Männer zu schießen, sie starben einer nach dem anderen“, gibt Božena Zúbková die unbestätigte Überlieferung wieder. Vorher habe der Mann im Mantel noch auf Deutsch „Hier Gestapo!“ gerufen. Diejenigen, die nicht an Ort und Stelle in dem Kugelhagel starben, habe das Kommando erschlagen. Nur

František Mlýnek gelang die Flucht. Bis heute stellt sich die Frage, ob auch Angehörige der Wlassow-Armee an dieser Mordaktion beteiligt waren.

Im Wald wurden 19 Männer getötet. Das 20. und letzte Opfer der Aktion war Aloisie Špičáková, die auf dem Weg zum Forsthaus war. „Sie ist mit dem Fahrrad dorthin gefahren, um die Partisanen zu warnen, aber sie wurde getötet“, so Božena Zúbková. „An ihrem Körper gab es keinen einzigen Einschuss, nur Schnittwunden. Sie wurde von den Deutschen erstochen.“

Der einzige Überlebende dieses Ereignisses war František Mlýnek. Auf seinen Aussagen beruhen die Erzählungen über den Tathergang. Die Ortsansässigen glaubten ihm allerdings nicht und hielten ihn für einen Verräter, der den Deutschen dabei geholfen habe, die 19 Männer in einen Hinterhalt zu locken. Als weiterer Verdächtigter galt der Leiter der Partisanenabtei-

lung „Olga“, Josef Houdek. „Man sagte von ihm, dass er zu den Deutschen hielt und ihnen unsere Leute auslieferte. Dem habe ich die größte Schuld gegeben“, sagt Božena Zúbková. „Hinter Salaš war eine Kreuzung, an der immer ‚Olga‘-Partisanen patrouillierten. Aber an jenem verhängnisvollen Tag wurde die Patrouille zurückgerufen. Josef Houdek sagte ihnen wohl, dass sie in das Forsthaus gehen und nicht patrouillieren sollten!“

Die wahren Partisanen der Abteilung „Olga“ kamen am Abend des 29. April in das Dorf und sicherten Salaš vor den Deutschen. Als am nächsten Morgen Verbände der Roten Armee in das südmährische Dorf kamen, wurde Salaš offiziell befreit. Für die Bewohner endete endlich der Krieg.

Unter welchen Umständen sich das Massaker tatsächlich abspielte, lässt sich nicht mehr ermitteln, Aussage steht hier gegen Aussage. ■

Die Partisanenabteilung „Olga“

An der Befreiung des Protektorats Böhmen und Mähren waren unmittelbar auch Partisanengruppen beteiligt. Die Partisanenabteilung „Olga“ gehörte zu der 1. tschechoslowakischen Partisanenbrigade „Jan Žižka“. Die Abteilung bildete sich um den Jahreswechsel 1944/45 aus einer der kleineren Gruppierungen, die sich über die slowakisch-tschechische Grenze durchgekämpft hatten. Sie trug den Namen ihrer Gründerin Olga Františáková. Die Gruppe erreichte eine Stärke von etwa 130 Kämpfern, von denen etwa 20 in Kämpfen mit den Deutschen fielen. Die Partisanengruppe in Salaš arbeitete mit sowjetischen Fallschirmjägern zusammen, die sich bei den Dorfbewohnern versteckt hielten.

Kommentar

Wie war es wirklich?

Auch wenn sich das Massaker in Salaš bereits vor 60 Jahren ereignete, ist der Tathergang bis heute nicht genau geklärt. Frühere Erklärungen stützten sich auf die Aussagen von František Mlýnek, der nicht mehr lebt. Wir bemühten uns, andere Quellen zu finden, etwa die Aussagen von Božena Zúbková. Obwohl sie selbst an dem Ereignis nicht beteiligt war, erzählte sie uns bereitwillig ihre Version des Geschehens. Dabei stellten wir fest, dass es bedeutende Unterschiede zwischen ihrer Sichtweise und der offiziell verbreiteten Lesart gibt. Wo liegt also die „Wahrheit“ – und welche der Versionen entspricht am ehesten den historischen Fakten?

Da jeder Bewohner seine eigene Version über das Massaker hatte und hat, ist der wahre Ablauf der Situation schwer zu rekonstruieren. So kurz vor dem Kriegsende war das Verbrechen in

der damaligen Presse zudem kein Thema. Vermutlich aber hätten die von den Deutschen kontrollierten Zeitungen darüber ohnehin kein Wort verloren.

Nach Kriegsende erschienen an den Jahrestagen des Massakers Berichte in den Regionalzeitungen. Aber auch diese waren nicht objektiv: Widerstandshelden waren für das kommunistische Regime unantastbare Persönlichkeiten. Vielleicht ist auch dies der Grund, dass in der Presse nicht einmal die Vermutung eines Verrats auftauchte. Es galt nur die „offizielle Version“ der Geschichte, die von keinem Historiker mehr kritisch hinterfragt wurde.

Wer tatsächlich die Verantwortung für das Verbrechen von Salaš trägt, bleibt für uns bis heute undurchschaubar. Auch wir müssen uns mit der verschwommenen Vorstellung über die wirklichen Ereignisse in Salaš begnügen. ■

Der einzige Zeuge – ein Verräter?

Ein durchschossener Hut als Beweismittel

František Mlýnek ist der einzige Überlebende des Massakers von Salaš. Bis heute kursieren in dem Dorf unterschiedliche Versionen über sein Entkommen.

Schon kurz nach Kriegsende zog František Mlýnek von Salaš nach Karlovy Vary (Karlsbad). 1960 fragte ihn ein Bewohner von Salaš in einem offenen Brief, wie genau Mlýnek damals von dem Ort des Massakers hatte fliehen können. Keiner im Dorf könne seiner offiziellen Erklärung Glauben schenken, die dieser 1957 schriftlich den staatlichen Stellen abgegeben hatte und auf der die offizielle Version des Ereignisses von da an basierte.

Geflüchtet trotz Beschuss

Dieser Erklärung nach sei Mlýnek die Flucht gelungen, obwohl 40 Männer zeitgleich aus Maschinenpistolen geschossen hätten. Dabei habe er seinen von Schüssen durchlöchernten Hut verloren: Ein Beweis dafür sei, dass auch er, František Mlýnek, beschossen worden sei. Sein Hut wurde jedoch nicht direkt nach dem Geschehen, sondern erst einige Jahre später gefunden.

Nach dem Krieg sprach František Mlýnek in der Öffentlichkeit kaum über seine Flucht. Anfangs vermutete

man, er stünde unter Schock. Keiner wunderte sich daher, dass sein Freund František Kovář für ihn sprach. Kovář gehörte zu den wenigen Freiwilligen, die aus dem Wald ins Dorf zurückkehren konnten. Er bat damals darum,

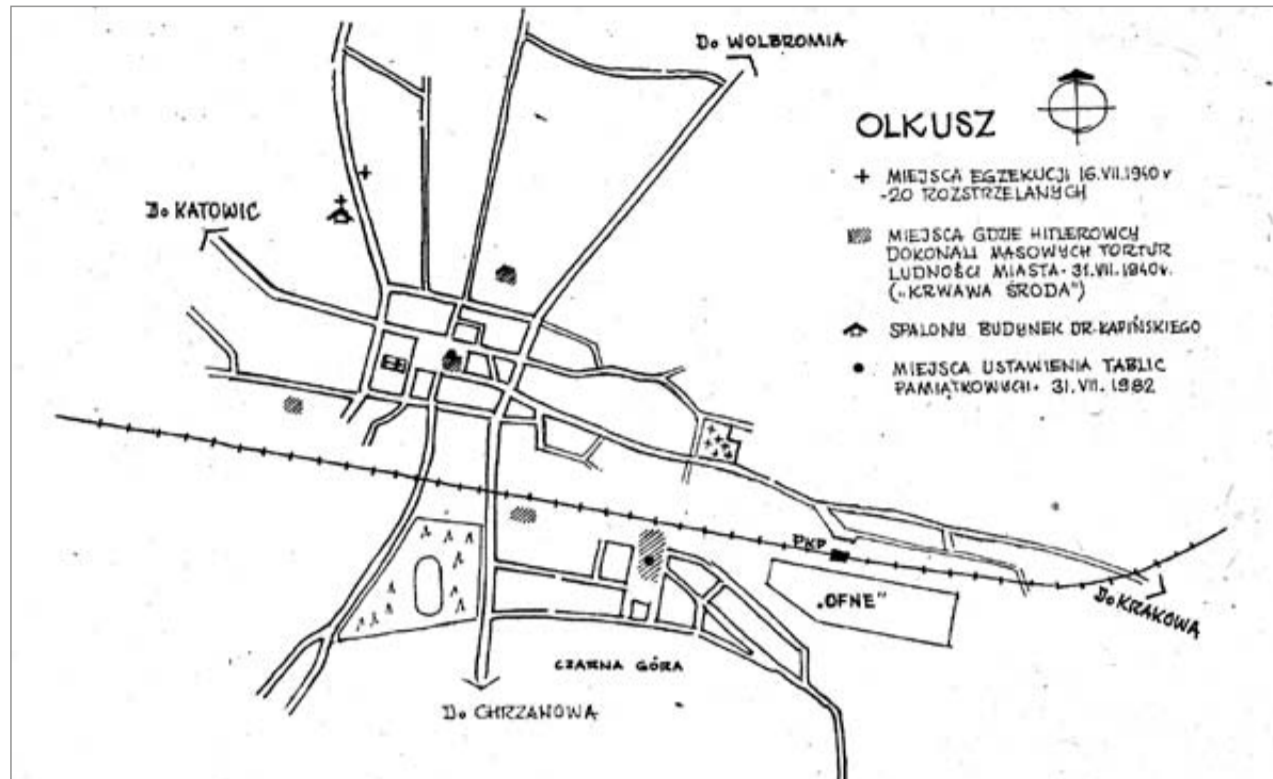
seine vergessenen Zigaretten holen zu dürfen. Wie aber war es möglich, dass die falschen Partisanen ausgerechnet František Kovář gehen ließen? Diese Tatsache sorgte für neue Gerüchte. Als František Mlýnek einige Jahre später noch mal in das Dorf kam, um zu erklären, was passiert war, sprach wieder nur Kovář für ihn – obwohl dieser das Massaker gar nicht persönlich miterlebt hatte.

Wenn František Mlýneks Version der Geschichte stimmt, wurde er nach Kriegsende von den Dorfbewohnern ungerechterweise verurteilt und schikaniert. Wahrscheinlich verließ er auch aus diesem Grund sein Heimatdorf. Im Gegensatz zu den Dorfbewohnern akzeptierte die breite tschechische Öffentlichkeit seine offizielle Aussage von 1957. Vielleicht auch dank der kommunistischen Propaganda, für die ein Partisanenheld unantastbar war. Die Einwohner von Salaš konnte František Mlýnek aber bis heute nicht überzeugen. Der Beigeschmack des Verrats ist vor allem unter den älteren Bewohnern immer noch zu spüren. ■



František Mlýnek, einziger Überlebender des Massakers, ohne Jahr. Foto: Gemeindeverwaltung Salaš // František Mlýnek, který jako jediný masakr přežil, bez udání roku. Foto: Obecní úřad Salaš

Krwawa zemsta za śmierć niemieckiego policjanta



Mapka Olkusza z zaznaczonymi miejscami egzekucji i masowych tortur ludności miasta w lipcu 1940. Źródło: *Krwawa Środa 1940*, wyd.: Wydział Kultury, Kultury Fizycznej i Sportu Urzędu Miasta i Gminy Olkusz // Die Orte der Strafaktion: Das Kreuz markiert den Platz der Hinrichtung vom 16. Juli 1940, die schraffierten Felder zeigen die Folterplätze des 31. Juli 1940. Quelle: Broschüre *Der Blutige Mittwoch 1940*, hg. von der Behörde für Kultur und Sport der Stadt Olkusz, ohne Jahr

„Nad ranem 31 lipca obudził mnie warkot samochodów ciężarowych, które rozjeżdżały się po całym mieście. Ulice zostały zablokowane przez żandarmerię, nikt nie miał prawa wyjść z domu ani wejść do domu. Była taka ilość patroli niemieckich, że nikt się nie mógł nigdzie ruszyć“, wspomina dziś 78-letni pan Tadeusz Kieres.

W nocy do miasta wjechała ekspedycja karna, złożona z gestapowców, SS i policji niemieckiej. Mieszkańcy byli przerażeni zaistniałą sytuacją, nie wiedzieli co się dzieje. Okazuje się, że owe wydarzenia to konsekwencja śmierci niemieckiego policjanta Ernesta Kaddatza, z nocy 15 na 16 lipca 1940 r. Został on przypadkowo zastrzelony przez włamywacza w willi, w której od niedawna mieszkał.

Władze hitlerowskie uznały, że fakt ten nie powinien przejść bez echa. 16 lipca wieczorem pod willą, w której do-

konano napadu, Gestapo i SS, rozstrzelało dwudziestu Polaków. Pięciu Olkuszian wziętych z mieszkań na podstawie listy policyjnej i piętnastu więźniów politycznych. Następnego dnia miejscowi Niemcy w towarzystwie Gestapo i SS spalili willę.

Po egzekucji przez kilka dni w mieście panował spokój, ale jak się później okazało była to cisza przed burzą.

W środę 31 lipca ponownie rozpoczęły się represje. Ze wspomnień pana Tadeusza dowiadujemy się, że od godziny drugiej w nocy do rana wywlekano z domów mężczyzn w wieku od 14 do 55 lat. O godzinie 4.30 Niemcy wpadli na ulicę Skalską, gdzie mieszkał on z rodzicami i starszym bratem. Hitlerowcy dobijali się do drzwi, rozbiłali kolbami, nie mieli litości dla mieszkańców Olkusza.

„Kiedy wtargnęli do naszego mieszkania, ojciec wybierał się do fabry-

ki, gdzie pracował. Zażądano od niego przepustki, którą pokazał, ale dla żandarmerii niemieckiej nie miała żadnego znaczenia.“ Ojciec pana Tadeusza został zabrany. „Widziałem przez okno jak wrzucili mego ojca do ciężarówki. Nie wiedziałem czy jeszcze go zobaczę“, mówi z bólem. Pan Tadeusz miał wówczas 10 lat, dlatego uniknął bestialstwa Niemców.

Z Żydów most na drugi brzeg rzeki

„Tata opowiadał mi, że wywieziono ich w dolinę wyschniętej rzeki Baby, tam kazano się wszystkim kłaść twarzą do piachu i z rękami do tyłu. W takiej pozycji musieli leżeć 10 godzin bez jedzenia, picia i w ogromnym upale.“

Hitlerowcy szczególnie znęcali się nad Żydami, z których zrobili „most“, układając ich w korycie rzeki, aby móc przejść na drugą stronę. Potem deptali po żywych ludziach, traktując ich jak przedmioty. Jeżeli któryś z leżących mężczyzn wykonał choćby najmniejszy ruch, żołnierz przyniósł jego głowę do piachu. Nikt nie miał prawa się poruszyć. Hitlerowcy kopali, deptali, bili nabajkami i kolbami, kazali torturowanym człogać się na kolanach i łokciach.

Podobne sceny rozgrywały się na olkuskim rynku, Piaskach i Czarnej Górze. Mężczyźni zebrani tam nie wiedzieli co ich jeszcze czeka, czy wrócą kiedyś do domu i czy jeszcze zobaczą swoje rodziny. Bestialskie znęcanie się nad niewinnymi ludźmi trwało do wieczora.

Po dokładnym sprawdzeniu dokumentów zaczęto systematycznie zwalniać pojmowanych do domów. Także ojciec pana Tadeusza, ciężko poturbowany wrócił do domu.

Mimo ofiarnej pomocy olkuskich lekarzy, po kilku dniach wielu ludzi zmarło w wyniku odniesionych ran. Innych dwunastu ciężko skatowanych Olkuszian wywieziono do więzienia w Sosnowcu.

Akcja miała za zadanie przestraszyć ludność miasta i taki też skutek przyniosła. Po tych tragicznych wydarzeniach w mieście zapanował ogromny strach, każdy obawiał się dalszych poczynań Niemców. Pytano się: co jeszcze może się zdarzyć?

Dzień 31 lipca 1940 r. był najtragiczniejszym dniem dla mieszkańców Olkusza w czasie okupacji hitlerowskiej i przeszedł do historii jako „Krwawa Środa“.

Różne oblicza prawdy

Podczas II wojny światowej na okupowanych terenach Polski ukazywała się prasa oficjalna i podziemna. W prasie oficjalnej znaleźć można było informacje nieprawdziwe i nieistotne, takie, które miały odwracać uwagę od wydarzeń niewygodnych dla propagandy hitlerowskiej. Jedynie prasa podziemna pisała o realnej sytuacji kraju i ludności.

W gazecie oficjalnej, ukazującej się dla terenu Olkusza, *Dzienniku Porannym* z 17 lipca 1940 r., znajdujemy obszerny artykuł, pt: „Elektryczni ludzie“. Czytamy w nim o zdolnościach metafizycznych ludzi, na przykład o przypadku kobiety „która była jakby żywym instrumentem fizycznym“. Jest to typowy artykuł służący odwróceniu uwagi czytelnika od istotnych wydarzeń. Tego dnia w tej samej gazecie zamieszczono między innymi również opis imprezy teatralnej, zorganizowanej przez organizację narodowo-socjalistyczną „Siła przez Radość“ w Olkuszu. Na temat morderstwa niemieckiego policjanta, Ernesta Kaddatza, które miało miejsce w nocy z 15 na 16 lipca i rozstrzelaniu przez Niemców 20 Olkuszian następnego dnia, w ramach kary zbiorowej za ten czyn, nie znajdujemy nawet najmniejszej wzmianki.

W *Dzienniku Porannym* z 1 sierpnia, na dzień po olkuskiej masakrze, możemy przeczytać m.in. o naprężeniu stosunków brytyjsko-japońskich, czy wybuchu magazynu amunicji w Gibraltarze, natomiast ani słowa na temat prześladowań mieszkańców Olkusza. Władza starała się, aby te wydarzenia zostały zatuszowane, gdyż ich ujawnienie źle wpłynęłoby na jej wizerunek.

W prasie podziemnej natomiast szczegółowo zostały opisane wydarzenia, mające miejsce w Olkuszu w dwóch ostatnich tygodniach lipca 1940 r. W gazetce konspiracyjnej *Znak* z 15

sierpnia, znalazłszy artykuł „Drugi Wawer“. Czytamy w nim o sytuacji w jakiej znaleźli się mieszkańcy Olkusza. Tytuł artykułu nawiązuje do wydarzeń w warszawskim Wawrze w nocy z 26 na 27 grudnia 1939 r., gdzie dokonano egzekucji 107 cywilów, w ramach odpowiedzialności zbiorowej, w odwecie za śmierć dwóch niemieckich podoficerów w miejscowym barze.

W *Znaku* szczegółowo opisano brutalny sposób postępowania Niemców, którzy nie mieli litości dla swoich ofiar. „Zarządzono ekspedycję karną na niewinne miasto. Dwadzieścia cztery osoby rozstrzelano. Bez sądu, bez winy, bez zwłoki, bez wyboru. Dostatecznym powodem do rozstrzelania były okoliczności: przypadkowe zamieszkanie w sąsiedztwie miejsca wypadku, pleć męska, wiek średni no i – rzecz najważniejsza narodowość polska“. *Znak* dokładnie opisuje bestialstwo, z jakim hitlerowski żołnierz znęcał się nad mieszkańcami Olkusza. „Ułożono wszystkich na bruku, czoło dotyka kamienia, ręce założone na plecach i przemarsz wojska po leżących! Następnie chodzenie na kolanach, aż do zupełnego pozdzierania skóry. Niewykonanie któregoś z rozkazu, zwłoka, patrzenie w bok itd. karane bezprzykładnym biciem.“

Prasa oficjalna i konspiracyjna przekazywały dwie różne prawdy na temat rzeczywistości na okupowanych ziemiach polskich. Analiza tych dwóch różnych od siebie obrazów rzeczywistości uświadomiła nam, jak łatwo można manipulować opinią publiczną i kształtować przekonania o tym co jest „prawdziwe“. Dzięki temu zrozumieliśmy, jak ważna zarówno wtedy, jak i dziś, jest krytyczna postawa, wobec tego co się czyta i słyszy. Trzeba samemu uważnie przyglądać się i analizować rzeczywistość, tak aby w historii nie powstawały nowe „białe plamy“.



Gazetka konspiracyjna *Znak* z 15.08.1940 r. W artykule zatytułowanym „Wawer“ szczegółowo opisuje wydarzenia lipca 1940 r. w Olkuszu. Źródło: Archiwum Państwowe w Krakowie // Das Untergrundblatt *Znak* (*Das Zeichen*) vom 15. August 1940. Der Artikel „Das zweite Wawer“ berichtete detailliert über die deutsche Strafaktion in Olkusz. Quelle: Stadtarchiv Krakau

Komentarz

Pamięć ciągle żywa

Dlaczego jest nam tak trudno rozmawiać o wojnie? Dlaczego wydarzenia sprzed tylu lat budzą w świadków historii niechęć do dzielenia się tragicznymi wspomnieniami z nami, młodymi, pragnącymi poznać prawdę o tragedii, która dotknęła naszych rodaków walczących o wolność kraju?

Pracując nad projektem przekonaliśmy się, że mimo 63 lat, które upłynęły od zakończenia II wojny światowej, świadkowie tamtych wydarzeń noszą w sobie ciągle ogromny ból. Odczytaliśmy to szczególnie podczas poszukiwania świadka o naszego tematu. Pan, który był ofiarą tych tragicznych wydarzeń, gdy dowiedział się, że projekt jest inicjatywą niemiecką, nie wyraził zgody na udzielenie nam wywiadu. Nie pomogły nasze tłumaczenia, wyjaśnienie idei, która przyświeca projektowi. Poczuliśmy się bezradnie. W końcu zrozumieliśmy, że 63 lata, które upłynęły, niewiele znaczą dla tych ludzi. Tamte wydarzenia ciągle w nich żyją.

Drużyna Tropicielki Historii z Olkusza

Team Geschichtsfahnderinnen aus Olkusz



Z góry od lewej / Hinten von links: Paulina Gola, Małgorzata Kalarus, Katarzyna Skipiwała. Z przodu / Vorne: Kinga Czarnota, Bernadeta Piekoszewska – wszystkie 18 lat / alle 18 Jahre alt

Nasza drużyna to: Kasia, Paulina, Małgorzata, Bernadeta i Kinga. Mamy 18 lat, uczęszczamy do klasy maturalnej, w której język niemiecki i historia realizowane są w zakresie rozszerzonym. Na naszej stronie w gazecie STEP21 [Weiße Flecken] piszemy o wydarzeniach w Olkuszu z lipca 1940 r., które do historii przeszły jako „Krwawa Środa“. Szczególnie ważna jest dla nas historia naszego regionu, a praca przy projekcie umożliwiła nam jej głębsze poznanie. Przez te kilka miesięcy nauczyliśmy się wytrwałości w dążeniu do celu oraz jak radzić sobie z wszelkimi trudnościami i łatwo się nie poddawać.

Unser Team sind: Kasia, Paulina, Małgorzata, Bernadeta und Kinga. Wir sind alle 18 Jahre alt und besuchen die Abiturklasse mit erweitertem Deutsch- und Geschichtsunterricht. Auf unserer Seite schreiben wir über die Ereignisse in Olkusz im Juli 1940, die als „Blutiger Mittwoch“ in die Geschichte eingegangen sind. Die Geschichte unserer Region ist uns besonders wichtig, und während der Projektarbeit konnten wir uns eingehend damit befassen und sie besser kennenlernen.

Blutige Rache für den Tod eines Deutschen

„Frühmorgens am 31. Juli 1940 weckte mich das Dröhnen von Lastwagen, die durch die Stadt fuhren. Die Straßen wurden von der deutschen Polizei blockiert, niemand durfte sein Haus verlassen. Es waren so viele deutsche Patrouillen, dass man sich in der Stadt gar nicht mehr bewegen konnte“, erinnert sich der 78-jährige Tadeusz Kieres, der seit seiner Geburt in Olkusz lebt. In dieser Nacht fuhr eine Strafexpedition, bestehend aus Gestapo, SS und deutschen Polizisten, in die Stadt ein.

Das Entsetzen der Bewohner war groß; die Menschen wussten nicht, was nun passieren würde. Es sollte die zweite Racheaktion für den Tod des deutschen Polizisten Ernst Kaddatz werden, der kurz zuvor, in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli, in seiner Villa von einem Einbrecher erschossen worden war.

Schon am 16. Juli waren vor der Villa des toten deutschen Polizisten 20 Polen von SS und Gestapo erschossen worden: fünf Bürger von Olkusz, die man nach den Polizeilisten ausgewählt und aus ihren Wohnungen gezerrt hatte, und 15 politische Gefangene. Ortsansässige Deutsche wohnten der Erschießung bei. Nach dieser Strafaktion war es zwei Wochen lang ruhig in der Stadt. Doch dies sollte nur die Ruhe vor dem Sturm sein.

20 Polen für einen Deutschen

Am Mittwoch, dem 31. Juli setzten die Deutschen die Vergeltungsmaßnahmen fort. Tadeusz Kieres erinnert sich, dass von zwei Uhr nachts bis in die Morgenstunden Männer im Alter zwischen 14 und 55 Jahren aus ihren Wohnungen geholt und zusammengetrieben wurden. Um halb fünf in



Der Olkuzer Marktplatz am „Blutigen Mittwoch“. Mit dem Gesicht nach unten liegen die Gefolterten auf dem Platz. Neben ihnen stehen die deutschen Soldaten, die an der Strafaktion beteiligt waren. Quelle: Broschüre *Der Blutige Mittwoch 1940*, hg. von der Behörde für Kultur und Sport der Stadt Olkusz, ohne Jahr // Olkuzki rynek podczas „Krwawej Środy“. Torturowani leżący twarzą do bruku. Obok hitlerowscy żołnierze uczestniczący w ekspedycji karnej. Zdjęcie: *Krwawa Środa 1940* wyd.: Wydział Kultury, Kultury Fizycznej i Sportu Urzędu Miasta i Gminy Olkusz

der Früh fielen die Deutschen auch in die Skalska-Straße ein, wo Kieres mit seiner Familie lebte. Auch hier hämmerten die Deutschen gegen die Türen und brachen sie mit Gewehrkolben auf. Sie hatten keine Gnade für die Bewohner der Stadt.

„Als sie in unsere Wohnung einfielen, wollte mein Vater gerade zu seiner Arbeit in der Fabrik aufbrechen. Sie verlangten seinen Passierschein, den er daraufhin vorzeigte. Aber die deutschen Polizisten erklärten ihn für unglücklich.“ Sie nahmen Tadeusz' Vater mit. „Ich sah durchs Fenster, wie sie meinen Vater auf einen Lastwagen warfen. Ich wusste nicht, ob ich ihn je wiedersehen würde“, sagt er mit Schmerz in der Stimme. Tadeusz selbst war damals gerade zehn Jahre alt und entging deswegen der bestialischen Behandlung durch die Deutschen.

„Mein Vater erzählte später, dass sie ins ausgetrocknete Baba-Flusstal gebracht wurden. Dort mussten sie sich flach hinlegen, die Arme auf dem Rücken, das Gesicht in den Sand. In dieser Stellung mussten sie zehn Stunden verharren, ohne Essen oder Trinken, bei schlimmster Hitze.“

Eine Brücke aus Juden

Die Nazischergen quälten vor allem die jüdischen Gefangenen. Aus ihren Körpern „bauten“ sie sich eine menschliche „Brücke“ über das Flussbett. Beim Überqueren traten sie auf die noch lebenden Menschen und behandelten sie wie einen Gegenstand. Niemand durfte sich rühren. Wenn einer der liegenden Männer auch nur ein

klein wenig zuckte, drückte ein Soldat sein Gesicht noch fester in den Sand. Die Deutschen schlugen die Männer, traten sie, verprügelten sie mit Peitschen und Gewehrkolben und ließen die Gefolterten anschließend auf Händen und Knien über den Erdboden kriechen.

Ähnliches spielte sich auch an anderen Orten ab: auf dem Olkuzer Marktplatz und an ausgewählten Plätzen in den Stadtteilen Czarna Góra und Piaski. Die Männer, die hier zusammengetrieben wurden, wussten nicht, was mit ihnen geschehen würde. Sie wussten nicht, ob sie jemals nach Hause zurückkehren und ihre Familien wiedersehen würden. Auch sie wurden von den Deutschen gequält und erniedrigt. Das bestialische Foltern der jüdischen und polnischen Bewohner dauerte bis in den Abend an. Nach der Überprü-

fung ihrer Papiere wurden die Gefangenen schließlich nach und nach entlassen. Auch der Vater von Tadeusz Kieres überlebte und kehrte schwer geschunden in die Skalska-Straße zurück. Doch die meisten der Folteropfer erlagen nach einigen Tagen, trotz aufopferungsvoller Hilfe der Olkuzer Ärzte, ihren Verletzungen.

Die Strafaktion der Deutschen erfüllte ihren Zweck: Die Bewohner von Olkusz waren eingeschüchtert. Angst beherrschte die Stadt. Jeder fürchtete weitere Repressalien. Immer wieder fragte man sich: Was wird noch passieren?

Der 31. Juli 1940 war für Olkusz der schlimmste Kriegstag und ging als sogenannter „Blutiger Mittwoch“ in die Geschichte ein.



Tadeusz Kieres, 2007

Kommentar

Die Erinnerung – immer noch lebendig

Warum fällt es uns so schwer, über den Zweiten Weltkrieg zu reden? Warum wecken die Geschehnisse aus jener Zeit bei den Zeitzeugen immer noch einen Unwillen, ihr Wissen mit uns zu teilen? Mit uns Jugendlichen, die die Wahrheit über jene Tragödie erfahren wollen, die unseren Landsleuten widerfuhr?

Während der Projektarbeit mussten wir feststellen, dass die Zeugen des damaligen Geschehens trotz der vielen seitdem vergangenen Jahre immer noch einen entsetzlichen Schmerz in sich tragen. Ein älterer Herr, Opfer der deutschen Racheaktion von 1940, verweigerte uns sein Einverständnis für ein Interview, als er erfuhr, dass das Projekt von einer deutschen Initiative ausgeht. Unsere Erklärungen über Sinn und Zweck des Projekts konnten ihn nicht umstimmen. Wir fühlten uns hilflos, denn wir konnten nichts dagegen tun. Schließlich mussten wir begreifen, dass die 63 Jahre, die seit dem Kriegsende vergangen sind, für diese Menschen nicht zählen. Für sie ist die Erinnerung an jene Geschehnisse immer noch lebendig.

Wir verstehen, welch großes Unrecht ihnen angetan wurde. Gleichzeitig wünschen wir uns, dass sie ihre Erinnerung trotz ihres großen Leids mit uns teilen. Wir Jugendlichen müssen davon erfahren, um zu verstehen. Die Geschichte muss in uns weiterleben und von uns gegen Umdeutungen geschützt werden. Wenn eines Tages die Zeitzeugengeneration nicht mehr da ist, wollen wir nicht, dass uns jemand einredet, wir Polen hätten den Zweiten Weltkrieg ausgelöst.

Durch die Arbeit an diesem Projekt möchten wir unseren Altersgenossen zeigen, dass die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg lebendig gehalten werden muss, weil sie eine Warnung für die kommenden Generationen sein soll. Die Geschichte darf sich nicht wiederholen!

Die Wahrheit hat viele Gesichter

Während des Zweiten Weltkriegs erschienen in den besetzten polnischen Gebieten sowohl offizielle Zeitungen als auch Untergrundblätter. In den legalen Zeitungen konnte man vor allem unwahre oder unwesentliche Informationen finden, die die Aufmerksamkeit der Leser von den unbequemen Tatsachen hinter der Nazipropaganda ablenken sollten. Die illegale Untergrundpresse dagegen schrieb, wie die Lage der Bevölkerung tatsächlich aussah.

In der offiziellen Zeitung für Olkusz *Dziennik Poranny* (Das tägliche Morgenblatt) vom 17. Juli 1940 fanden wir einen umfangreichen Artikel mit dem Titel „Elektrische Menschen“, der sich mit metaphysischen Fähigkeiten des Menschen beschäftigt. Der Text handelt von einer Frau, die „ein lebendiges physikalisches Instrument“ gewesen sein soll. Es ist ein Artikel wie viele andere, die die Aufmerksamkeit der Leser von den wichtigen aktuellen Geschehnissen ablenken sollten. Über den Mord an dem deutschen Polizisten Ernst Kaddatz verliert die Zeitung kein einziges Wort.

Im *Morgenblatt* vom 1. August 1940, dem Tag nach dem „Blutigen Mittwoch“, konnte man von der Verschlechterung der britisch-japanischen Beziehungen oder von der Explosion eines Munitionslagers in Gibraltar lesen. Die Racheaktionen der Deutschen werden hier ebenfalls nicht erwähnt. Die deutschen Besatzer gaben sich alle Mühe, die Strafaktion zu vertuschen, hätte sich ihr Bekanntwerden doch negativ auf das Bild der Deutschen in der Öffentlichkeit ausgewirkt.

In der Untergrundpresse wurden die Vergeltungsmaßnahmen dagegen sehr detailliert beschrieben. In dem konspirativen Blatt *Znak* (Das Zeichen) vom 15. August 1940 fanden wir den Artikel „Das zweite Wawer“. Der Titel bezieht sich auf eine Strafaktion der Deutschen in dem Warschauer Vor-

ort Wawer. Im Dezember 1939 wurden dort 107 Juden und Polen als Vergeltung für einen Mord an zwei deutschen Unteroffizieren erschossen. Ausdrücklich legt *Znak* die brutale Vorgehensweise der Deutschen dar:

„Eine Strafexpedition wurde angeordnet, ein Rachezug gegen die unschuldige Stadt. 24 Menschen wurden erschossen. Ohne Zögern, ohne Verfahren, ohne ihre vermeintliche Schuld nachgewiesen zu haben. Als Grund für die Hinrichtung genügte vollkommen, dass man zufällig in der Nähe des Ortes wohnte, an dem Ernst Kaddatz zu Tode kam, dass man männlich und

im mittleren Alter war und schließlich, dass man – natürlich! – polnischer Bürger war.“

Weiter erfuhren die Leser: „Alle mussten sich auf die Pflastersteine legen, Stirn auf die Steine, Hände auf den Rücken, und dann liefen die Soldaten über die Rücken der Liegenden! Dann mussten die Gefangenen auf Knien gehen, bis die Haut abgewetzt war. Wenn ein Befehl nicht ausgeführt wurde oder wenn man zögerte oder zur Seite schaute, wurde man sofort mit brutalen Schlägen bestraft.“

Die offizielle und die konspirative Presse lieferten zwei verschiedene

Versionen der Vorgänge in Olkusz: einmal werden sie verschwiegen, einmal detailliert geschildert. Die Analyse dieser zwei Lesarten der Wirklichkeit machte uns bewusst, wie leicht man die Öffentlichkeit manipulieren und die Vorstellungen darüber, was „wahr“ ist, formen kann. Dadurch begriffen wir, wie wichtig – sowohl damals als auch heute – eine kritische Einstellung gegenüber allem ist, was man liest und hört. Wir müssen die Realität genau beobachten und analysieren, damit in Zukunft keine „weißen Flecken“ mehr in der Geschichte entstehen können.

DZIENNIK PORANNY

CENY OGŁOSZEŃ: Po godzinie 1 gros w 1 egzemplarzu (zest. esp. 22 gros) 12 Rpł. W tekście 1 gros w 1 egz. (zest. esp. 40 gros) 2 Rpł. 1.—. Zwolnia ogłoszenia za słowo (tytuł dla osób przeważających) 2 Rpł. 50. pierwsze słowo Uszytno drukowano 2 Rpł. 12 (za wyjątki do trzech słów). Zwolnia ogłoszenia bezdotkliwe na słowo 2 Rpł. 15. pierwsze słowo Uszytno drukowano 2 Rpł. 10 (dotyczy również także tytułu wyciągów trzy słowa).	Rok I.	Nr. 115.
Kraków, środa 17 lipca 1940 r.		

Wojna morską przybiera coraz groźniejsze rozmiary.

Niemieckie łodzie podwodne i samoloty zatopiły ponad 50.000 ton. Skuteczne naloty na brytyjskie lotniska i urzędnictwa portowe.

Berlin, 17 lipca. Naczelna komenda armii niemieckiej komunikuje: Jedna z niemieckich łodzi podwodnych zatopiła i zatonęła 22.000 ton nieprzyjacielskiego tonu handlowego. Druga z łodzi podwodnych zatopiła nieprzyjacielski okręt-cysternę pojemności 8.000 ton, płynący w silnie straconym kierunku. Podczas powtarzania w dniu 15 lipca nalotu na brytyjski ruch okrętowy w kanale La Manche udało się zatopić trzy okręty handlowe pojemności łącznej 12.000 ton i uszkodzić pięć dalszych okrętów handlowych celami trafieniami bomb.

W ciągu dnia flota powietrzna zatakowała brytyjskie lotniska w Pembroke, St. Athan, Plymouth i Bicester, jak również urzędnicze portowe w Cardiff i Brighton oraz fabrykę samolotów w Yeovil. Bomby wywoływały liczne pożary i wybuchy.

Śródlądowym ładunkiem dokam, a więc nie ma możliwości naprawienia uszkodzonych okrętów.

Muszą zatem stwierdzić, że pierwsze operacje, które przeprowadzono z największą energią, pokazały, iż angielskie panowanie nad morzem Śródziemnym jest problematycznym i że angielska flota nie może bezkarnie opuścić swoich kryjówek w Gibraltarze i Aleksandrii. (p)

przebiegu nieustannie wzrastającemu uderzaniu w Londynie, ciężki zbytek produkcje przygołbionego zapędzenia i trwałej niepowod, aby mogła ona przystąpić się do swemu celowi.

Już raz oka widać na stanowisku, jakie Anglia zajmowała wobec swego poprzedniego sojusznika, przedstawia się całkiem inaczej, niż to było w ostatnim czasie w zrywaniu Churchill. Churchill znalazł dla polskiej Francji nową siłą (razem na temat „przedniej strazy wolności i praw ludzkich”). Krwawe napady na flote francuską nazwa on obecnie obłudnie „stragoczenie nastrojona” faza w stosunkach z Francją.

Niewątpliwie przypomnienie urzędywici z 14 lipca ub. roku, kiedy to armia francuska w dniu święta narodowego paradowała walcu dumnie przez Pola Elizejskie, było przyznaniem, że ten gadulawy człowiek stał się nieco skromniejszy. Bezradna niepowodność co do przetrwania przebiegu wojny, niepowodność i trwoga kramiwały w słowach tego obciążonego winami człowieka, kiedy z wahaniem odwiadyli: „Kiedy nastąpił atak niemiecki, tego nie widać, ale można było zważyć na to, że w rzeczywistości...”

Die Zeitung *Dziennik Poranny* (Das tägliche Morgenblatt) vom 17. Juli 1940 erwähnt den Mord an dem deutschen Polizisten und die darauf folgende Erschießung von 20 Olkuzern nicht. Statt dessen titelt sie: „Der Seekrieg nimmt ein gefährliches Ausmaß an“. Quelle: Stadtarchiv Krakau // *Dziennik Poranny* z 17 lipca 1940 r. Na dzień po rozstrzelaniu 20 Olkuzan przez niemiecką policję nie znajdujemy na ten temat ani słowa w oficjalnej prasie. W zamian za to możemy przeczytać między innymi o tym, że „Wojna morską przybiera coraz groźniejsze rozmiary“. Źródło: Archiwum Państwowe w Krakowie

Schuffen bis zum Tod: Zwangsarbeit in Wesermünde

Männer, Frauen und Kinder aus allen Teilen des besetzten Europas wurden während des Zweiten Weltkriegs von den Nationalsozialisten ins Deutsche Reich verschleppt und zur Zwangsarbeit gezwungen. Auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung, im August 1944, schufteten 7,5 Millionen Menschen für den deutschen Wahn von Herrenrasse und Lebensraum.

Bremerhaven, das bis 1947 Wesermünde hieß, war und ist ein bedeutendes Zentrum der Werft- und Fischindustrie in Europa. Der Bedarf an bil-

Die Existenzbedingungen der Arbeiter waren katastrophal: schwerste Arbeit, mangelhafte Hygiene, kaum Nahrung. Im größten Lager, dem im Fischereihafen gelegenen „Lager Halle XVI“, waren die hygienischen Zustände im Jahre 1943 derart miserabel, dass das Gesundheitsamt eine Gefährdung der deutschen Bevölkerung befürchtete. Ganz in der Nähe befand sich auch die „Krankenbaracke“ für die russischen Zwangsarbeiter: 1.500 Zwangsarbeitern standen dort 30 Krankbetten und eine einzige russische Ärztin zur Verfügung.

den Kriegsjahren in Wesermünde zum Tode verurteilt.

Zum Verhängnis wurde vielen ausländischen Arbeitern, dass Wesermünde zu jener Zeit Divisionsstadt und strategisch wichtiger Stützpunkt der Kriegsmarine war. Das wussten auch die Alliierten. Am 18. September 1944 legten britische Bomber große Teile der Stadt in Schutt und Asche. „Fremdvölkischen“ war die Nutzung von Bunkern und Schutzräumen jedoch verwehrt, was unter den Zwangsarbeitern viele Opfer forderte. Allein in einem Entbindungshaus fanden 40 ihrer Kinder bei dem Luftangriff einen grausamen Tod.

Viele deutsche Täter wurden nach 1945 gar nicht oder nur zu geringen Strafen verurteilt, weil sie, wie westdeutsche Gerichte befanden, nicht aus „bestrafungswürdigen, niedrigen Beweggründen [sondern auf] Weisung von oben“ gehandelt hätten. Erst in den 1980er und 90er Jahren begannen lokale Initiativen mit der Erforschung dieses dunklen Kapitels der Zwangsarbeit auf dem Gebiet Wesermünde.



Die Rickmers-Werft von Bremerhaven. Hier wurde der Italiener Catello Marciano als Zwangsarbeiter eingesetzt. Das Foto stammt vermutlich aus den 1950er Jahren. Quelle: Stadtarchiv Bremerhaven

ligen Arbeitskräften war damals entsprechend groß. Wann genau die ersten Zwangsarbeiter nach Wesermünde kamen, lässt sich heute nicht mehr exakt feststellen. Die städtische Gräberliste jedoch beweist, dass schon im Jahre 1941 vier Zwangsarbeiter in Wesermünde gestorben sind.

1944 wurden 14.373 Menschen in der Seestadt gefangen gehalten, eingesetzt vor allem auf den Werften und im Fischereihafen, darüber hinaus aber auch in über 240 anderen Betrieben unterschiedlichster Art. Im gesamten Stadtgebiet gab es 21 Zwangsarbeiterlager, bewacht von SS-Männern und Marinesoldaten.

Die Behandlung der Zwangsarbeiter durch die Nationalsozialisten war eine „Vernichtung durch Arbeit“. Zudem wurden, wie überall im Reich, zahlreiche Verschleppte exekutiert. Im Frühjahr 1944 wurde ein erst zwölf Jahre alter russischer Junge erhängt, weil er eine Hose gestohlen haben soll. Der Junge hatte behauptet, sie geschenkt bekommen zu haben. Am selben Galgen fand auch eine junge „Ostarbeiterin“ den Tod. Die Gestapo hatte ihr vorgeworfen, an ihrem Arbeitsplatz im Fischereihafen Gift in die Essiglauge für saure Heringe geschüttet zu haben. Mindestens zwölf Zwangsarbeiter wurden in

Team Nordlichter aus Bremerhaven



Von links: Oskar Bensel (18), Neele Engelmann (17), Philipp Johannßen (18) und Eva Luna Hartmann (16)

Wir sind die „Nordlichter“ aus Bremerhaven. Wir gehören zur Jugendredaktion der *Nordsee-Zeitung*. Die „Jugend- und Schulseite“ erscheint dort jeden Montag und gibt uns die Chance, über Themen zu schreiben, die uns Jugendliche beschäftigen.

An diesem Projekt teilzunehmen ist für uns wichtig, weil wir finden,

dass die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands nie in Vergessenheit geraten darf. Anders als in der Schule haben wir uns nicht nur allgemein mit dem Nationalsozialismus beschäftigt, sondern ganz speziell damit, was damals in unserer Stadt, in Bremerhaven, geschehen ist.

„Man lebte in ständiger Angst“

Catello Marciano war 23 Jahre alt, als er 1943 aus seiner italienischen Heimat nach Wesermünde, dem heutigen Bremerhaven, verschleppt wurde. Der ehemalige Zwangsarbeiter erzählt seine Geschichte.

Herzlich heißt uns Catello Marciano willkommen. Der gebürtige Italiener ist 87 Jahre alt. Seine Wohnung liegt im Süden von Bremerhaven. Ruhig ist es hier. Der Hauseingang ist sauber, die Schuhe stehen akkurat nebeneinander. Marciano bittet uns in sein Wohnzimmer. Hier hängen unzählige Bilder seiner Familie, auf die er sehr stolz ist.

„Ich bin schon mehr Deutscher als Italiener“, sagt Marciano, ironischerweise mit italienischem Akzent. Doch seine Heimat hat er nicht vergessen und präsentiert gleich ein Dutzend Postkarten seines Heimatortes Castellammare di Stabia am Golf von Neapel. Jedes Jahr besucht er seine Verwandten dort.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist es her, seit Catello Marciano als 23-Jähriger aus seiner Heimat Italien in die norddeutsche Hafenstadt verschleppt wurde. Viele Italiener fielen den Deutschen zum Opfer, nachdem Mussolini am 24. Juli 1943 gestürzt und das Bündnis mit dem nationalsozialistischen Deutschland gelöst worden war. Am 14. September 1943 marschierten Deutsche plündernd und mordend in Castellammare di Stabia ein. Alle jungen Männer mussten sich an der Strandpromenade versammeln. Danach ging es in einen Viehwaggon. Marciano erlebte die schrecklichste Zugfahrt seines Lebens. Es war kalt und es stank.

Doch das Schlimmste war, nicht zu wissen, was mit ihm nun passieren würde, erinnert sich Marciano. Nach Aufhalten in verschiedenen Lagern

Ignorieren statt informieren – die *Nordwestdeutsche Zeitung* im „Dritten Reich“

Viele deutsche Printmedien folgten den Lockrufen der Nazis bereits vor 1933. So rückte auch die 1895 gegründete *Nordwestdeutsche Zeitung* (NWZ) ab 1930 nach rechts, nachdem sie zuvor jahrelang versucht hatte, ihre Überparteilichkeit zu wahren. Der damalige Chefredakteur Wilhelm Georg hatte den Hitlerputsch von 1923 noch kritisch kommentiert. Wenige Jahre später unterstützte er durch seine Berichterstattung die Nationalsozialisten. Gemeinsam mit der Wählerschaft setzte die Zeitung ihren Weg nach rechts fort. Nach Hitlers Machtergreifung 1933 musste Georg erkennen, dass die neue Regierung alle Gegner erbarungslos verfolgte. Die lokale NSDAP forderte sogar die Absetzung Georgs. Grund: Seine kritischen Kommentare von 1923. Georg hielt sich von da an mit politischen Äußerungen zurück und schied 1936 schließlich ganz aus.



Die Titelseite der *Nordwestdeutschen Zeitung* vom 1. Dezember 1943. An diesem Tag erreichte Catello Marciano Wesermünde. Quelle: Stadtarchiv Bremerhaven

Während des Zweiten Weltkriegs war eine Tagesausgabe der *NWZ* meist nur vier Seiten stark. Über das Schicksal der Zwangsarbeiter verlor die Zeitung kein Wort, stattdessen schmückten die „Kriegserfolge“ der deutschen Wehrmacht die Titelseiten. Auf Seite 2 folgten Nachrichten aus der internationalen Politik. Zwischen den Annoncen versteckt lassen sich einige Todesanzeigen finden.

Im „Dritten Reich“ blieb die *NWZ* in den Händen ihres Verlegers Kurt Ditzen. Noch heute ist die inzwischen unter dem Namen *Nordsee-Zeitung* erscheinende Lokalzeitung im Besitz der Ditzen-Familie. Während des Zweiten Weltkriegs blieb das lokale Geschehen und das Schicksal der Zwangsarbeiter völlig unbeleuchtet. Im Jahr 2005, zum 60. Jahrestag des Kriegsendes, erschien eine Sonderbeilage der *Nordsee-Zeitung*, in der unter anderem über den ehemaligen Zwangsarbeiter Catello Marciano berichtet wurde.

war die Reise am 1. Dezember für ihn vorbei. Endstation: Wesermünde. Ein großer Tanzsaal war seine erste Unterkunft. „Der Saal war vollgestellt mit Hochbetten, die Toiletten waren draußen“, berichtet Marciano. „Platz war für ungefähr 30 Personen.“

In seiner Heimat hatte Catello Marciano als gelernter Maler und Lackierer im Flugzeugbau gearbeitet. Hier in der Seestadt musste er auf der Rickmers-Werft als Schiffslackierer Zwangsar-

schutz vor der Vergangenheit, doch wenig später rollt eine Träne. „Man lebte in ständiger Angst“, erinnert er sich. Nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler 1944 rutschte einem Arbeiter ein „Schade“ heraus. Daraufhin wurde der Mann abgeholt und nie wieder gesehen. Der Familie teilte man mit, er sei an einem Schlaganfall gestorben. „Man musste sich eben anpassen“, so Marciano, „um zu überleben.“

Nach Kriegsende hätte der Lackierer in seine Heimat zurückkehren können. Doch er blieb.

Es war die Liebe, die ihn hier in der Seestadt, gut 2.000 Kilometer von seinem Heimatdorf entfernte, hielt. Noch vor dem Kriegsende lernte er seine spätere Ehefrau Marta kennen. Nach dem Krieg heirateten die beiden. Marta brachte fünf Kinder mit in die Ehe.

Erst 1954 reiste Marciano zum ersten Mal wieder nach Italien, um Freunde und Verwandte zu besuchen. Viele wollten ihn zum Bleiben überreden, aber Bremerhaven war seine neue Heimat geworden. Zudem gab es in Italien keine Arbeit für ihn, und die brauchte er, um seine eigene Familie zu ernähren. In Bremerhaven fand er nach dem Krieg eine Stelle als Autolackierer. In den folgenden Jahren arbeitete er in verschiedenen Werkstätten. Als es 1983 zu Entlassungen kam, entschied sich Marciano, damals 63 Jahre alt, in Rente zu gehen. „Warum sollen sie einen jungen Vater nach Hause schicken? Da habe ich lieber freiwillig aufgehört“, begründet er seine Entscheidung.

1991 verstarb Catello Marcianos Frau Marta. Wenn seine Zeit kommt, so sagt er, soll seine letzte Reise nach Italien gehen – ins Familiengrab der Marcianos.



Catello Marciano mit den historischen Dokumenten über seinen Arbeitseinsatz auf der Rickmers-Werft in Wesermünde, dem heutigen Bremerhaven, ausgestellt am 1. Dezember 1943. Foto: Privatbesitz Catello Marciano

beit verrichten. Noch heute besitzt er seine Arbeitskarte mit der Nummer 14x124/686.

Immer wieder beginnt Catello Marciano zu lachen, während er von seiner Odyssee erzählt. Es wirkt wie ein Selbst-

Kommentar

Für ein aktives Erinnern

Viele Menschen reagieren gereizt, gelangweilt oder erschöpft, wenn sie auf die NS-Zeit angesprochen werden. Auch ich bin schon träge – und das in jungen Jahren.

Aber: Nur durch aktives Erinnern und hartnäckiges Engagement gegen Antisemitismus und Fremdenhass können wir es schaffen, dass in den Köpfen der Menschen, in unseren Köp-

fen, kein Vakuum entsteht, in dem sich Gleichgültigkeit oder gar rechte Parolen breit machen können.

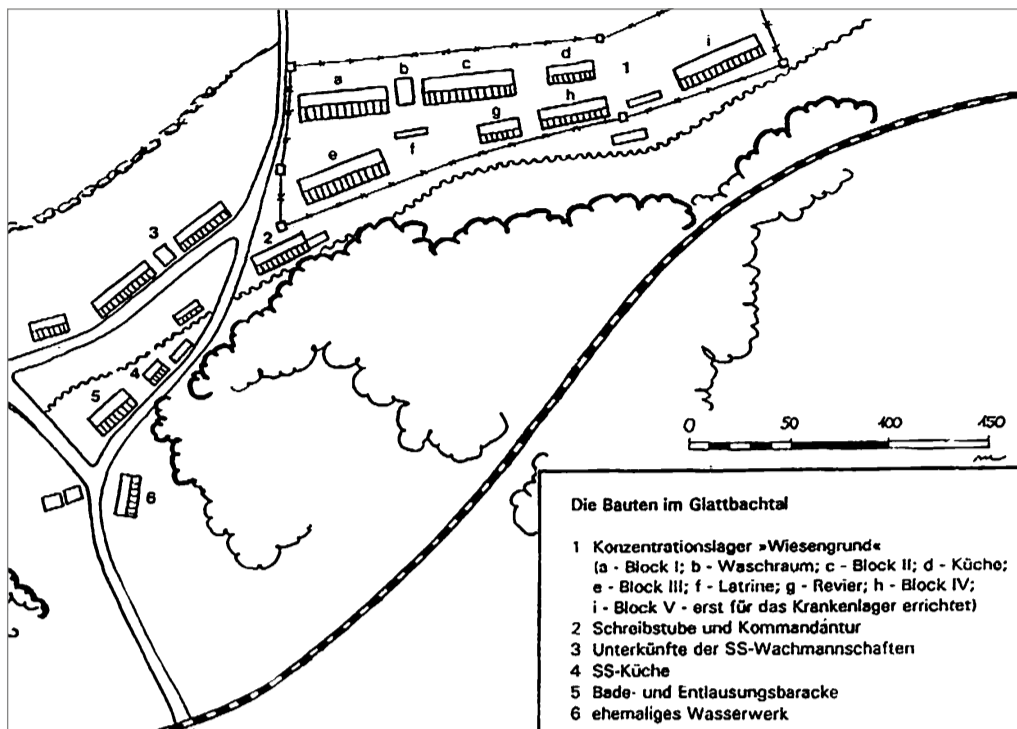
Während das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus immer ritualisierter wird, wissen viele Menschen gar nicht mehr, was genau damals passiert ist. Ihnen fehlt eine Basis der Ursachen und Zusammenhänge. Man sollte sich ein eigenes Bild von

der Geschichte machen – durch eigene Recherchen. Diese Zeitung soll dabei helfen!

Die unmenschlichen Verbrechen der Nazis sollen Mahnmal sein für alle folgenden Generationen – jedoch kein Mahnmal aus Stein, kein Denkmal auf dem Friedhof. Wir müssen es in unseren Köpfen tragen.

Philipp Johannßen

Das KZ vor der Haustür



Der Lageplan veranschaulicht die verschiedenen Einrichtungen des KZ Wiesengrund und ihre damalige Nutzung. Quelle: M. Scheck: *Das KZ vor der Haustür*, Vaihingen 2005. Grafik: P. Klose

In einem kleinen Dorf in Baden-Württemberg sollten Tausende jüdischer Zwangsarbeiter eine Fabrik errichten. Viele ließen dabei ihr Leben – das Bauwerk wurde nie fertig.

Vaihingen an der Enz war eine kleine, fast verschlafene Stadt, als im Frühjahr 1944 die jüdischen Gefangenen eintrafen. Weil die Rote Armee in Polen immer weiter vorrückte, hatte die SS das Konzentrationslager Radom im Norden des Landes aufgelöst. Mehr als 2.000 Häftlinge wurden von dort über Auschwitz nach Vaihingen transportiert. Sie wurden in dem anliegenden Konzentrationslager Wiesengrund, einem Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof, untergebracht, das zuvor in einem verlassenem Tal errichtet worden war.

Für die „Organisation Todt“ von der NS-Regierung in Auftrag gegeben, sollten die Zwangsarbeiter hier eine unterirdische Fabrik zur Produktion von Jagdflugzeugen bauen – in einem alten Steinbruch. Ein „Loch, von doppeltem Stacheldrahtzaun und etlichen Wachtürmen“ umgeben – so beschreibt der ehemalige Häftling Alfred Lipson den Ort.

Da das Fachwissen der Gefangenen für den Bau der Fabrik nicht ausreichte, wurden zusätzlich Sprengmeister, Elektriker und Maurer angestellt. So arbeiteten auf der Baustelle mit dem Decknamen „Stoffel“ Häftlinge und zivile Arbeiter gemeinsam. Die Menschen in Vaihingen/Enz waren offiziell auf die Ankunft von „Kriminellen“ vorbereitet worden. Trotzdem steckten einige den Häftlingen immer wieder

heimlich Brot, Kartoffeln und Äpfel zu. Wohl aus Mitleid, wie der Überlebende Jules Schelvis glaubt: „Wir waren stark unterernährt und sahen in unseren Lumpen absonderlich und verworren aus.“

Nach nur drei Monaten wurden die Arbeiten auf der Baustelle eingestellt, da die ständigen Bombardierungen der Alliierten diese zu sehr behinderten. Die Häftlinge hatten zwar einen Luftschutzbunker in den Stein gesprengt, doch sie selbst durften dort keine Zuflucht suchen.

Schon bald wurden die kräftigsten Häftlinge aus dem KZ Wiesengrund auf andere Arbeitslager in der näheren Umgebung verteilt. Aus dem Außenlager Wiesengrund wurde ein sogenanntes „Kranken- und Erholungslager“ – faktisch ein Sterbelager. Täglich kamen Züge mit weiteren Gefangenen an, darunter auch russische, italienische und norwegische Juden. Ende 1944 war das Lager mit rund 2.400 Häftlingen restlos überfüllt.

Zum Sterben zurückgelassen

Den Winter 1944/45 überstanden viele der jüdischen Häftlinge nicht. „Aberhalb der Stollen beeinträchtigte Schnee und Nässe unsere Widerstandsfähigkeit“, erinnert sich Jules Schelvis. „Wir hatten nur dünne Holzklötze unter den Füßen und Unmengen von Läusen.“ Darüber hinaus breiteten sich Krankheiten wie Flecktyphus und Tuberkulo-

se rasend schnell aus. Auch der ehemalige Häftling Floris Barkels berichtet von den schlimmen Zuständen im KZ Wiesengrund: „Immer – auch nachts – wurden irgendwo Menschen gequält.“ Ständig habe er das Jammern und Schreien der Männer gehört.

Als die französische Front herannahte, verließen die SS-Bewacher fluchtartig das Lager. Die Gefangenen, die noch gehen konnten, nahmen sie mit und brachten sie ins Konzentrationslager Dachau. Fünf Tage lang blieb das Lager unbeachtet, bis am 7. April 1945 die französischen Panzer einrollten. „Die Befreier fanden

80 tote Körper, die über das Lager verstreut waren, und 837 halbtote Gefangene“, erzählt Alfred Lipson in seinem Bericht für das Buch *Das KZ vor der Haustür*.

Damit der Typhus sich nicht weiter ausbreitete, wurden einige Tage später alle Baracken und Kleidungsstücke verbrannt. Doch anscheinend sollte nicht nur die Seuche verschwinden: Der zuständige Landrat Dr. Friedrich Kuhnle befahl jedem arbeitsfähigen Mann aus der Gegend zwischen 17 und 60 Jahren, für einen Tag nach Vaihingen zu kommen, um die letzten Überreste des Lagers zu beseitigen.

In den *Amtlichen Nachrichten* vom 15. Dezember 1945 heißt es, die Spuren des „beschämenden“ Konzentrationslagers müssten getilgt werden.

Ohne die mahnenden Ruinen des Konzentrationslagers ließen sich die furchtbaren Ereignisse, die vor der eigenen Haustür zu traurigem Alltag geworden waren, schneller vergessen. Doch wie sollten die Menschen begreifen können, welches Unrecht dort geschah? Mit der Beseitigung der Spuren wurden zugleich die Erinnerungen an das Geschehene Unrecht und damit die Möglichkeit zum Gedenken genommen. Erst viele Jahre später errichtete der Verein „Initiative KZ-Gedenkstätte Vaihingen/Enz e.V.“ auf den Grundmauern der ehemaligen Desinfektionsbaracke eine Gedenkstätte. Auch ein Friedhof wurde angelegt, um den Häftlingen, die im Außenlager Wiesengrund ihr Leben ließen, eine würdige Ruhestätte zu geben.

„Heimliche Helfer“

Wendelgard von Staden war 19 Jahre alt, als 30 jüdische Gefangene auf dem Hofgut ihrer Eltern in Kleinglattbach, einem Stadtteil von Vaihingen an der Enz, eintrafen. Das war im Jahr 1944. Wegen des Krieges waren fast alle jungen deutschen Arbeitskräfte aus der Region an die Front eingezogen worden. Es gab Probleme bei der Bewirtschaftung des Hofes. Nahrungsmittel waren knapp. Die Stadtverwaltung schickte Häftlinge aus dem nahe gelegenen KZ Wiesengrund auf den Hof, um dort lagerndes Stroh und Buschbohnen für die Versorgung des Lagers abholen zu lassen. Doch bei einem einmaligen Arbeitseinsatz blieb es nicht.

henden Hungertod zu retten. Jeder im Lager wollte in dieses Kommando, denn alle wussten, dass sie dort gut behandelt werden und ausreichend zu essen bekommen.“

Wie war ihr Verhältnis zu den Häftlingen?

„Freundschaften zu schließen war natürlich unmöglich. Wir durften nicht zeigen, dass wir ihnen helfen wollten – immer waren einige SS-Männer da, die sie bewacht haben. Außerdem konnten wir uns kaum verständigen, weil die meisten kein Deutsch sprachen.“

Wie war die Haltung Ihrer Eltern den Nazis gegenüber?

„Meine Mutter sagte einmal: ‚Hitler wird gewählt. Wenn er gewählt wird,



Von links: Helen Hauser, Wendelgard von Staden und Vito Masiello, 2007

Heute ist Wendelgard von Staden 82 Jahre alt. Sie lebt wieder in Vaihingen an der Enz. Wir trafen sie in ihrem Haus und sprachen mit ihr über die damalige Situation und ihren Kontakt zu den KZ-Häftlingen

Was geschah mit den Häftlingen auf dem Hof?

„Meine Mutter war entschlossen, diesen Menschen zu helfen. Sie wollte die Naturalien nur unter der Bedingung an das Lager liefern, dass dieses Kommando von 30 Häftlingen zur Arbeit [auf dem Gut] eingesetzt wird. So hatte sie die Chance, wenigstens einen kleinen Teil der Menschen vor dem dro-

wird er aufrüsten. Wenn er aufrüstet, gibt es Krieg. Wenn es Krieg gibt, geht Deutschland kaputt.‘ Mein Vater kritisierte das Naziregime auch, jedoch tat er dies nie in der Öffentlichkeit.“

Haben Sie heute noch Kontakt mit den ehemaligen Häftlingen?

„Ja, einige habe ich später wiedergesehen. Acht Familien haben eine Dankesfeier in New York für mich organisiert. Und zum 60. Jahrestag der Befreiung sind viele ehemalige Häftlinge auf Einladung der Stadt nach Vaihingen gereist. Es war wunderbar, aber viele habe ich gar nicht mehr erkannt. Sie sahen alle so ‚normal‘ aus.“

Kreisstadt Vaihingen-Enz.
Der jög. Enzinger Feldweg, vom Anwesen Herold bis zur Unterführung bei der Pumpstation, ist bis auf weiteres für jeden Verkehr gesperrt.
Den 5. Mai 1944.
Der Bürgermeister.

Im Gemeindeblatt *Der Enz-Bote* findet sich am 6. Mai 1944 die Verkündung des Bürgermeisters zur Sperrung des Geländes, auf dem sich das KZ befand – über die Hintergründe der Maßnahme kein Wort. Quelle: Stadtarchiv Vaihingen/Enz

Kommentar

Augen auf!

Wegschauen und den Rassismus ignorieren, der in nächster Nähe gelebt wird – das tun Menschen damals wie heute. „Bei uns haben wir doch gar kein Problem mit Rechtsradikalen.“ Meine Freundin guckte mich verdutzt an. „Die gibt’s doch nur im Osten!“

In Baden-Württemberg ist dieses Vorurteil weit verbreitet. Doch ist es blauäugig zu glauben, dass Arbeitslosigkeit der alleinige Grund für Rechtsradikalismus ist. In Pforzheim und Umgebung herrscht eine für Baden-Württemberg vergleichsweise hohe Arbeitslosigkeit. Doch das darf nicht entschuldigen, dass hier rechte Gruppierungen und eingetragene Vereine wie etwa der „Freundeskreis – Ein Herz für Deutschland“ (FHD) beachtlichen Zuspruch finden. Für viele Menschen ist die Zugehörigkeit zu rechten Gruppierungen eine Möglichkeit, das eigene Selbstwertgefühl zu stärken, indem die eigene Wut und Frustration auf andere übertragen wird. Die „Ka-

meradschaft“ bietet ihnen ein Gefühl von Sicherheit, das sie in ihrem übigen Umfeld oft nicht erfahren.

Für Außenstehende ist es einfach, das Problem totzuschweigen. In Mühlacker-Lomersheim bei Pforzheim trifft sich regelmäßig eine Gruppe von Rechtsradikalen im „Stallhaus Germania“ und veranstaltet dort sogar Konzerte. Die Mehrheit der Bewohner ignoriert das Treiben. Ein weiteres Beispiel: Jedes Jahr am 23. Februar hält der FHD auf dem Pforzheimer Wartberg eine Mahnwache zum Gedenken der Opfer der Bombardierungen von 1945 ab. Jedes Jahr sind auch linke Protestler da, jedes Jahr rückt ein Aufgebot von etwa 600 Polizeibeamten an. Ihre Aufgabe ist es, die Rechten vor den linksradikalen Randalierern zu schützen – die nämlich in der Mehrheit und nicht weniger gewaltbereit sind.

Der FDH wird vom Verfassungsschutz Baden-Württemberg als rechts-extreme Organisation eingeordnet.

Warum werden seine Veranstaltungen nicht verboten? Einige Politiker argumentieren mit dem Verweis auf die Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Diese mache es nicht möglich, solche Treffen ohne Weiteres zu verbieten. Doch wenn wir uns so leicht geschlagen geben, bieten wir diesen Gruppierungen eine öffentliche Plattform, die schnell missbraucht werden kann. Richter sollten sich deshalb bemühen und der Versammlungsfreiheit rechtsextremer Gruppierungen einen Riegel vorschieben.

Das im Enzkreis wirkende „Bündnis gegen Rechts“ versucht bereits durch Veranstaltungen im Raum Mühlacker ein Zeichen gegen die Aktivitäten der Rechtsorientierten zu setzen. Ein Beispiel für uns alle: Wir müssen die Augen öffnen und uns Gedanken darüber machen, wie wir den Rechtsextremismus vor unserer Haustür bekämpfen können.

Natascha Kastner

Team Geschichtssicherungsgruppe 12/2 aus Pforzheim



Hinten von links: Christian Schäfer (18), Vito Masiello (18), Sebastian Schroth (19) und Dominique Köppen (18). Vorne: Natascha Kastner (20), Helen Hauser (18) und Frederik Glaser (19)

Helen, Natascha, Frederik, Christian, Sebastian, Dominique und Vito bilden die „Geschichtssicherungsgruppe 12/2“. Unsere Mission ist der Kampf gegen das Verdrängen. Unser Hauptquartier befindet sich im Fritz-Erler-Wirtschaftsgymnasium in Pforz-

heim. Unser Spezialauftrag dreht sich um das ehemalige KZ Wiesengrund bei Vaihingen/Enz. Was uns antreibt: die Unwissenheit der Bevölkerung, obwohl sich die KZ-Gedenkstätte direkt vor ihrer Haustür befindet.

Co Čech, to muzikant



Dům rodičů Miloslava Šebesty v Ostravě v lednu 1945. Foto: Soukromé vlastnictví Miloslava Šebesty // Das Elternhaus von Miloslav Šebesta in Ostrava im Januar 1945. Foto: Privatbesitz Miloslav Šebesta

Miloslavu Šebestovi je dnes 86 let. I přes tento vysoký věk si dobře vzpomíná na roky svého mládí, kdy byl nuceně nasazen a musel pracovat v Drážďanech.

Miloslav Šebesta měl v roce 1943 těsně před maturitou, když mládeži v jeho věku, tedy ročníku 1921, přicházely příkazy k nucenému nasazení. Poštou přišly i jízdenky, a tak nezbývalo nic jiného, než jak sám Miloslav Šebesta říká: „Hurá do Drážďan“.

Přímo na drážďanském nádraží čekali na pracovníky určené k nuceným pracím zástupci jednotlivých firem. Miloslav Šebesta nastoupil společně se svým kamarádem do továrny na výrobu součástek do tanků, kde měli pracovat jako soustružníci. Pan Šebesta byl celkem spokojen: „Zjistil jsem, že součástky, které byly určeny k vyhození do šrotu, vydávají pěkné zvuky,“ vzpomíná si. „Začal jsem je využívat jako hudební nástroj. Hrál jsem na ně a všichni mi tleskali! Sem

tam jsem od Němců dostal pivo a tak.“ Postupem času se ovšem rozneslo, že si z práce pan Šebesta „dělá srandu“ a baví ostatní pracovníky. Kvůli tomu byl on i jeho kamarád Josef Novotný* přeložen do Dampfkesselfabrik Uebigau.

V této továrně se vyráběly části ponorek, které se převážely do Hamburku, kde byly smontovávány. Úkolem Miloslava Šebesty bylo překreslovat nákresy jednotlivých částí ponorek do dokumentace. Josef Novotný měl za úkol kontrolovat kvalitu svarů. V té době se oba dva přidali ke skupině *Odboj české mládeže*, jejíž členové sabotovali práci tím, že vyrábět nekvalitní svary. Josef Novotný je potom při kontrole vydával za kvalitní. Do dokumentace za kontrolu svarů pak nepodepisoval sebe, ale falšoval podpisy německých spolupracovníků. Pan Šebesta zase nové nákresy s vylepšením určité části ponorky nepřekresloval vůbec nebo jen částečně. Výsledkem bylo, že se v říšských továrnách

vyráběly části ponorek podle výkresů původních a částí podle nových. Při montáži v Hamburku se pak části nedaly smontovat.

Tato sabotáž ovšem neměla dlouhého trvání. „Netrvalo to dlouho a do naší továrny přišla kontrola,“ uvádí Miroslav Šebesta. „Inspekce přišla na

to, že my Češi nemáme právo být na tak vysokých a zodpovědných postech. A tak zavřeli ředitelství továrny. Po inspekci nás tedy zbavili našich funkcí a museli jsme začít pracovat manuálně. Nic víc se nám v podstatě nestalo, protože jsme všechno popřeli a navíc ve všech dokumentech byli podepsáni Němci.“

Přibližně pět měsíců před koncem války se pan Šebesta rozhodl z lágru, ve kterém bydlel s ostatními Čechy, utéct. „Dostali jsme to v podstatě jako pokyn, protože Němci zřejmě zjistili, kdo stál za tou sabotáží v továrně.“ A tak ukradl staré kolo a zfalšoval si povolenku, se kterou se dostal přes hranice do Protektorátu. „Když jsem utíkal, tak byl ještě na horách snít,“

vzpomíná. Až do konce války se ukrýval u známých nebo u rodin kamarádů, kteří zůstali v lágru. Po dlouhé době se v Ostravě konečně setkal se svou rodinou. Už se neskrýval a oficiálně se po něm nikdo nesháněl.

Při vyprávění tohoto příběhu Miloslav Šebesta popisuje velice emotivně jednotlivé pasáže svého nuceného nasazení v Německu. I přes hrůzu, kterou zajisté musel zažít, si dokázal vybavit i radostné a veselé vzpomínky svého mládí. V dnešních dnech pan Šebesta působí jako vyrovnaný člověk, který neuvažuje o odplatě. A to i přesto, že byl německým nacistickým systémem využit.

*Jméno redakci změněno

Ostrava v době německé okupace

Po Mnichovské dohodě roku 1938 byla území zvaná Sudety připojena k Německé říši. V březnu 1939 obsadilo německé vojsko zbytek českého území a byl vytvořen Němci kontrolovaný prostor – Protektorát Čechy a Morava. Tyto události měly pro Ostravu dalekosáhlé následky.

Ostrava byla rozdělena na dvě části. Jedna část náležela Říši a druhá Protektorátu. Obyvatelé dříve jednotného města se nyní potýkali s rozdílnými životními podmínkami a podléhali rozdílnému zákonodárství. Muži z župy, jakožto občané Říše, museli narukovat do armády, zatímco muži z protektorátní části rukovat nemuseli.

Nacistické Německo se již od roku 1938 snažilo získávat pracovní sílu ze zahraničí. Slibovalo dobré pracovní podmínky, a to podněcovalo i Čechy k dobrovolnému odchodu za prací do Říše. Záhy však poznávali, že slibované pracovní podmínky jsou ve skutečnosti o mnoho horší, a formou korespondence varovali ostatní případné zájemce. Německo se nato začalo potýkat s nedostatkem dobrovolných pracovních sil a podnikalo radikální kroky. V Protektorátu byla uzákoněna povinnost práce – především ve zbrojním průmyslu. Zprvu se tato povinnost týkala jen nezaměstnaných, později došlo k povolávání celých ročníků, někdy i včetně žen. Poslední povolání byli narození roku 1924. Později se tyto pracovníci začali označovat jako „nuceně nasazení“.

Pracovní nasazení pro „spřízněného ochránce“

Téma nuceného nasazení se jen zřídka objevuje v protektorátním tisku. Články popisují dobré životní podmínky dělníků v Říši, mluví se v nich o dostatku potravin a výborném ubytování. Srovnávali však tyto informace s dopisy pracovníků, zjistíme, že skutečnost byla zcela jiná. Dělníci museli snášet špatné pracovní a životní podmínky. V lepších případech pracovali v podnicích zbrojního průmyslu a státních organizacích. Většina jich ovšem musela odklízet trosky po náletech. Pracovní doba mnohdy dosahovala dvanácti hodin denně šest dní v týdnu a práce probíhala za neustálého nebezpečí náletů. Také životní podmínky v lágrech, kde byli dělníci na minimál-

ním prostoru ubytování, byly neúnosné. Rychle se tu šířily nemoci a vyčerpaní lidé jim podléhali mnohdy i přímo na pracovišti. Tyto informace noviny obyvatelům Protektorátu zatajovaly.

Neinformovaný čtenář z Protektorátu by dále mohl nabýt dojem, že je pro Říši nepostradatelný. Noviny vyzývají český národ, aby se scelil a s vypětím všech sil pomáhal svým pracovním nasazením svému „spřízněnému ochránce“, nacistickému Německu. Češi si mají vážit práce, kterou jim Říše nabízí. Nabádá k tomu, aby se Češi k Říši neobrátili zády, a to už jen proto, že jim po celou dobu zajišťuje „ochranu“ a nenutí je bojovat na frontě.

Pan Miloslav Šebesta, který nuceně nasazení prožil, byl po návratu domů byl šokován, jak nepravdivě noviny celou dobu informovaly o životě nuceně nasazených. Porovnáme-li dobové články s osudy mladých lidí v Protektorátu, dostaneme dva obrazy rozdílných skutečností té samé doby. Noviny se čtenáři snaží vnutit názor o v podstatě rovném postavení obyvatel Říše a Protektorátu. Skutečnost ale vypovídá o diktáturu nacistického Německa nad českým národem. Novináři byli nuceni se režimu přizpůsobit a psát, co jim bylo poručeno. Svoboda tisku proto prakticky neexistovala.

Tým Weiße-Flecken-Entferner z Ostravy Team Weiße-Flecken-Entferner aus Ostrava



Vzadu zleva / Hinten von links: Petra Janičková (18), Nikola Janíková (17), Martina Šebestová (17), Kristýna Packová (18); vpředu / vorne: Martin Platoš (18)

Petra, Nikola, Martina, Kristýna a Martin tvoříme tým z Ostravy. Pokusili jsme se zaplnit jedno významné a přitom většinou lidí neznámé bílé místo ve válečných dějinách České republiky. Sami jsme se o tématu nuceně nasazených dozvěděli pouze náhodou. Postupně jsme ale zjišťovali, že se nucené práce týkají mnohem více lidí v našem okolí, než bychom čekali. Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] nám umožnil se nejen ponořit do podrobností válečného období. Měli jsme i možnost seznámit se s lidmi z jiných zemí, které spojuje zájem o dějiny.

Wir sind das Team aus Ostrava: Petra, Nikola, Martina, Kristýna und Martin. Wir haben uns bemüht, einen bedeutenden und dabei den meisten Menschen unbekanntem „weißen Fleck“ der Kriegsgeschichte Tschechiens zu füllen. Wir selbst haben über das Thema der Zwangsarbeit nur durch Zufall erfahren. Nach und nach stellen wir fest, dass die Zwangsarbeit viel mehr Menschen in unserer Umgebung betraf, als wir erwartet hätten. Das Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] gab uns die Gelegenheit, uns in ein spezielles Thema der Kriegsgeschichte zu vertiefen und zugleich Menschen aus anderen Ländern kennenzulernen, die das Interesse für Geschichte verbindet.



Rubrika Zpřima a do očí v novinách *Ostravská národní práce* ze dne 5. 2. 1942 přináší článek: „Povinnosti Čechů v této válce“. Jeho hlavní myšlenka zní: „Říše má právo žádat vzájemnou službu“, protože Češi „...stojí pod ochranou nejsilnější mocnosti světa“. Zdroj: Archiv města Ostravy // Die Kolumne „Zpřima a do očí“ („Geradeheraus und in die Augen“) der *Ostravská Národní práce* (*Ostrauer Nationalarbeit*) vom 5. 2. 1942 titel: „Die Pflichten der Tschechen in diesem Krieg“. Die Hauptthese: „Das Reich hat das Recht, eine Gegenleistung zu fordern“, da die Tschechen „... unter dem Schutz der stärksten Macht der Welt“ stünden. Quelle: Archiv der Stadt Ostrava

Komentář

Proč mlčet?

Kdo se zabývá tématem nuceně nasazených, určitě bude šokován silně nacistickým laděním většiny dobových novin. Pravděpodobně žádný dobový tisk o tématu nereféroval objektivně. Na druhou stranu je pochopitelné, že v tehdejší době svobodný tisk v Protektorátu prakticky neexistoval, protože vlastní názory novinářů byly tvrdě postihovány.

Nucené práce jsou jedním z „bílých míst“ v našich dějinách. V dobovém tisku se najde jen velmi málo, většinou zkreslených zmínek o nuceně nasazených. I pro samotné Ostravy je nucené nasazení a rozdělení města téma-

tem téměř neznámým. Pamětníci se snaží zapomenout a mladí se nedozví nic, pokud se sami nechopí iniciativy. Ve školách je totiž toto téma ve velké většině promlčeno.

Neměli bychom se bát otevřeně mluvit o následcích války, o životě nuceně nasazených v lágrech, o těch, kteří se museli skrývat a kteří byli odtrženi od svých rodin. Mnozí se domů vůbec nevrátili, mnozí se vrátili se zdravotními či psychickými problémy. Proč tedy chceme na jejich osudy zapomenout? Měli bychom věnovat této problematice hlavně na školách více pozornosti. Protože pouze tehdy, když budeme

znát něco víc než pár dat, budeme si schopni alespoň částečně představit, jak vypadal život obyčejných lidí za války. A díky tomu budeme snad moci podobným hrůzám v budoucnosti předjet.

Pro nás se všichni lidé, se kterými jsme se během naší práce setkali, stali přinejmenším obdivuhodnými. Nebojí a nestydí se mluvit o tom, co prožili. A proč by také měli, když mluví pravdu? Co tedy svazuje politiky, učitele, naše rodiče? Proč se brání otevřené diskuzi v době, kdy by každý člověk měl mít právo na objektivní informace a také právo projevit svůj vlastní názor!?

Sabotage aus nächster Nähe

Miloslav Šebesta ist heute 86 Jahre alt. Trotz seines hohen Alters erinnert er sich noch sehr gut an die Zeit, als er in Dresden Zwangsarbeit leistete.

Miloslav Šebesta, Jahrgang 1921, stand kurz vor seinem Abitur, als die Jugendlichen seines Alters 1943 zur Zwangsarbeit einberufen wurden. Der Befehl kam gleich zusammen mit den Fahrkarten per Post. Daher blieb nichts anderes übrig, als sich zu sagen: „Hurra, nach Dresden“, erinnert Miloslav Šebesta

Schon auf dem Dresdner Bahnhof wurden die Zwangsarbeiter von den Vertretern einzelner Firmen erwartet. Gemeinsam mit einem Freund kam Šebesta in eine Fabrik für Panzerteile, wo sie als Dreher eingesetzt wurden. Miloslav Šebesta war mit seiner Arbeit zunächst zufrieden: „Ich stellte fest, dass Einzelteile, die für den Schrott bestimmt waren, einen schönen Klang hatten“, erinnert er sich. „Ich begann sie als Musikinstrumente zu nut-

Aufgabe in der Fabrik war es, die Zeichnungen der einzelnen U-Boot-Teile in die Dokumentation zu übertragen. Josef Novotný musste die Qualität der Schweißnähte prüfen. Die beiden jungen Männer schlossen sich der Gruppe „Widerstand der tschechischen Jugend“ an, deren Mitglieder die Arbeit durch die Fertigung von mangelhaften Schweißnähten sabotierten. Novotný ließ die fehlerhaften Bauteile bei der Qualitätskontrolle durchgehen. Die Unterlagen zur Produktion der Teile mit mangelhaften Schweißnähten unterschrieb er nicht mit dem eigenen Namen, sondern fälschte Unterschriften deutscher Mitarbeiter. Šebesta wiederum übertrug Zeichnungen mit Verbesserungsvorschlägen für bestimmte U-Boot-Teile gar nicht oder nur teilweise in die Dokumentation. Das Ergebnis: In den Reichsfabriken wurden bestimmte U-Boot-Teile nach alten, andere nach neuen Zeichnungen gebaut – bei der Endmontage in Hamburg passten die Teile nicht zusammen.

Etwa fünf Monate vor Kriegsende entschied sich Miloslav Šebesta zur Flucht aus dem Lager, in dem er mit anderen tschechischen Zwangsarbeitern lebte. „Wir bekamen einen mehr oder weniger deutlichen Hinweis, dass die Deutschen herausgekriegt hatten, wer sich hinter der Sabotage in der Fabrik versteckte.“

Šebesta stahl ein altes Fahrrad und fälschte einen Passierschein, mit dem er die Protektoratsgrenze überquerte. „Während meiner Flucht lag in den Bergen Schnee“, erinnert er sich. Bis zum Kriegsende versteckte er sich bei Bekannten und bei Familien seiner Freunde, die im Lager geblieben waren. Erst nach langer Zeit wagte er es, zu seiner Familie nach Ostrava zurückzukehren. Er brauchte sich nicht länger zu verstecken, nach ihm wurde nicht mehr gefahndet.

Miloslav Šebesta schildert einzelne Geschichten aus seinem Arbeits-einsatz in Deutschland sehr emotional und lebhaft. Beeindruckend ist, dass



Miloslav Šebesta (zweite Reihe, 4. von links) 1943 im Kreis seiner Kollegen bei der Zahnradfirma in Dresden, bei der er Zwangsarbeit als Dreher leisten musste. Ausländische Zwangsarbeiter und „volksdeutsche“ Angestellte arbeiteten hier zusammen. Foto: Privatbesitz Miloslav Šebesta // Miloslav Šebesta (druhá řada, čtvrtý zleva) v kruhu svých spolupracovníků z továrny na výrobu ozubených kol v roce 1943 v Drážďanech, ve které musel nuceně pracovat jako soustružník. Zahraniční nuceně nasazení dělníci a zaměstnanci německé národnosti, tzv. „Volksdeutsche“, zde pracovali společně. Foto: Soukromé vlastnictví Miloslava Šebesty

zen. Ich spielte und alle klatschten! Ab und zu bekam ich von den Deutschen ein Bier oder sonst etwas ausgegeben.“ Miloslav Šebesta nahm seine Arbeit „auf die leichte Schulter“ und unterhielt die anderen Arbeiter – was jedoch nicht lange hingekommen wurde. Gemeinsam mit seinem Freund Josef Novotný* wurde er in die Dampfkesselfabrik Uebigau versetzt.

In Uebigau wurden U-Boot-Teile hergestellt und zur Endmontage nach Hamburg geliefert. Miloslav Šebestas

Die Sabotage fand kurze Zeit später ein jähes Ende. „Es dauerte nicht lange und eine Kontrolle kam in unsere Fabrik“, erzählt Miloslav Šebesta. „Die Inspektion kam zu dem Schluss, dass wir Tschechen nicht berechtigt seien, so hohe und verantwortungsvolle Posten zu bekleiden. Der Fabrikleiter wurde inhaftiert. Wir wurden versetzt. Mehr passierte uns nicht, weil wir alles bestritten und zudem sämtliche belastenden Dokumente nur von Deutschen unterschrieben waren.“

er sich, obwohl als Zwangsarbeiter vom nationalsozialistischen System aus seiner Heimat gerissen, ausgenutzt und bedroht, auch an fröhliche und lustige Erlebnisse aus seiner Jugend erinnert. Heute macht Miloslav Šebesta den Eindruck eines ausgeglichenen Menschen, dem Gedanken der Vergeltung fernliegen.

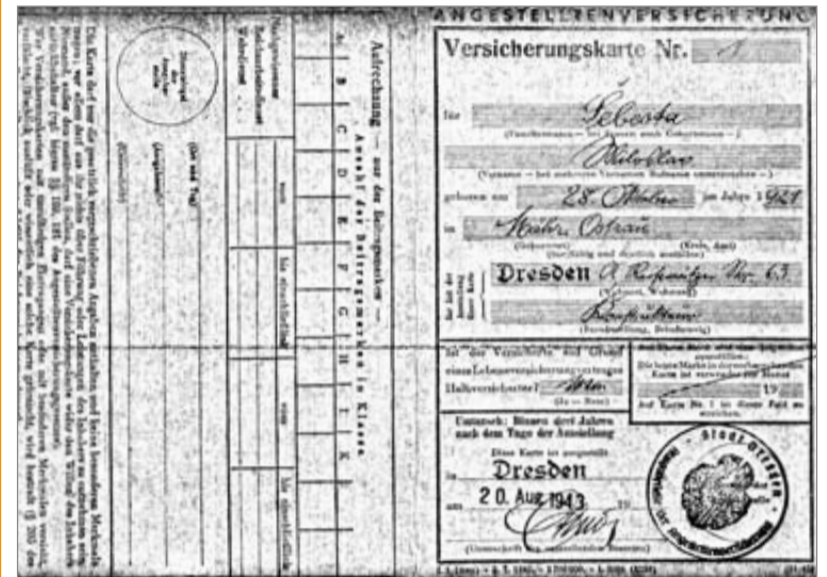
* Name von der Redaktion geändert

Ostrava unter deutscher Besatzung

Nach dem Münchner Abkommen im Jahr 1938 wurden die als Sudetenland bezeichneten Gebiete vom Deutschen Reich annektiert. Im März 1939 besetzten deutsche Einheiten den Rest Tschechiens. Es wurde ein von Deutschen kontrollierter Raum geschaffen: das „Protektorat Böhmen und Mähren“. Diese Ereignisse hatten für Ostrava – der deutsche Name war Ostrau – weitreichende Folgen.

Ostrava wurde zweigeteilt. Der eine Teil gehörte zum „Reich“, der andere zum Protektorat. Die Bewohner der früher vereinten Stadt kämpften mit unterschiedlichen Lebensbedingungen und unterlagen einer unterschiedlichen Gesetzgebung. Männer aus dem „Reichsgau Sudetenland“ wurden als Reichsbürger zur Wehrmacht eingezogen, während Männer aus dem zum Protektorat gehörenden Teil nicht einrücken mussten.

Das nationalsozialistische Deutschland bemühte sich bereits seit 1939, Arbeitskräfte aus dem Ausland zu gewinnen. Man versprach gute Arbeitsbedingungen, was die Tschechen anfangs dazu ermutigte, dem Angebot freiwillig zu folgen. Bald sollten sie aber feststellen, dass die Arbeitsbedingungen nicht hielten, was sie versprochen. Man fing an, etwaige Interessen zu warnen. Nachdem die Unterstützung durch freiwillige Arbeitskräfte nachließ, leiteten die Deutschen radikale Schritte ein. Im Protektorat wurde die Arbeitspflicht – vor allem in der Rüstungsindustrie – gesetzlich verankert. Erst betraf diese Pflicht nur Arbeitslose, später wurden ganze Jahrgänge eingezogen, manchmal einschließlich der Frauen. Die letzten Einberufenen waren die des Jahrgangs 1924.



Sogar als Zwangsarbeiter hatte Miloslav Šebesta eine Angestelltenversicherungskarte. Auf der Rückseite der Karte wurde der „Lohn“ vermerkt, den er zwischen Juli 1943 und Februar 1945 bei der Dampfkesselfabrik Uebigau in Dresden erarbeitete. Quelle: Privatbesitz Miloslav Šebesta // Miloslav Šebesta měl dokonce i jako nuceně nasazený pojišťovací kartu zaměstnance. Na její zadní straně se zapisovala „mzda“, kterou si vydělal od července 1943 do února 1945 v Dampfkesselfabrik Uebigau u Drážďan. Zdroj: Soukromé vlastnictví Miloslava Šebesty

Kommentar

Warum schweigen?

Wer sich mit dem Thema Zwangsarbeit auseinandersetzt, wird von der nationalsozialistischen Prägung der meisten damaligen Zeitungen schockiert sein. Eine der Realität entsprechende Berichterstattung gab es nicht. Nur wenige, meist verzerrte Berichte lassen sich finden, was verständlich erscheint, da kritische Äußerungen der Journalisten hart geahndet wurden.

Zwangsarbeit ist einer der „weißen Flecken“ unserer Geschichte. Sogar für die Bewohner von Ostrava sind der „Totaleinsatz“ und die Teilung der Stadt kaum bekannt. Die Zeitzeugen bemühen sich zu vergessen, und in den Schulen kommt dieses Thema kaum vor. Junge Menschen erfahren also nichts, wenn sie nicht selbst die Initiative ergreifen.

Wir sollten uns nicht davor scheuen, offen über den Krieg zu sprechen, über das Leben der Zwangsarbeiter in den Lagern, über die Schicksale derer, die sich verstecken mussten und von ihren Familien getrennt wurden.

Viele von ihnen kamen gar nicht oder mit großen gesundheitlichen oder psychischen Problemen nach Hause zurück. Warum wollen wir ihr Schicksal vergessen? Vor allem die Schulen sollten dieser Problematik mehr Aufmerksamkeit widmen. Nur wenn wir mehr als ein paar Daten kennen, werden wir uns annähernd vorstellen können, wie das Leben während des Krieges aussah. Und nur so können wir ähnliche Grausamkeiten in der Zukunft vermeiden.

Wir haben großen Respekt vor allen Menschen, die wir während unserer Recherche trafen. Sie haben keine Angst und schämen sich nicht, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Warum sollten sie auch, wenn sie die Wahrheit sagen!? Warum also wehren sich Politiker, Lehrer und Eltern gegen eine offene Diskussion darüber – noch dazu in einer Zeit, in der jeder Mensch das Recht haben sollte, objektive Informationen zu bekommen und frei seine eigene Meinung zu äußern?

Arbeiten für den „freundlichen Beschützer“

Das Thema Zwangsarbeit erscheint in der Protektoratspresse nur selten. Vereinzelt Beiträge beschreiben die guten Lebensbedingungen der Arbeiter im Reich, von einer ausreichenden Versorgung mit Lebensmitteln und ausgezeichnete Unterbringung ist die Rede.

Beim Vergleich dieser Informationen mit den Briefen der eingesetzten Arbeiter stellten wir aber fest, dass die Wirklichkeit ganz anders aussah. Die Arbeiter litten unter schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen. Bestenfalls arbeiteten sie in den Betrie-

ben der Rüstungsindustrie und in den staatlichen Organisationen. Die meisten jedoch mussten nach Luftangriffen der Alliierten Trümmer beseitigen. Oft arbeiteten die Menschen bis zu zwölf Stunden täglich, sechs Tage in der Woche. Die Zwangsarbeiter waren ständig in Gefahr, bei Luftangriffen zu sterben, denn ihnen war verboten, sich in die Bunker zu flüchten. Auch die Lebensbedingungen in den Lagern, wo die Arbeiter auf engstem Raum untergebracht wurden, waren unzumutbar. Schnell verbreiteten sich Krankheiten, denen die erschöpften Menschen

manchmal noch während der Arbeit erlagen. Diese Tatsachen allerdings verheimlichten die Zeitungen vor den Bewohnern des Protektorats.

Die Zeitungen riefen das tschechische Volk auf, unter Aufbietung aller Kräfte dem „freundlichen Beschützer“, dem nationalsozialistischen Deutschland, beizustehen. Den Lesern im Protektorat wurde so das Gefühl gegeben, sie seien für das „Reich“ unentbehrlich. Der Presse zufolge war die Möglichkeit eines Arbeitseinsatzes für das „Reich“ wertvoll und zu schätzen. Aber die Artikel hatten auch ei-

nen mahnenden Ton: Die Tschechen stünden unter dem „Schutz“ der Deutschen und müssten nicht zum Kampf an die Front. Schon darum dürften sie dem „Reich“ nicht den Rücken zukehren.

Miloslav Šebesta, der den Zwangseinsatz selbst erlebte, war nach seiner Rückkehr nach Ostrava von den falschen Aussagen schockiert, die die Zeitungen über das Leben der Zwangsarbeiter verbreiteten. Vergleicht man die Berichterstattung mit zeitgenössischen Berichten über das Schicksal junger Menschen im Protektorat, er-

geben sich zwei unterschiedliche Bilder der Wirklichkeit. Die nationalsozialistisch kontrollierten Zeitungen bemühten sich, den Leser davon zu überzeugen, dass Reichs- und Protektoratsbewohner eine nahezu gleiche Stellung in der Gesellschaft und somit im Arbeitsleben besäßen. Die Zeitungsberichte aber zeugen vom Gegenteil: von der Unterdrückung des tschechischen Volkes durch das nationalsozialistische Deutschland. Die Journalisten hatten sich anzupassen und zu schreiben, was ihnen befohlen wurde. Pressefreiheit war nicht möglich.

Uczennica w okupowanej Warszawie

Helena Zagańczyk, z domu Awiklińska, urodziła się w 1925 roku w Warszawie. W roku 1939, jako czternastolatka, uczęszczała do szóstej klasy Szkoły Podstawowej nr 39 w Warszawie. W roku 1944, po Powstaniu Warszawskim, została wywieziona do obozu pracy w Lipsku, gdzie spędziła ostatnie miesiące okupacji.

Szkoły w Warszawie funkcjonowały normalnie do roku 1939. Po wybuchu II wojny światowej placówki istniały na innych warunkach. „Nie było jednak dużej kontroli. W szkole nie zmieniło się wiele do czasu zajęcia budynku przez Niemców w roku 1941”, mówi pani Helena. Szkolnictwo przed okupacją niemiecką rozwijało się dobrze. „Przed wojną rodziny wielodzietne otrzymywały podręczniki od państwa. W czasie okupacji trzeba było radzić sobie samemu z zakupieniem książek dla każdego dziecka, co wiązało się z dużym problemem, z jakim musieli się zmagać także moi rodzice”, opowiada Helena Zagańczyk.

Bez podręczników i świąt narodowych

Podręczniki szkolne bardzo szybko przestały być przydatne uczniom, już pod koniec 1939 roku wiele z nich zostało zabronione. „Wraz z rozpoczęciem nowego roku szkolnego kazano nam oddać podręczniki od historii, geografii i języka polskiego. Byłam wtedy w 7 klasie szkoły podstawowej”, głos pani Heleny załamuje się. Zakazano obchodzenia świąt narodowych, takich jak 3. Maja czy Święto Zmarłych: „Zrobiono z nich zwykłe dni. Tylko niedziela była wolna. Nie można było obchodzić świąt. W tych dniach organizowano łapanki, które miały na celu wychwycenie świętujących ludzi i rozstrzelanie ich”.

Nikt nie mógł legalnie obchodzić świąt narodowych. Obawiano się represji. W szkole nie można było śpiewać ani urządzać akademii. Każ-

da szkoła miała swojego komisarza, który pilnował przestrzegania zakazów. Na pytanie o przestrzeganie zakazów, pani Helena zamyśla się: „W szkole musiałam się do nich stosować, ale w domu zawsze śpiewałam patriotyczne piosenki. Mama uczyła mnie ich już, jak byłam mała. To ona starała się, aby w naszym domu zaistniała polskość”.

Tajne nauczanie

Czy kościoły były bezpiecznym miejscem?, pytamy. „Chodzić do kościoła nie zabraniano, ale po wyjściu z kaplicy organizowano już wspomniane przeze mnie łapanki. Często kończyło się to małym buntem ze strony Polaków. Za każdego zabitego Niemca łapano dwudziestu Polaków, a następnie rozstrzeliwano ich na Targówku”.

W 1941 roku zostały zamknięte szkoły, biblioteki, pralnie i inne instytucje i oddane do użytku Niemcom. Zajęcia szkolne zostały przez to utrudnione. W tym roku, w wieku 16 lat pani Helena straciła matkę: „Wtedy musiałam udać się do pracy, po 1941 roku zaczęto nauczać w Polsce tajnie. Jednak na początku nie było zainteresowania ze strony uczniów. Podejmowaliśmy pracę i pomagaliśmy rodzicom”. Polskie dzieci jednak bardzo szybko zatęskniły za nauką: „Tajne nauczanie stawało się coraz bardziej popularne ale jednocześnie pozostawało ściśle tajne. Wiem, że w Warszawie nauczano na pewno w budynku przy ulicy Genewskiej. Jednak nauczyciele się bali”.

Po tajnym nauczaniu w Polsce nie pozostało dużo śladów. Jak wiemy od pani Heleny prasa podziemna nie pisała na ten temat. Gazety podziemne zbyt często dostawały się w ręce Niemców. O miejscach tajnego nauczania i nauczycielach uczących można było się dowiedzieć jedynie od zaufanych osób. Pani Helena mówi: „Uczyliśmy się chętnie i o wiele bardziej docenialiśmy nauczycieli”.

Odnaleziona kronika

Piotr Zubrzycki, dyrektor Liceum Ogólnokształcącego im. Piłki Kulki pisał w latach 1938-1942 kronikę szkolną. Pozwala ona zapoznać się z problemami, z jakimi borykali się polscy uczniowie. Dyrektor szkoły skrupulatnie opisywał najważniejsze fakty oraz historie, jakie miały miejsce w liceum. Teksty kroniki uzupełniał wycinkami prasowymi.

Po latach rozluźnienia stosunków, od wiosny 1939 pomiędzy Warszawą i Berlinem zaczął rysować się dialog, który zaskoczył opinię publiczną. 1 września 1939 r. hitlerowskie Niemcy napadły na Polskę i 27 dni później zajęły Warszawę.

4 maja r. 1939 znajdujemy w kronice artykuł „Młodzież szkół warszawskich ofiarowała Armii cztery karabiny maszynowe”. Dyrektor pisze: „młodzież szkoły ofiarowała armii polskiej cztery karabiny, była to spontaniczna manifestacja młodzieży dla Naczelnego Wodza”. Zbiórki na broń organizowane były częściej i od wiosny 1939 służyły one ogólnemu uzbrojeniu Polskiej Armii. Także gimnazjum na Targówku brało udział w zbiorcach. Od 1938 roku pieniądze były zbierane między innymi na kwestach ulicznych i podczas przedstawień szkolnych.

Notka kronikalna z dnia 10 lutego 1939 roku informuje: „Zakończenie zbiórki na karabin maszynowy – zebrano 140 złotych.”

Na krótko przed wybuchem wojny, 25 sierpnia 1939 roku szkoła została zajęta dla celów wojskowych. Wraz z kapitulacją Warszawy 28 września zaczęła znowu funkcjonować. Do szkoły powróciło jednak jedynie 30 procent uczniów.

Tłumienie patriotyzmu

Kronika dokumentuje też próby tłumienia uczuć patriotycznych u polskich uczniów. Szkoła wiedząc o konsekwen-

cjach, jakie może ponieść, nadal starała się uczyć dzieci w duchu patriotyzmu. Dowiadujemy się z kroniki, że Święto Zmarłych oraz Dzień Niepodległości odwołano jako dni świąteczne i nakazano prowadzić normalne lekcje.

Jednocześnie zostaje zlikwidowana biblioteka szkolna. Od tej pory uczono w szkole bez podręczników, modlitw oraz biblioteki.

Warunki pogodowe nie sprzyjały uczniom. Styczeń i luty 1941 roku



Kronika szkolna prowadzona przez dyrektora Piotra Zubrzyckiego. Obok swoich notatek, wkleił artykuł z 4 maja 1939 r. „Młodzież szkół warszawskich ofiarowała Armii cztery karabiny maszynowe”. Nie wspomniano, z jakiej gazety pochodzi artykuł. // Die Schulchronik von Direktor Piotr Zubrzycki. Neben seine Notizen klebte er am 4. Mai 1939 den Artikel „Die Jugend der Warschauer Schulen hat der Armee vier Maschinengewehre geschenkt”. Aus welcher Zeitung der Artikel stammt, wird nicht erwähnt.

Jednak nauczyciele próbowali uczyć te dni: „w tych dniach uczono, w klasach panował podniosły nastrój, odbyła się pogawędka na temat 11 Listopada”.

Coraz więcej zakazów

Do szkoły trafiało coraz więcej zakazów. Tuż przed samymi Świętami Bożego Narodzenia w 1940 roku przychodzi do szkoły zarządzenie władz niemieckich: „zdanie końcowe polskich modlitw szkolnych „Królowo Korony Polskiej módl się za nami” ma ulec ska-

przyniosły mrozy. Temperatura w klasach nie przekraczała 10 stopni Celsjusza. Uczniowie jednak uczestniczyli w zajęciach. Kronika informuje: „Frekwencja wynosiła powyżej 70 procent, węgiel na wyczerpaniu. Pali się miałem. Dostawy węgla wstrzymane.”

Czytając dalszą część kroniki dowiedzieć się można, że problemy polskiego szkolnictwa dotyczyły nie tylko tej szkoły, ale ogólnie całego szkolnictwa polskiego.

Kronika urywa się na dacie 24 czerwca 1941 roku zapisem: „Tego dnia wszyscy nauczyciele zostali zmuszeni do uroczystego przyrzeczenia „lojalnej pracy dla Niemiec”.

Jak zbierać zioła dla niemieckich żołnierzy

W dzienniku urzędowym Wydziału Nauki, Wychowania i Oświaty Ludowej Generalnej Guberni z datą 31 lipca 1940 roku ukazało się obwieszczenie informujące, że z początkiem roku szkolnego zostanie wprowadzone do polskich szkół powszechnych czasopismo dla uczniów pod nazwą *Ster*. Podręcznik miał być promowany przez nauczycieli i używany na lekcjach języka polskiego. Dla najmłodszych dzieci ukazywał się *Mały Ster*, w którym można było znaleźć krótkie opowiadania i nowelki na temat przyrody, życia zwierząt czy pór roku.

Poziom publikacji w *Sterze* był bardzo niski. Polscy uczniowie mogli nauczyć się dzięki niemu czytać i pisać i poznać trochę wiadomości z geografii czy biologii. Zamieszczane były systematycznie obszernie opisy ziół leczniczych i możliwości ich wykorzystania. Uczniowie wraz z nauczycielami zbierali i suszyli zioła, z których sporządzano później leki dla niemieckiej armii, która cierpiała na ich brak.

Ster był środkiem ewidentnej propagandy, która miała na celu ograniczenie nauki i kontrolowanie jej w polskich szkołach. Był to istotny element

hitlerowskiej polityki, której podstawowe cele zmierzały do wynarodowienia ludności polskiej, drastycznego obniżenia poziomu kultury i oświaty, a także do degradacji i wyniszczenia intelektualnej elity społeczeństwa polskiego.

Komentarz

Bliżej historii

Dziś, w czasach pokoju w Europie, kiedy wojny toczą się daleko od naszej granicy, dogłębne poznanie tego, czym tak naprawdę jest wojna, staje się zadaniem dla specjalistów. Przeciętny człowiek poznaje historię przede wszystkim z ich pracy. Właśnie ten charakter nauki historii tworzy ściśle określony tor rozwoju wiedzy na temat wydarzeń. W podręcznikach przekazywana wiedza podana jest w formie przystępnej i jak najłatwiejszej do zapamiętania. Posiadamy wiedzę ogólną o II wojnie światowej, jednak w przypadku szczegółów, nasza wiedza jest niska. Aby to zmienić, warto zainteresować się tym, co jest nam bliskie, zastanowić się nad historią budynków, które mijamy chodząc ulicami naszych miejscowości, rozmawiać ze starszymi ludźmi, których spotykamy i być uważnym. Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] stworzył dla nas szansę przedstawienia mało znanej historii. Nie tylko chcieliśmy obalić mity na temat nauczania w Polsce podczas okupacji, ale także wczuć się w sytuację polskich uczniów, którzy stanęli przed obliczem wojny.

Drużyna Warszawa

Team Warszawa / Team Warschau



Od lewej / Von links: Łukasz Sałasiński (18), Ewa Pierścieniak (17), Paweł Tomaszewski (17), Marta Krzewińska (17) i / und Karol Molak (17)

Grupa z Warszawy to: Marta, Karol, Ewa, Łukasz i Paweł. Przed projektem znaliśmy się tylko z zajęć języka niemieckiego. Praca przy projekcie zbliżyła nas do siebie.

Odkryliśmy kronikę z lat okupacji, którą prowadził dyrektor jednej ze szkół na Targówku. Nawiązaliśmy kontakt z dyrektcją i nauczycielami tej szkoły, udaliśmy się do Ośrodka Karta i poszukiwaliśmy dodatkowych materiałów w innych bibliotekach. Temat, o którym piszemy to rzeczywistość polskiego ucznia w okresie wojennym.

Wir sind Marta, Karol, Ewa, Łukasz und Paweł. Vor dem Projekt kannten wir uns nur vom Deutschunterricht. Die Arbeit für das Projekt aber schweißte uns zusammen.

Wir fanden eine Schulchronik aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, die der Direktor eines Gymnasiums im Warschauer Stadtteil Targówek geführt hatte. Die Schule existiert noch heute. Wir nahmen Kontakt zu ihr auf und recherchierten weitere Informationen. Auf unserer Zeitungsseite beleuchteten wir den Alltag polnischer Schüler während des Zweiten Weltkriegs.



Czasopismo *Ster*, numer 2 z października 1940. Miało ono zastąpić zakazane już pod koniec 1939 roku polskie podręczniki szkolne. Źródło: Biblioteka Narodowa w Warszawie // Die Zeitschrift *Ster* (*Das Ruder*) vom 2. Oktober 1940. Dieses Heft sollte die seit 1939 verbotenen polnischen Schulbücher ersetzen. Quelle: Nationalbibliothek Warschau

Die wiedergefundene Chronik „Polnisches unerwünscht“

Piotr Zubrzycki, damals Direktor des Gymnasiums *Oberst Lis-Kula* im Warschauer Stadtteil Targówek, schrieb in den Jahren 1938 bis 1942 eine Schulchronik. Sorgfältig und detailliert notierte der Schulleiter Fakten und Begebenheiten, die in der Schule stattfanden. Seine selbst geschriebenen Texte ergänzte er durch ausgeschnittene Zeitungsartikel und Fotos. Wir entdeckten diesen historischen Schatz und erfuhren durch ihn, mit welchen Problemen die polnischen Schüler zu jener Zeit zu kämpfen hatten.

Zwischen Berlin und Warschau zeichnete sich im Frühjahr 1939 nach Jahren der Entspannung und Annäherung eine Konfrontation ab, die die Öffentlichkeit überraschte. Am 1. September 1939 überfiel die deutsche Wehrmacht Polen. 27 Tage später besetzte sie Warschau.

Am 4. Mai 1939 klebte Direktor Piotr Zubrzycki in seine Schulchronik den Artikel „Die Jugend der Warschauer Schulen hat der Armee vier Maschinengewehre geschenkt“. Dazu notierte er: „Die Schuljugend schenkte der polnischen Armee vier Gewehre, als ein spontanes Zeichen der Verbundenheit mit dem obersten Führer des Landes.“ Waffenspenden an die Armee gab es häufig, sie dienten bis zum Frühjahr 1939 der allgemeinen Aufrüstung Polens. Auch das Gymnasium in Targówek beteiligte sich an diesen Spenden. Seit 1938 wurde unter anderem bei Straßenaktionen und Schulaufführungen Geld gesammelt.

Waffen für die Armee

Eine Notiz in der Chronik vom 10. Februar 1939 erklärt: „Die Sammelaktion ist beendet – wir haben 140 Złoty für ein Maschinengewehr zusammen.“



„Kinder für die Aufrüstung der Armee“ steht über dem in die Chronik eingeklebten Foto. Zu sehen ist ein polnischer Marschall, der die versammelten Schüler bei der feierlichen Waffenübergabe an das Warschauer Infanterie-Regiment begrüßt. // Zdjęcie zatytułowane „Dzieci na dozbrojenie Armii“. Na zdjęciu widzimy marszałka Rydza-Śmigłego, który wita uczniów podczas uroczystości wręczenia broni warszawskiemu pułkowi piechoty.

Schüler zurück, die sie vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht gesucht hatten.

Immer neue Verbote

Die Chronik dokumentiert auch Bemühungen seitens der deutschen Besatzer, etwaige patriotische Gefühle bei den Jugendlichen abzuschwächen. Wisend um die drohenden Konsequenzen, unterrichtete die Schulleitung die Kinder jedoch weiterhin im Geist der Verbundenheit mit der polnischen Nation. Aus Zubrzyckis Chronik erfahren wir, dass 1940, im zweiten Jahr der Besatzung, der katholische Feiertag Allerheiligen am 1. November und der polnische Unabhängigkeitstag am 11. November nicht wie üblich als Feiertage begangen werden konnten, sondern der Unterricht normal weiterlief. Laut

Mit der Zeit wurden immer mehr Verbote verhängt. Kurz vor Weihnachten 1940 ordneten die deutschen Behörden an: „Der Satz: ‚Königin der Polnischen Krone, bete für uns‘ soll aus den Schulbeteten gestrichen werden“, so die Chronik. Die Schulbibliothek wurde aufgelöst. Die Schüler mussten nun ohne Bücher, ohne Bibliothek und ohne Gebete lernen.

Eisige Kälte im Klassenzimmer

Auch das Wetter war den Schülern nicht freundlich gesonnen. Der Januar und Februar des Jahres 1941 waren sehr frostig, die Temperatur in den Klassenräumen betrug maximal zehn Grad. Doch die Schüler kamen trotzdem. „70 Prozent der Schüler sind anwesend. Uns gehen die Kohlen aus. Wir müssen mit Kohlenstaub



Die Aufnahme des Allgemeinbildenden Gymnasiums *Oberst Lis-Kula* stammt aus dem Jahr 1941 und ist ebenfalls in der Chronik zu finden. // Zdjęcie XIII Liceum Ogólnokształcącego im. Płk. Lisa Kuli w Warszawie z 1941 roku, pochodzące z kroniki.

Kurz vor dem deutschen Überfall auf Polen wurde die Schule am 25. August 1939 zu militärischen Zwecken besetzt. Nach der Kapitulation Warschaus am 28. September wurde sie wieder geräumt und als Schule weitergenutzt. Allerdings kehrten nur 30 Prozent der

Chronik versuchten die Lehrer dennoch, diese für Polen wichtigen Tage zu würdigen: „An diesen Tagen wurde unterrichtet, doch in den Klassen herrschte feierliche Stimmung, und es fand ein Vortrag über den 11. November statt.“

heizen. Die Kohlenlieferungen wurden eingestellt“, hielt der Direktor fest. Die Chronik überliefert auch, dass diese Probleme nicht allein am Gymnasium in Targówek auftraten, sondern das gesamte polnische Schulsystem betrafen.

Am 24. Juni 1941 endet die Schulchronik mit dem Vermerk: „Heute wurden alle Lehrkräfte gezwungen, einen ‚feierlichen Eid auf die loyale Arbeit für Deutschland‘ zu leisten.“

Helena Zagańczyk (geb. Awiklińska) wurde 1925 in Warschau geboren. Als die Deutschen im Jahr 1939 Polen überfielen, war sie 14 Jahre alt und besuchte die sechste Klasse der Grundschule Nr. 39. Im August 1944, nach dem Warschauer Aufstand, wurde sie in ein Arbeitslager nach Leipzig gebracht, wo sie die letzten Kriegsmomente verbrachte. Helena Zagańczyk erzählte uns von ihrer Zeit als Schülerin im besetzten Warschau.

Nach dem deutschen Überfall auf Polen veränderten sich nach und nach auch die Arbeitsbedingungen an den polnischen Bildungseinrichtungen, wie Helena Zagańczyk uns berichtete:

„Es gab keine übermäßige Kontrolle. In der Schule hatte sich nicht viel verändert, bis die Deutschen 1941 das Gebäude besetzten. Vor dem Krieg bekamen kinderreiche Familien die Schulbücher vom Staat gestellt. Während der deutschen Besatzung musste man alleine sehen, wie man an die Bücher für sein Kind herankam, was sehr problematisch war. Damit hatten auch meine Eltern zu kämpfen.“

Bald durften die polnischen Schulbücher nicht mehr benutzt werden, viele wurden bereits Ende 1939 verboten. „Gleich zu Beginn des neuen Schuljahres mussten wir unsere Lehrbücher für Geschichte, Erdkunde und

Zagańczyk weiter. An jeder Schule habe es einen von den Deutschen abgestellten Kommissar gegeben, der darauf achtete, dass die Verbote eingehalten wurden. „In der Schule musste ich mich an die Verbote halten, aber zu Hause sang ich immer patriotische Lieder. Meine Mama hatte sie mir beigebracht, als ich noch klein war. Sie war es auch, die sich nach Kräften bemühte, dass die polnischen Traditionen bei uns zu Hause weiter geachtet wurden.“

Geheimer Unterricht

„Waren die Kirchen sichere Orte?“, fragen wir. „Es war nicht verboten, in die Kirche zu gehen, allerdings setzte man sich, sobald man das Gotteshaus verließ, den Menschenjagden aus, die ich bereits erwähnte. Oft endete dies in einem kleinen Aufstand der Polen. Aber für jeden getöteten Deutschen wurden 20 Polen hingerichtet.“

Ab 1941 wurden viele Schulen, Bibliotheken, Wäschereien und andere Einrichtungen ganz geschlossen und den Deutschen zur Nutzung übergeben. Der Schulunterricht wurde dadurch erschwert. In jenem Jahr verlor Helena Zagańczyk, gerade 16 Jahre



Helena Zagańczyk und Łukasz Sałasiński vom Team Warszawa, 2007 // Pani Helena Zagańczyk z Łukaszem Sałasińskim z grupy Warszawa, 2007

die polnische Sprache abgeben. Damals war ich in der siebten Klasse.“ Die Stimme von Helena Zagańczyk zitiert. Auch polnische Feiertage wie den Tag der Verfassung am 3. Mai oder Allerheiligen habe man nicht mehr begehen dürfen, erinnert sie sich weiter.

Feiertage abgeschafft

„Das sollten ganz normale Werktage werden. Nur noch die Sonntage waren frei. An den ehemaligen Feiertagen führten die Deutschen Menschenjagden durch, um die trotz des Verbots feiernden Polen aufzugreifen und zu exekutieren. Niemand durfte also ungestraft die Nationalfeiertage begehen. Sonst waren harte Strafen zu befürchten.“

In der Schule durften weder polnische Lieder gesungen noch Feiertage veranstaltet werden, beschreibt

alt, ihre Mutter: „Da musste ich eh arbeiten gehen. Nach 1941 wurde in Polen der geheime Unterricht eingeführt. Anfangs waren die Schüler nicht sonderlich daran interessiert. Stattdessen fingen viele wie ich an zu arbeiten, um ihre Eltern zu entlasten.“ Doch die polnischen Schulkinder sehnten sich schon bald wieder danach, Wissen erwerben zu dürfen: „Der konspirative Unterricht wurde immer beliebter. Doch es blieb die ganze Zeit streng geheim. Auf jeden Fall weiß ich, dass in Warschau in der Genewska-Straße unterrichtet wurde. Aber die Lehrer hatten große Angst.“

Von diesem geheimen Unterricht gibt es in der Geschichte kaum Spuren. Soweit Helena Zagańczyk weiß, hat die Untergrundpresse nicht darüber berichtet, da diese Blätter zu oft den Deutschen in die Hände fielen. Von den Unterrichtsorten und den beteiligten Lehrern erfuhr man nur von sehr vertrauten Personen.

Kommentar

Näher an der Geschichte

Heute, zu einer Zeit des Friedens in Europa, während Kriege weit weg von uns stattfinden, kann man sich kaum mehr vorstellen, was Krieg wirklich bedeutet.

Wir erfahren über ihn nur aus unseren Schulbüchern und im Geschichtsunterricht, der darauf ausgerichtet ist, das Wissen in einer einfachen, leicht zugänglichen Form zu vermitteln.

Wir besitzen zwar eine gewisse Allgemeinbildung über den Zweiten Weltkrieg, geht es jedoch um Details, ist das Wissen gering. Wir können diese Wissenslücke schließen, wenn wir uns dafür interessieren, was uns nahe ist:

die Geschichte der Gebäude, an denen wir vorbeilaufen, der Straßen, die wir jeden Tag in unseren Städten durchqueren, ältere Menschen, denen wir begegnen und mit denen wir sprechen können. Letztlich geht es darum, aufmerksam zu sein.

Durch dieses Projekt haben wir die Chance, einen kaum bekannten Teil der Geschichte den Lesern zugänglich zu machen. Wir wollten nicht nur Klischees über den Unterricht in Polen während des Krieges zerstören, wir wollten vor allem versuchen, uns in die Lage der Schüler einzufühlen, die unerwartet mit dem Krieg konfrontiert wurden.

Kräuter sammeln statt Schulwissen pauken

Am 31. Juli 1940 teilte das Amtsblatt der „Abteilung Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in der Regierung des Generalgouvernements“ mit, dass in den polnischen Schulen mit Beginn des neuen Schuljahres eine Schülerzeitschrift namens *Ster* (*Das Ruder*) eingeführt werde. *Ster* sollte durch die Lehrer verbreitet und beim Polnisch-Unterricht benutzt werden. Für die kleineren Schüler gab es *Maly Ster*

(*Das kleine Ruder*), in dem beispielsweise Geschichten über Tiere oder die Jahreszeiten zu lesen waren.

Das Niveau der Texte im *Ruder* war schlecht. Regelmäßig erschienen ausführliche Beschreibungen von Heilkräutern und Rezepten für deren Verwendung. Gemeinsam mit ihren Lehrern sammelten die Schüler diese Kräuter, aus denen Medikamente für die deutsche Wehrmacht zubereitet wurden.

Ster war ein Mittel der deutschen Propaganda, den Unterricht an polnischen Schulen im Sinne der deutschen Besatzer zu steuern. Ein wesentliches Element der nationalsozialistischen Politik war es, die polnische Bevölkerung zu entnationalisieren, das Niveau der polnischen Kultur und Bildung abzusenken und die intellektuelle Elite der polnischen Gesellschaft zu zerstören.

Herta Lindner: Život v česko-německém odboji

Je pěkný listopadový den, vítr si pohrává s listím a slunce z posledních sil praží na Tiské stěny. Horolezci z klubu Lipových bratří se chystají na výstup na jednu z pískovcových skal, jen jedna dívka se ještě někam ztrácí. Mezi skalami hledá, a hned také nachází, mrtvé schránky – místa, kde jsou ukryté zprávy od drážďanských komunistů, a schovává tam ilegální materiál z Prahy. Papíry obezřetně ukládá do batohu a přidává se k ostatním. Téměř bezstarostně zahajují zlézání.

Jen jeden týden zbývá do adventu a odbojáčka netuší, že tento výstup je její poslední.

Postava v malé cele se náhle probudí a zprudka oddychuje. Sny, které jsou spíše vzpomínkami, ji trápí už po mnoho dní. Je sice rozrušená, ale přece znovu usíná; ví, že se jich nezbaví...

Rádio chrastí a šramotí, ale nakonec se podaří vysílání z Londýna naladit. Zprávy z Moskvy už jsou napsané a vytištěné na letáčkách. Dívka schovává letáčky pod bundou a odnáší je do obchodu Franze Sedlaka v Trnovanech

u Teplic, kde pracuje jako prodavačka. Podobně jako schránky ve skalách je to další z míst, kde probíhá výměna informací mezi anifašisty. Prodavačka nenápadně „náhodným zákazníkům“ zastrkává letáčky ke zboží a sama na objednávkách dostává zprávy.

Opět se probudí. Na neklidný spánek už si zvykla. Je mladá, není jí více než dvaadvacet let. Jmenuje se Herta Lindner.

Narodila se v Bohosudově v listopadu roku 1920 do česko-německé hornické rodiny. Již jako dítě byla ovlivněna politickým smýšlením svého okolí. V devíti letech se stala členkou socialistické organizace mládeže „Falken“. Ve sedmnácti letech založila s přáteli v Bohosudově organizaci „Svazu německé mládeže“ („Deutscher Jugendbund“). Jednalo se o náhradní organizaci za „Komunistický svaz mládeže“, který byl zakázán roku 1936. Když Němci obsadili Sudety a začali zatýkat Hitlerovi odpůrci, uchýlila se Herta Lindner do Prahy. Zanedlouho se však vrátila a začala se plně věnovat protifašistické

mu odboji, na kterém se podílel i její otec. V roce 1940 se stala členkou ilegální „Komunistické strana Československa“ a zakládající členkou „Horolezeckého klubu Lipových bratří“.

Zvoneček nad dveřmi zazvoní, dveře se otvírají a do obchodu vchází esemani. Herta ustrne uprostřed pohybu. Co se jí v tu chvíli odehrává v hlavě? Bojí se? Doufá v nějaký zázrak? Nebo počítala s takovým koncem a teď jen čeká, co se bude dít?

Je 27. listopad 1941. Herta zatýká. Stejný osud očekává i jejího otce. Po několikaměsíčním pobytu ve vyšetřovací vazbě v Mostě jsou převezeni do vězení pro politické vězně v Berlíně Plötzensee.

„...připravovali velezrádnou činnost za tím účelem, aby násilím, nebo hrozbou násilí byly od říše odtrženy Sudety, Protektorát Čechy a Morava a všechna přičleněná území, přičemž jejich činnost směřovala k tomu, aby byla vytvořena a udržována organizační soudržnost...“ Herta se svými nejbližšími spolojobojníky vyslyší obžalobu v klidu, takřka bez emocí...



Herta Lindner v kruhu svých přátel. Pravděpodobně se jednalo o odbojáckou skupinu „Horolezecký klub Lipových bratří“. Reprodukce originálu, bez udání roku. Foto: Muzeum města Ústí nad Labem // Herta Lindner im Kreis ihrer Freunde. Wahrscheinlich handelt es sich um die Widerstandsgruppe „Kletterklub Lindenbrüder“. Reproduktion des Originals, ohne Jahr. Foto: Museum der Stadt Ústí nad Labem

„...odsouzení k trestu smrti...“ zní konečný rozsudek Lidového soudního dvoru. Píše se 23. listopad roku 1942.

Opět se probudí. Už si to nedokáže nechat všechno pro sebe. Na kus papíru píše dopisy na rozloučenou.

29. března 1943. Na východě začíná svítat. Netrvá to dlouho a dveře cely se otvírají. Herta vedou k popravisti, až tam, kde před ní přišlo o život

mnoho odpůrců nacismu. Herta se nikdy nedozví, že na tomto místě jen o dva týdny později bude popraven i její otec. Poohlíží se po svých pěti nejbližších spolupracovnících. Jim všem určili stejnou hodinu smrti. Usmívá se na ně. Čeká je sice krutá a bolestivá smrt, ale pak... Vědí, že jejich práce nebyla marná, že nezemrou zbytečně.



Herta Lindner musela u sebe vždy nosit svůj průkaz totožnosti, který plnil stejnou funkci jako dnešní občanský průkaz. Tento průkaz byl vystaven během jejího učebního poměru v Drážďanech v roce 1940 tamějším policejním prezidentem. Zdroj: Regionální muzeum v Teplicích // Herta Lindner musste ihre Kennkarte, eine Art Personalausweis, zur Identifikation immer mit sich führen. Dieser Ausweis wurde ihr während ihrer Ausbildung in Dresden 1940 vom dortigen Polizeipräsidium ausgestellt. Quelle: Regionalmuseum Teplice



Noviny Elbetalzeitung ze dne 30. března 1943. O smrti Herty Lindner se nezmiňují ani slovem. Tyto noviny byly úředním deníkem NSDAP Sudetské župy pro okresy Ústí nad Labem a Litoměřice. Zdroj: Muzeum města Ústí nad Labem // Die Elbetalzeitung vom 30. März 1943. Der Tod von Herta Lindner wird mit keiner Silbe erwähnt. Die Zeitung war die amtliche Tageszeitung der NSDAP für den Aussiger und Leitmeritzer Kreis im Gau Sudetenland. Quelle: Museum der Stadt Ústí nad Labem

Odbojová činnost začínala už posloucháním cizího rádia

Otto Krejčí se narodil v roce 1928 v Chlumci u Ústí nad Labem, kde v současnosti žije. Během druhé světové války měl kontakty s odbojovou skupinou z nedalekých Chabařovic.

Jaké máte vzpomínky na odboj na začátku druhé světové války?

První zkušenost s odbojem jsme měli v třicátém osmém jako desetiletí kluci. Naproti bydlel jeden Němec, křičel „Heil Hitler!“ a my jsme křičeli „Heil Moskva!“. Začali jsme na něj házet kamenem a trefili ho. Druhý den, když jsme šli z české školy, chytili nás německý kluci, nafackovali nám, no a bylo to vyřízený. Když to tady Němci obsadili, já jsem tu nebyl, byl jsem na rekreaci v Jugoslávii v Dubrovniku. Zůstal jsem tam tři měsíce, Němci nás nepustili domů. No a pak začali. I tátu zatkl. Když zrovna nebyl

ve vězení, musel se hlásit každý čtyři hodiny na policii, protože byl předsedou „Severočeské Jednoty“. Pak se to začalo trochu uklidňovat. Chodili jsme do německé školy, protože české školy tu nebyly. Udělali jsme měšťanskou školu, aby nás vzali na střední školu, i zkoušky jsme udělali, ale nevzali nás, že jsme Češi. Němci to vysvětlili tím, že to už stejně asi nemá cenu, že neví co s náma Čechy bude, jestli nás odstěhují na Sibiř nebo jestli budem mít to „poslední řešení“, likvidaci jako židy, no a bylo to hotový. První odbojová činnost už byla v tom, že se poslouchalo cizí rádio, jako Londýn nebo Moskva.

Jaké odbojové skupiny v okolí Ústí fungovaly?

Bylo jich víc, jak se jmenovaly už nevím. V jedné odbojové skupině byl strejda. Sbírali peníze pro rodiny popravených

a odsouzených, no a ty chytli. Strejda dostal tři roky a čtyři měsíce vězení. Jakým způsobem odbojové skupiny fungovaly?

Hlavní bylo, že chodili k lidem a vybírali peníze. Tady byli hlavně železničáři, co hodně cestovali, udělali si kontakty, a tím pádem pak slyšeli, co a jak.

Jak vypadala situace ke konci války?

Po roce 1944 se už asi každé bál, protože už jsme slyšeli o tom, jak se odsuzovalo a popravovalo.

Byli německí odbojáři po konci války odsunuti?

Z kraje Němce odsunovali, mezi nimi i antifašisty. Některé z nich pak nechali jít i s nábytkem. Dřív si směli s sebou vzít padesát kilo, pak jim ještě polovičku vzali. Bylo to hrozný, když člověk zná všechny ty dobrý lidi, co byli antifašisté, co museli jít.

Tým Aussiger Löwen z Ústí nad Labem

Team Aussiger Löwen aus Ústí nad Labem



Vzadu zleva / Hinten von links: Katrin Příkrylová (16) a / und Jan Schuster (17); vpředu / vorne: Julie Houfková (17), Petra Jestřibková (17) a / und Barbora Koutecká (16)

Naše jména jsou Julie, Katrin, Barbora, Petra a Jan. Studujeme Gymnázium dr. Václava Šmejkalů v Ústí nad Labem. V našem článku se zabýváme německou antifašistkou Hertou Lindner, která pocházela z městečka ležícího nedaleko místa, kde žijeme. Zaujal nás především její životní příběh a odvahy, se kterou se postavila nacistickému režimu. Ačkoli žila a aktivně se účastnila odboje v našem regionu, je stále pro mnoho lidí neznámou.

Wir heißen Julie, Katrin, Barbora, Petra und Jan. Wir besuchen das Dr.-Václav-Šmejkal-Gymnasium in Ústí nad Labem (Aussig an der Elbe). In unserem Beitrag beschäftigen wir uns mit der Antifaschistin Herta Lindner, die aus einer kleinen Stadt unweit unseres Heimatortes stammte. Unser Interesse wurde vor allem durch ihre Lebensgeschichte und ihren Mut gefesselt, mit dem sie sich gegen das NS-Regime stellte. Obwohl sie in unserer Region lebte und am Widerstand beteiligt war, ist sie weiterhin für viele eine Unbekannte.

Komentář

I sudetští Němci bojovali proti německému režimu

I dnes, šedesát tři let po konci druhé světové války, se dají některá témata označit za ožehavá. V souvislosti s odbojem často slycháváme o českých odbojových skupinách. Naproti tomu bývají osoby figurující v sudetoněmeckém odboji často zapomenuty nebo tabuizovány. Někteří odbojáři pocházeli ze smíšených manželství Čechů a Němců, a proto nemůžeme mluvit pouze o českém odboji. Hlavním důvodem zapojení se do odboje nebyla národní, nýbrž politická příslušnost. V pře-

vážné většině se do odboje zapojili lidé politicky aktivní před druhou světovou válkou: komunisté a sociální demokraté. V posledních letech se situace začíná měnit. Česká vláda podporuje na příklad výzkum zabývající se osudem sudetoněmeckých antifašistů v době druhé světové války a v období krátce po ní.

V našem článku se proto věnujeme Hertě Lindner, významné osobnosti v regionálním sudetoněmeckém odboji. Herta považujeme za statečnou mla-

dou ženu, která bojovala proti nacistickému režimu. Nebyla o mnoho starší než my: V době, kdy již aktivně provozovala odbojovou činnost, jí bylo kolem dvaceti let. V současnosti si jen těžko umíme představit, jak vypadá život v době diktatury, jak tato situace působí na psychiku mladého člověka a jakým způsobem ovlivňuje jeho vývoj.

Jsmo rádi, že můžeme pomoci tomu, aby se nezapomnělo na hrůzy druhé světové války.

Herta Lindner: ein Leben im deutsch-tschechischen Widerstand

Es ist ein schöner Novembertag im Jahre 1941, der Wind spielt mit den Blättern und die Sonne scheint mit letzten Kräften auf die Felsen der Böhmischeschweiz. Bergsteiger aus dem „Kletterklub Lindenbrüder Hohenstein“ bereiten sich auf den Aufstieg auf einen der steilen Sandsteinfelsen vor. Nur eines der Mädchen verschwindet für einen Augenblick. Sie sucht zwischen den Felsen nach kleinen Nischen – nach jenen Stellen, an denen sie immer wieder neue Nachrichten von Kommunisten aus Dresden findet. Auch diesmal wird sie fündig. Im Austausch hinterlässt sie dort illegales Material aus Prag. Sie versteckt die Papiere aus Dresden vorsichtig in ihrem Rucksack und schließt

dann zu den anderen auf. Fast sorglos beginnen sie mit dem Aufstieg.

Nur eine Woche bleibt bis zum ersten Advent, und die junge Widerstandskämpferin ahnt noch nicht, dass dieser Aufstieg ihr letzter sein wird.

Die Gestalt in der kleinen Zelle wacht plötzlich auf und atmet rasch. Träume, die vielmehr Erinnerungen sind, lassen ihr schon seit vielen Tagen keine Ruhe mehr. Sie ist aufgeregt, schläft aber trotzdem wieder ein. Sie weiß, sie wird ihre Träume nicht los...

Das Radio knackt und brummt, am Ende gelingt es aber doch, die Sendung aus London einzustellen. Die Nachrichten aus Moskau wurden bereits aufgeschrieben und auf Flugblätter gedruckt.

Die junge Frau versteckt alle Flugblätter unter ihrer Jacke und bringt sie in das Geschäft von Franz Sedlak in Trnovany bei Teplice (Teplitz-Turn), wo sie als Verkäuferin arbeitet. Wie die Felsnischen in den Bergen ist auch der Laden ein Ort, an dem Nazigegner gegenseitig Informationen austauschen. Unauffällig packt die Verkäuferin die Flugblätter den „zufälligen Kunden“ zur Ware mit dazu und bekommt selbst Informationen auf deren Bestellzetteln.

Sie wacht erneut auf. Sie hat sich an den unruhigen Schlaf schon gewöhnt. Sie ist jung, nicht älter als 22 Jahre. Sie heißt Herta Lindner.

Herta Lindner wurde im November 1920 in Bohosudov (Mariaschein) in eine deutsch-tschechische Bergmannsfamilie hineingeboren. Bereits als Kind wurde sie durch die politische Gesinnung ihrer nächsten Umgebung geprägt. Mit neun Jahren wurde sie Mitglied der sozialistischen Jugendorganisation „Die Falken“. Mit 17 gründete sie zusammen mit ihren Freunden in Bohosudov eine Zweigstelle des „Deutschen Jugendbundes“, eine Ersatzorganisation für den „Kommunistischen Jugendverband“, der 1936 verboten wurde. Als die deutschen Nationalsozialisten 1938 das Sudetenland besetzten und begannen, Hitlers Widersacher zu verhaften, ging Herta Lindner nach Prag. Kurz darauf kehrte sie wieder nach Bohosudov zurück und widmete sich dort der illegalen antifaschistischen Arbeit, an der sich auch ihr Vater beteiligte. 1940 wird sie Mitglied der illegalen „Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei“ und Gründungsmitglied des „Kletterklubs Lindenbrüder Hohenstein“.

Die Glocke über der Tür läutet. Die Tür geht auf und SS-Männer treten in das Geschäft ein. Herta erstarrt mitten in ihrer Bewegung. Was spielt sich in diesem Augenblick in ihrem Kopf ab? Hat sie Angst? Hofft sie auf ein Wunder? Oder hat sie mit so einem Ende gerechnet und wartet jetzt nur darauf, was weiter passieren wird?

Es ist der 27. November 1941. Herta wird verhaftet. Das gleiche Schicksal erwartet auch ihren Vater. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt im Untersuchungsgefängnis in Most (Brix) werden beide in das Gefängnis für politische Häftlinge in Berlin-Plötzensee überstellt.

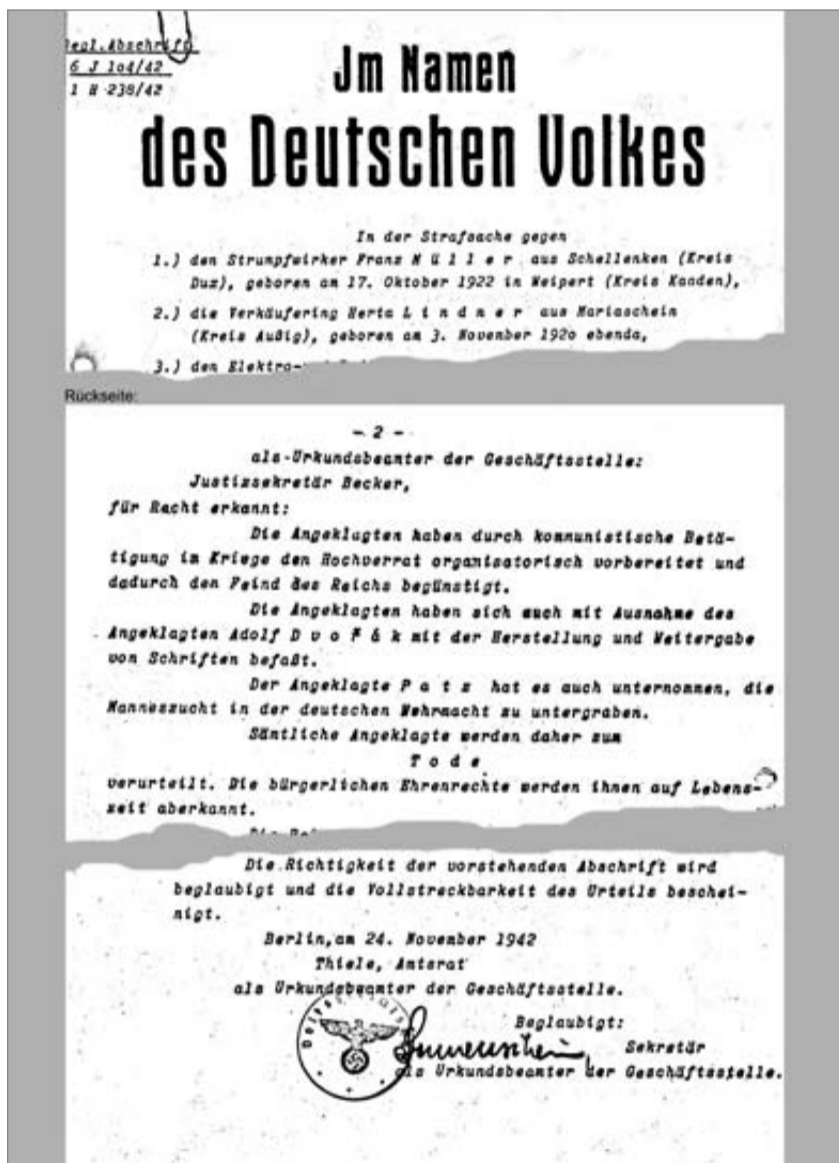
...das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt ein zum Reiche gehöriges Gebiet vom Reiche loszureißen, vorbereitet zu haben, wobei die Tat

1) darauf gerichtet war, zur Vorbereitung des Hochverrates einen organisatorischen Zusammenhalt herzustellen und aufrechtzuerhalten, 2) auf Beeinflussung der Massen durch Herstellung und Verbreitung von Schriften gerichtet war...

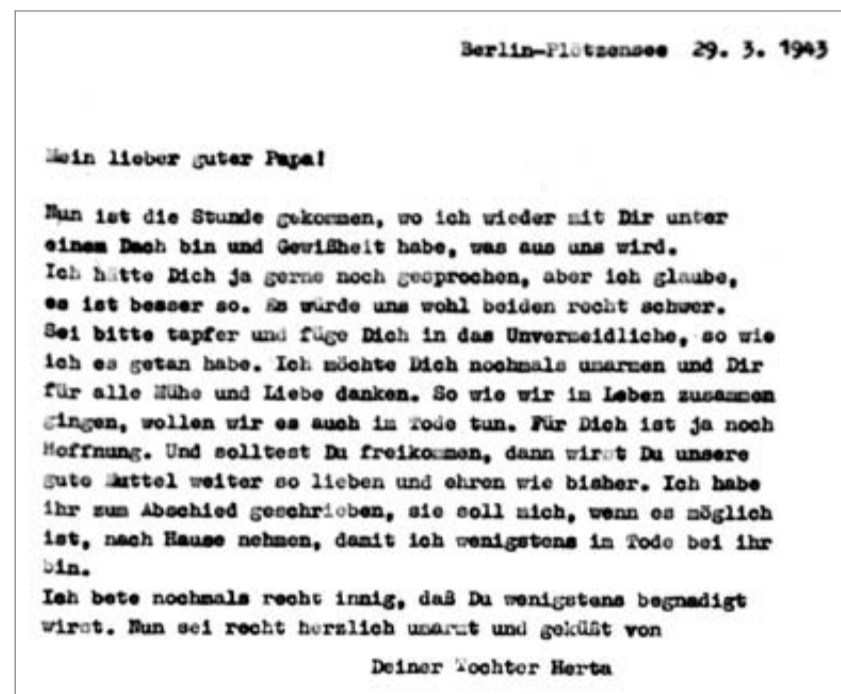
Herta und ihre nächsten Mitkämpfer hören sich die Anklage mit Ruhe und fast ohne Emotionen an. „Todesstrafe“ lautet das endgültige Urteil des Volksgerichtshofs am 23. November 1942.

Sie wacht wieder auf. Sie kann das alles nicht mehr für sich behalten. Auf ein Stück Papier schreibt sie einen Abschiedsbrief.

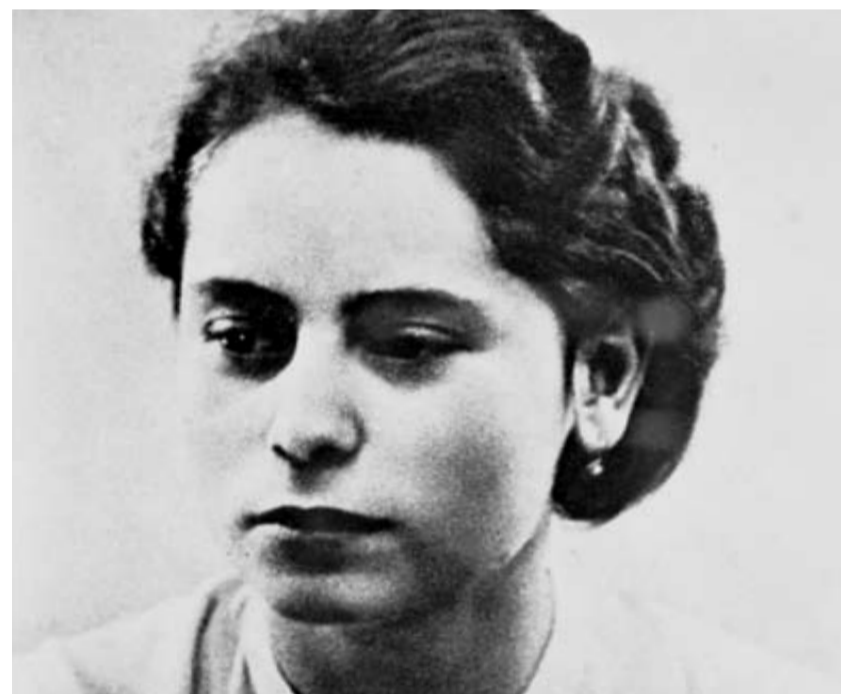
29. März 1943. Im Osten dämmert es. Nicht mehr lange, und die Tür der Zelle geht auf. Herta wird zum Hinrichtungsplatz gebracht, dorthin, wo vor ihr schon viele Gegner des Nationalsozialismus getötet wurden. Herta wird nie erfahren, dass nur zwei Wochen später auch ihr Vater an derselben Stelle hingerichtet werden wird. Sie schaut sich nach ihren Mitstreitern um. Für sie wurde dieselbe Todesstrafe bestimmt. Sie lächelt ihnen zu. Es erwartet sie ein grausamer und schmerzhafter Tod, aber danach... Sie wissen, dass ihre Arbeit nicht umsonst war, dass sie nicht umsonst sterben. ■



Das Todesurteil gegen Herta Lindner. Zusammen mit fünf anderen Widerstandskämpfern wurde ihr im November 1942 in Berlin der Prozess gemacht. Kopie des Originals. Quelle: Museum der Stadt Ústí nad Labem // Rozsudek smrti nad Hertou Lindner. Souzena byla společně s dalšími pěti členy odboje v listopadu 1942 v Berlíně. Kopie originálu. Zdroj: Muzeum města Ústí nad Labem



Herta Lindners Abschiedsbrief an ihren Vater. Abschrift des Originals, ohne Jahr. Quelle: Regionalmuseum Teplice // Dopis Herty Lindner na rozloučenou, adresovaný jejímu otci. Opis originálu, bez udání roku. Zdroj: Regionální muzeum v Tepličích



Herta Lindner. Das Bild ist eine Kopie der Fotografie, die in der DDR-Zeitschrift Junge Generation, Sondernummer August 1954 erschienen ist. Das gleiche Porträt befindet sich auch auf einer DDR-Briefmarke von 1961. Das Entstehungsdatum der Originalfotografie ist unbekannt. Foto: Regionalmuseum Teplice // Herta Lindner. Tento snímek je kopii fotografie, která vyšla v časopise z NDR Junge Generation, Sondernummer August 1954 (Mladá generace, zvláštní vydání srpen 1954). Tento portrét je také na poštovní známce NDR z roku 1961. Datum vzniku originálu fotografie není znám. Foto: Regionální muzeum v Tepličích

Schon das Abhören des Auslandsfunks war ein Akt des Widerstands

Otto Krejčí wurde 1928 in Chlumec (Kulm) in der Nähe von Ústí nad Labem (Aussig an der Elbe) geboren, wo er noch heute lebt. Während des Zweiten Weltkriegs hatte er Kontakt zu einer Widerstandsgruppe aus dem nahen Chabařovice (Karbitz).

Welche Erinnerungen haben Sie an den Widerstand zu Beginn des Zweiten Weltkriegs?

Unsere ersten Widerstandserfahrungen machten wir 1938 als zehnjährige Jungen. Uns gegenüber wohnte ein Deutscher, der immer „Heil Hitler!“ rief. Wir antworteten mit „Heil Moskau!“ und bewarfen ihn mit Steinen. Einmal trafen wir ihn auch. Tags darauf, als wir aus der tschechischen Schule nach Hause gingen, wurden wir von deutschen Jungen gefangen, sie ohrfeigten uns, und damit war der Vorfall dann erledigt. Als das Sudetenland im September 1938 von den Deutschen besetzt wurde, war ich gerade in Dubrovnik in Jugoslawien im Urlaub. Ich blieb dort ganze drei Monate, denn die deutschen Besatzer ließen uns nicht nach Hause fahren. Dann ging es los. Die Deutschen haben meinen Vater mehrfach festgenommen. War er

nicht in Haft, musste er sich alle vier Stunden bei der Polizei melden, da er Vorsitzender des Vereins „Národní jednotna severočeská“ („Nationalverband Nordböhmen“) war, der sich für die Belange der Tschechen im Sudetenland einsetzte. Dann beruhigte sich die Lage wieder etwas. Wir besuchten nun die deutschen Schulen, da es hier im Umkreis keine tschechischen Schulen mehr gab. Wir schlossen die Bürgerschule ab, um an die Oberschule gehen zu können. Sogar die Aufnahmeprüfungen legten wir ab, aber als Tschechen wurden wir nicht aufgenommen. Die Deutschen begründeten das damit, dass sie nicht wüssten, wie es mit uns Tschechen weitergehen würde. Vielleicht würde man uns nach Sibirien deportieren, vielleicht würde uns – genau wie den Juden – die „Endlösung“, also die Liquidation, erwarten. Schon das Abhören des Auslandsfunks aus London oder Moskau war ein Akt des Widerstands.

Welche Widerstandsgruppen waren in der Umgebung von Ústí (Aussig) aktiv? Es gab mehrere. Wie die damals hießen, weiß ich nicht mehr. In einer der Widerstandsgruppen war mein Onkel

aktiv. Sie sammelte Geld für Familien der Hingerichteten und Verurteilten; die wurden dann auch gefasst. Mein Onkel wurde zu drei Jahren und vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Wie gingen die Widerstandsgruppen vor?

Hauptsächlich sammelten sie Geld ein. In dieser Gegend lebten vor allem Eisenbahner, die kamen viel herum. Die Widerständler knüpften Kontakte zu ihnen und bekamen so mit, was los war. Wie sah die Lage gegen Ende des Krieges aus?

Nach 1944 war die Angst groß, weil wir bereits von den Verurteilungen und Hinrichtungen vieler Nazigegner gehört hatten.

Wurden die deutschen Widerstandskämpfer nach dem Krieg „ausgesiedelt“ bzw. vertrieben?

Aus unserer Region wurden viele Deutsche „ausgesiedelt“, darunter auch sudetendeutsche Antifaschisten. Anfangs durften sie noch 50 Kilo von ihrem persönlichen Hab und Gut mitnehmen, später nur noch die Hälfte. Es war schrecklich, wenn man all die guten Menschen kannte, die Antifaschisten waren und doch gehen mussten. ■

Kommentar

Auch Sudetendeutsche kämpften gegen das NS-Regime

Noch heute, 63 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, kann man einige historische Themen als heikel bezeichnen. Im Zusammenhang mit dem Widerstand hört man häufig von tschechoslowakischen Gruppierungen. Persönlichkeiten des sudetendeutschen Widerstandes werden dagegen eher vergessen oder tabuisiert. Das Hauptmotiv des Widerstands war aber nicht die Volkszugehörigkeit, sondern die politische Überzeugung. Auch dem sudetendeutschen Widerstand schlossen sich überwiegend Menschen an, die bereits vor dem Zweiten Weltkrieg als Kommunisten oder Sozialdemokraten politisch aktiv waren. Seit einiger Zeit ändert sich nun die Sichtweise auf diese Gegner der Nationalsozialisten. So unterstützt beispielsweise die tschechische Regierung seit Mitte

der 1990er Jahre die Erforschung des Schicksals der sudetendeutschen Antifaschisten zwischen 1938 und 1945.

Unseren Beitrag widmen wir Herta Lindner, einer bedeutenden Persönlichkeit aus dem regionalen sudetendeutschen Widerstand. In unseren Augen ist Herta Lindner eine mutige junge Frau, die gegen das NS-Regime kämpfte. Damals war sie Anfang 20 – kaum älter, als wir es heute sind. Wir können uns kaum noch vorstellen, wie das Leben in einer Diktatur aussieht, wie sich solch eine Situation auf die Psyche eines jungen Menschen auswirkt und wie sie seine Entwicklung beeinflusst.

Wir sind froh, mit unseren Artikeln dazu beizutragen, dass der Schrecken des Zweiten Weltkrieges nicht in Vergessenheit gerät. ■

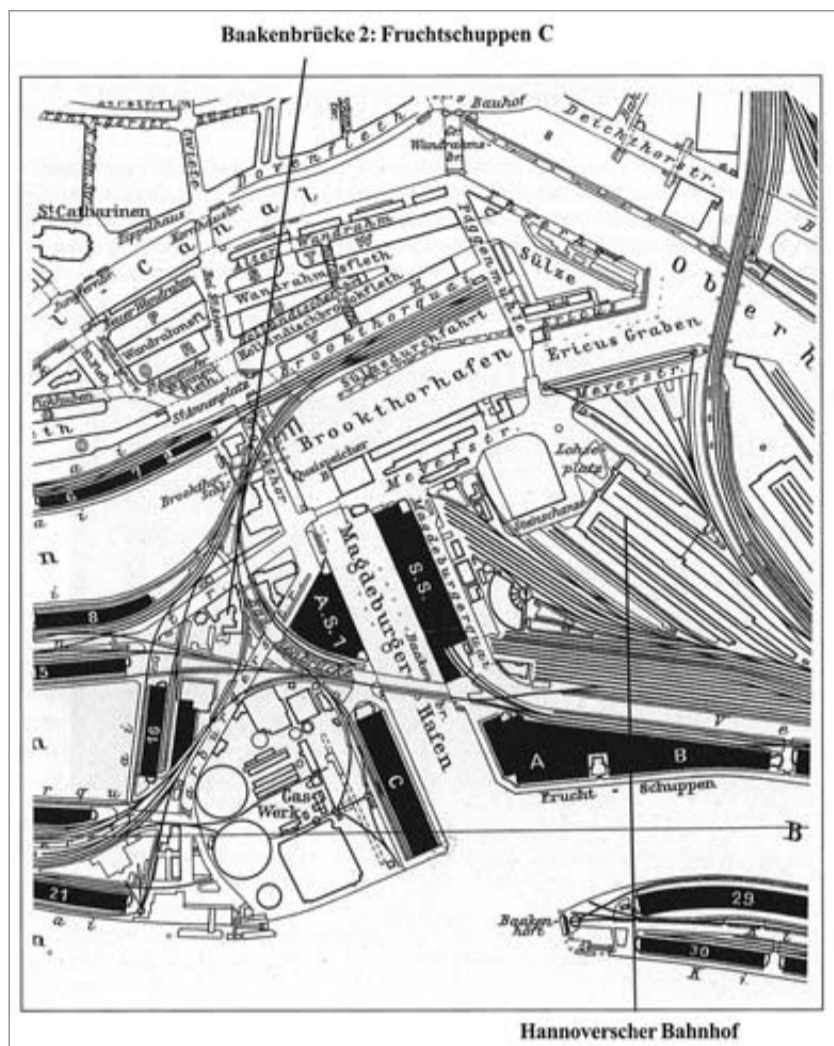
„Ich weinte, weil meine Eltern weinten“

Heute leben nur noch wenige Roma und Sinti, die die Verfolgung während des „Dritten Reichs“ selbst erlitten haben. Darunter nur zwei Hamburger, die über ihre schrecklichen Erlebnisse jedoch nicht mehr reden wollen. Die Erinnerung an das Unrecht ist dennoch lebendig – bei den Kindern und Enkeln der Opfer. Karl-Heinz Weiß gehört zu den Nachgeborenen. Er berichtet uns vom Schicksal seiner Eltern, die in Konzentrationslagern grausam gequält wurden.

„Meine Familie lebt schon seit mehr als 300 Jahren hier im Stadtteil“, sagt Karl-Heinz Weiß, als wir ihn am 30. Oktober 2007 in seiner Wohnung in Hamburg-Wilhelmsburg besuchen. „Sinti waren immer sesshaft. Sie wurden aber oft durch Vertreibungen gezwungen, ihre Heimat zu verlassen.“

Karl-Heinz Weiß ist 1950 geboren, fünf Jahre nachdem seinen Eltern die Flucht aus dem Warschauer Ghetto gelungen ist. „Als Kind wusste ich nichts von dem großen Leid, das Vater und Mutter widerfahren ist“, sagt er. Aber dass seine Eltern oft weinten, hat er schon früh bemerkt. „Mit zehn Jahren ging ich immer in unseren Holzschuppen und weinte. Ich weinte, weil meine Eltern weinten.“ Den Grund für deren Trauer erfährt er erst mit 15 Jahren.

„Am 16. Mai 1940, morgens um fünf Uhr sind meine Eltern August und Ina und mein zehnjähriger Bruder Lothar von der Polizei abgeholt und in den Freihafen zum ‚Hannoverschen Bahnhof‘ gebracht worden“, sagt er. „Sie



Der Hafen von Hamburg 1935. Der Fruchtschuppen C diente ab dem 16. Mai 1940 als Sammellager für 910 Roma und Sinti aus Norddeutschland, bevor diese am 20. Mai vom Hannoverschen Bahnhof in Konzentrationslager deportiert wurden. Quelle: Staatsarchiv Hamburg



Karl-Heinz „Lolo“ Weiß mit Denise (links) und Sarah (von links), 2007

Für die KZ-Wärter von Auschwitz zählt das Leben von Roma und Sinti ebenso wenig wie das von Juden. In dieser Hölle erwartet Ina Weiß ihr zweites Kind. Sie tut alles, um das Ungeborene zu schützen, versteckt sich etwa, wenn die Gefangenen im Winter in Eiswasser baden müssen. „Einmal wurde sie von Wärtern erwischt“, berichtet Karl-Heinz Weiß. „An den Haaren haben sie meine Mutter hervorgezogen und geschlagen. Als mein Vater auf Knien flehte, ihn statt seiner Frau zu schlagen, haben sie auch auf ihn eingedroschen.“ Wie durch ein Wunder bringt die Frau am 20. August 1940 Karl-Heinz' Schwester Erika zur Welt. Gemeinsam mit den Eltern überlebt das Mädchen auch das Ghetto in Warschau.

sind dann in Viehwaggons gepfercht und ins KZ Belzec deportiert worden.“ Karl-Heinz Weiß ist den Tränen nahe.

Später wird die Familie ins Lager Auschwitz gebracht. Dort erkrankt Lothar schwer. Kein Arzt kümmert sich um den Jungen. Ohne Untersuchung wird er für tot erklärt und vor den Augen seiner Eltern begraben. „Doch meine Eltern waren sicher, dass er noch gelebt hat.“

Die Trauer über die Grausamkeiten, die seine Eltern und Geschwister erdulden mussten, quält Weiß bis heute: „Die Schmerzen meiner Eltern, die durch die Deportation traumatisiert wurden, sind unvergessen. Es schmerzt aber noch mehr, dass unsere Geschichte nie richtig aufgearbeitet wurde“, sagt er. Deshalb erzählt er, wann immer sich eine Gelegenheit er-

gibt, Jugendlichen vom Völkermord an den Roma und Sinti. Über die Unformiertheit vieler Jugendlicher ist er bestürzt: „Einem meiner Vorträge hörte auch der 13-jährige Sohn einer Freundin zu. Noch geschockt, geht der Junge am nächsten Morgen zur Schule. Als sich seine Mitschüler erkundigen, warum er so bedrückt ist, erzählt er, was mit den Roma und Sinti in der Zeit des ‚Dritten Reichs‘ passiert ist. Darauf einer seiner Mitschüler: ‚Du spinnst ja!‘“

Ebenso bestürzt ist Weiß über die Gemeinheit mancher älterer Menschen: „Kurz bevor meine Mutter Anfang 2007 in einem Hamburger Krankenhaus gestorben ist, hat eine Bettenachbarin sie beschimpft: Hitler habe alles richtig gemacht, nur die Zigeuner hätte er alle vergasen sollen.“

Bis heute prägt die Deportation von August, Ina und Lothar Weiß das Leben der Familie. „Wohl noch über Generationen hinaus“, sagt Karl-Heinz Weiß. „Die Angst beherrscht uns.“ Trotz Trauer und Angst denkt er aber gerne an seine Kindheit und Jugend zurück: „Eigentlich waren wir eine sehr arme Familie, doch an einem hat es uns nie gefehlt: an Liebe! Wir Kinder wurden mit der großen Liebe unserer Eltern umsorgt.“

Karl-Heinz Weiß, studierter Pianist und Klarinetist, ist Generalsekretär der Rom und Cinti Union e. V. (RCU) und des Europäischen Zentrums für Antiziganismusforschung (EZAF) in Hamburg. Ferner ist er Delegierter für Deutschland beim European Roma and Travellers Forum, einer Art Parlamentarisches Forum, das durch ein Partnerschaftsabkommen mit dem Europarat kooperiert und die Interessen der europäischen Roma und Sinti vertritt.

Kommentar

In der Schule haben wir viel über das „Dritte Reich“ gelernt: wie Adolf Hitler Reichskanzler wurde, welches das größte KZ war und wann der Zweite Weltkrieg begann. Auch den Völkermord an den europäischen Juden haben wir durchgenommen. Über die Verbrechen, die den Roma und Sinti zugefügt wurden, haben wir jedoch nichts erfahren. Erst als wir uns ein Thema für das Projekt überlegten, sind wir auf deren Schicksal aufmerksam geworden.

Die Recherchen waren schwierig, weil uns jeder Befragte etwas ande-

Die Verfolgung Hamburger Sinti und Roma 1933 bis 1945

Nach dem Machtantritt Adolf Hitlers werden die Schikanen gegen Roma und Sinti verschärft. So stellen ihnen die Hamburger Behörden seit dem Frühjahr 1935 keine Gewerbescheine mehr aus. Das heißt, keiner von ihnen darf ein Unternehmen gründen, einen Marktstand eröffnen oder als Musiker auf Festen und in Gaststätten Geld verdienen. Gleichzeitig wird ihnen das Recht auf eine eigene Wohnung verwehrt. Erwerbslose Roma und Sinti müssen fünf Tage die Woche für einen Hungerlohn arbeiten, sogar ihre Kinder. Staatliche Unterstützung wird ihnen gestrichen.

Am 8. Dezember 1938 erklärt dann Heinrich Himmler, der „Chef der Deutschen Polizei“, die Bekämpfung der „Zigeunerplage“ – wie er Roma und Sinti herablassend nennt – zum Ziel der nationalsozialistischen Politik. Kurz nach Himmlers Erlass über „Die Bekämpfung der Zigeunerplage“ verfügt die Hamburger Arbeitsbehörde: „Zigeuner, die in der Stadt beim Herumlungern oder Betteln erwischt werden, kommen umgehend in Konzentrationslager.“ Bereits im Juni 1938 waren aus diesen Gründen viele von ihnen im Zuge der von der Kriminalpolizei durchgeführten Aktion „Arbeitsscheu Reich“ ins KZ Sachsenhausen verschleppt worden. Im KZ müssen sie einen braunen (später schwarzen) Winkel auf ihrer Häftlingskleidung tragen, der sie als „Asoziale“ kennzeichnet.

Im Oktober 1939 ordnet Himmler an, „binnen kurzem im gesamten Reichsgebiet die Zigeunerfrage im Reichsmaßstab grundsätzlich“ zu regeln. Alle Roma und Sinti sollten „nach dem Osten abtransportiert werden“, vermerkt dazu die Hamburger Kriminalpolizei. Um diese Zeit leben etwa 1.300 Roma und Sinti in Hamburg. Am 16. Mai 1940 verhaftet die Polizei dort etwa 550 von ihnen. Diese werden zusammen mit 360 Roma und Sinti aus ganz Norddeutschland im Fruchtschuppen C im Hamburger Hafen interniert. Vier Tage später werden alle 910 Roma und Sinti vom Hannoverschen Bahnhof in Viehwaggons in Konzentrationslager im heutigen Polen deportiert. 1943 werden 244 weitere Roma und Sinti aus Hamburg nach Auschwitz verschleppt. Eine letzte Deportation folgt 1944. Laut Schätzungen überlebte nur ein Fünftel von ihnen die nationalsozialistische Verfolgung.



Der Kopf des Hamburger Tageblatts vom 15. Juni 1938. Quelle: Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Hamburg



Der Artikel im Hamburger Tageblatt vom 15. Juni 1938 berichtet von dem neuen Staatsangehörigkeitsgesetz, das Juden und „Zigeunern“ die deutsche Staatsangehörigkeit verwehrt. Hinter der beiläufigen und nüchtern formulierten Nachricht verbirgt sich eine weitere staatliche Regelung, die die brutale Ausgrenzung und Verfolgung von Juden und „Zigeunern“ ermöglichte. Quelle: Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Hamburg

Roma und Sinti

- Sinti sind eine Gruppe des Volkes der Roma mit eigenem Dialekt und eigenen Traditionen.
- Roma und Sinti lebten ursprünglich in Indien.
- 1407 werden erstmals Roma und Sinti („Zigeuner“) in einer deutschen Urkunde erwähnt.
- Ein Schutzbrief von König Sigismund aus dem Jahr 1423 sollte sie im Deutschen Reich vor Übergriffen schützen. Wenige Jahrzehnte später wurde der Schutzbrief wieder aufgehoben. In Städten und Dörfern durften sie sich bald nur noch für kurze Zeit aufhalten, so dass sie zu einem Wanderleben gezwungen waren.
- Die Bestimmungen der rassistischen Nürnberger Gesetze von 1935 werden auch auf Roma und Sinti angewandt. Am 3. Januar 1936 verfügte Innenminister Wilhelm Frick: „Zu den artfremden Rassen gehören alle anderen Rassen, das sind in Europa außer den Juden regelmäßig nur die Zigeuner.“ Wie Juden dürfen Roma und Sinti unter anderem keine Menschen heiraten, die „deutschen oder artverwandten Blutes“ waren.
- Insgesamt sind zwischen 250.000 und 500.000 europäische Roma und Sinti in den Lagern des nationalsozialistischen Deutschen Reichs ermordet worden.
- Erst 1982 wurde der nationalsozialistische Völkermord an den Roma und Sinti aus Gründen der sogenannten „Rasse“ in Deutschland staatlich anerkannt.
- Heute leben etwa 80.000 bis 120.000 Sinti und Roma in Deutschland – weltweit sind es rund 12 Millionen.

Team Top Secret aus Hamburg



Denise Rasmussen (17, links) und Sarah Goldammer (16)

Wir sind Denise und Sarah aus Hamburg. Geschichte ist für uns wichtig. Wir haben das Thema „Roma und Sinti in Hamburg“ fast aus Zufall gewählt. Unserer Lehrerin hatte uns davon erzählt, kannte dann aber auch keine Details. Wir wissen jetzt auch, warum. Es war schwer, einen

Anfang zu finden, von einem Zeitzeugen ganz zu schweigen. Das Schicksal der Sinti und Roma im „Dritten Reich“ hat uns sehr bewegt. Nie hätten wir gedacht, dass so etwas damals in unserer Stadt geschah und es hinterher totgeschwiegen werden sollte.

Etwa in dem Gespräch mit Karl-Heinz Weiß. Er hat das „Dritte Reich“ zwar nicht miterlebt, konnte uns aber die persönliche Geschichte seiner Familie so vermitteln, als wäre er dabei gewesen. So nahe geht ihm noch heute das Schicksal seiner Eltern.

Wir werden uns mit dem Thema weiter beschäftigen. Denn es ist auch an uns, die noch immer bestehenden Vorurteile gegen die Roma und Sinti aufzuheben. Der Völkermord, der an ihnen verübt wurde, darf niemals vergessen werden.

Ihre Spuren bleiben

Das Schicksal der jüdischen Unternehmerfamilie Hallenstein

Auf den ersten Blick ist die Szenerie ein typisch norddeutsches Landschaftspanorama. Friedlich grasen Schafe auf der Wiese, die einmal das Werksgelände der „Kremper Lederwerke Henry Hallenstein & Co.“ war. Kein Stein deutet auf die großen Fabrikhallen hin, die hier Anfang der 1970er Jahren abgerissen wurden. Und so ist nur schwer zu erahnen, wie eng verwoben die Geschichte der 1896 gegründeten Fabrik mit der schleswig-holsteinischen Kleinstadt Krempe und ihren Bewohnern ist.

Mit ihrem jüdischen Familienunternehmen brachten die Brüder Henry und Harold Hallenstein die Industrialisierung in die kleinste Stadt Schleswig-Holsteins. 200 Arbeiter beschäftigte die Unternehmerfamilie in ihren Glanzzeiten und sorgte damit für einen bescheidenen Wohlstand in der landwirtschaftlich geprägten Region. „Die Hallensteins sind fortschrittliche Un-

Jährige in einem Steinbruch Schwerarbeit leisten. Nach seiner Freilassung kehrte er nach Krempe zurück, doch wollte er Deutschland so schnell wie möglich verlassen. Noch im Juni 1937 floh er nach England, wo sein jüngerer Bruder Erik bereits seit 1928 lebte.

Rolf Hallensteins qualvolle Erfahrungen führten seiner jüdischen Familie vor Augen, wie sehr ihr Leben in Deutschland bedroht war. Die antisemitische Politik und der Rassenwahn der Nationalsozialisten gefährdete auch sie. Ihre Heimatstadt Krempe zu verlassen, schien ihnen die einzige Lösung.

Noch bevor die Enteignung von jüdischen Besitztümern offizielle Politik wurde, entschloss sich die Familie im Juli 1938 gezwungenermaßen zum „Verkauf“ ihres gesamten Besitzes. Neben den Lederwerken gehörten dazu eine Villa und drei weitere Häuser. Der Hamburger Fellhändler Wilhelm Mey-

er Großmutter Julia kehrte er Krempe für immer den Rücken. In der Wahrnehmung der zurückgebliebenen Bürger schien es, als „verschwinden“ die bekannten Gemeindeglieder plötzlich.

Späte Ehrung für die Hallensteins

Die Flucht der Hallensteins kam auch für Hertha Bolten überraschend. Ihr Verschwinden erschütterte sie sehr. „Niemand wusste, was mit ihnen passiert war“, sagt sie. Daher habe es auch keiner gewagt, über sie zu sprechen. „Aber für Krempe und nicht zuletzt für die Lederfabrik war die Emigration der Familie ein großer Verlust“, meint Hertha Bolten. Da nach 1938 kein Lebenszeichen der jüdischen Familie



Am 1. Mai 1934 zieht die Belegschaft der Kremper Lederwerke durch die Straßen von Krempe. Die Nationalsozialisten bestimmten 1933 den 1. Mai als „Tag der nationalen Arbeit“ zum gesetzlichen Feiertag. Von links: Ernst Hallenstein, der NS-Betriebsrat und Ronald Hallenstein. Foto: Privatbesitz Sammlung Bolten

ternehmer gewesen. Sie haben die Arbeiter ihrer Fabrik immer unterstützt“, erinnert sich Eleonore Hesse.

Die heute 84-Jährige betrieb jahrzehntelang die Kremper Spirituosen- und Weinhandlung, die ihr Schwiegervater 1896 gegründet hatte. Durch die vielen Gespräche in ihrem Geschäft war sie immer gut über die Bewohner und Ereignisse des Ortes informiert. Die Familie Hallenstein sei in der Stadt beliebt gewesen, habe sich nicht nur sozial, sondern auch finanziell für das Gemeinwohl engagiert. So gründeten die Unternehmer eine Werkskapelle für ihre Arbeiter und richteten eine Werksfeuerwehr ein. Auch die Stadt Krempe habe von der Großzügigkeit der Hallensteins profitiert, erzählt Eleonore Hesse. Während der Wirtschaftsdepression der 1920er und 1930er Jahre hätten sie kostenlos Nahrungsmittel für Arme und Arbeitslose zur Verfügung gestellt. An Weihnachten und anderen Feiertagen ließen sie dem Altersheim Geld und andere Geschenke zukommen. Kurz: In ganz Krempe habe die Familie Hallenstein Ansehen genossen.

en burg übernahm das gesamte Eigentum der Hallensteins und betrieb die Lederfabrik bis 1968. Da die Hallensteins in einer aussichtslosen Zwangslage waren, ist anzunehmen, dass Meyenburg die Fabrik weit unter Wert erwerben konnte. Genaue Fakten über den Verkauf sind aber bis heute nicht bekannt.

Trotz der großen Bedeutung der Firma sowie ihrer Betreiberfamilie für die gesamte Region finden sich in der *Kremper Zeitung* vom 23. und 30. Juli 1938 nur zwei kurze Meldungen unter der Rubrik *Lokales*. Von einem Wechsel des Besitzers und des Führungspersonals wird berichtet, doch die Hintergründe des Verkaufs und der Verbleib der Familie Hallenstein werden nicht erwähnt.

Zwei Monate nach dem „Verkauf“, im September 1938, holte Rolfs ältester Bruder Ernest die letzten benötigten Papiere vom Itzehoer Landratsamt ab. Zusammen mit seiner Mutter Hilda – der Vater Harold war bereits 1922 verstorben – und seiner

nach Krempe gelangte, gingen Hertha und Harald Bolten davon aus, dass die „Familie nicht zurückkehren würde“. Bis 1972: Plötzlich stand Rolf Hallenstein unangekündigt vor ihrer Tür – für Hertha Bolten ein ergreifender Augenblick. Erst jetzt erfuhren sie und ihr Mann, der als angesehener Heimatforscher auch die lokale NS-Zeit aufarbeitete, von der Flucht der Hallensteins über England nach Australien.

Erst 50 Jahre nach ihrer erzwungenen Emigration, als schon Gras über die Kremper Lederwerke gewachsen war, erinnerte sich die Kleinstadt auch offiziell an das Schicksal der jüdischen Familie. 1988 wurde Rolf und Ernest Hallenstein die Ehrenbürgerschaft der Stadt verliehen. Auch wenn heute von den ehemaligen Besitztümern der Hallensteins nur noch die Villa steht, ihre Spuren bleiben unübersehbar. Es gibt den Hallensteinweg, die aus dem Werksorchester hervorgegangene Stadtkapelle und nicht zuletzt die Erinnerung der Kremper an ihre ehemaligen Mitbürger.

Beliebt bei den Nachbarn, plötzlich „verschwinden“

Die Erinnerungen unserer zweiten Interviewpartnerin, der 1919 geborenen Kremperin Hertha Bolten, klingen ähnlich: „Das waren nette, zuvorkommende, einfache Mitbürger.“ Ihr verstorbener Mann Harald war ein Schulfreund von Rolf, dem jüngsten der drei Söhne von Harold Hallenstein. Auf den Kremper Straßen hatten sie schon als Kinder gemeinsam gespielt. Doch diese Freundschaft fand ein jähes Ende. Während seiner Gerberlehre in Nürnberg wurde Rolf 1936 wegen angeblicher „Rassenschande“ zu zwölf Monaten Zuchthaus in Amberg verurteilt. Während dieser Haft musste der 24-



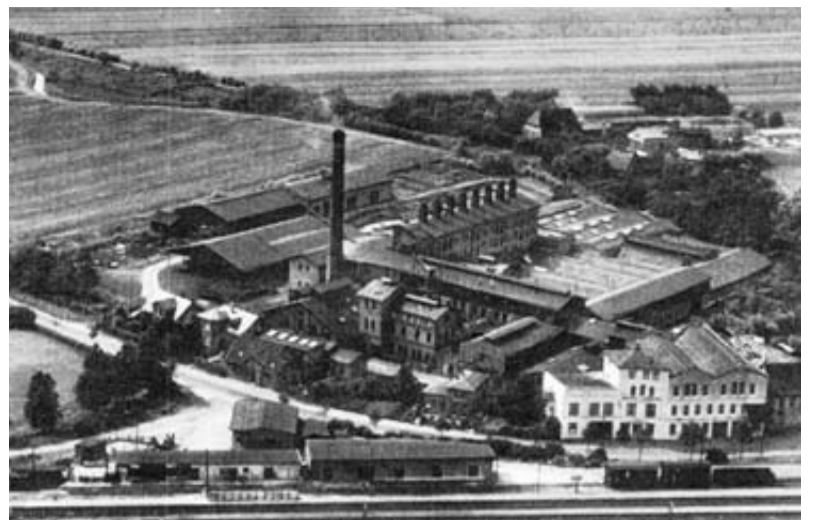
Die *Kremper Zeitung* vom 23. Juli 1938. Zwischen Lokalnachrichten über Kegelergebnisse und Kinderferien ist der Verkauf der Kremper Lederwerke nur eine kurze Meldung wert. Quelle: Kreisarchiv Itzehoe



Eine Woche später, am 30. Juli 1938, berichtet die *Kremper Zeitung* in der Sparte *Lokal- und Provinzial-Nachrichten* etwas ausführlicher über den neuen Besitzer der Lederfabrik, Wilhelm Meyenburg aus Hamburg. Die Umstände des Verkaufs werden verschwiegen. Quelle: Kreisarchiv Itzehoe

Auf einmal war alles deutsch

Die „Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“



Die Kremper Lederwerke der Familie Hallenstein, ohne Jahr. Vorn rechts die weiße Villa Baroda, das Wohnhaus der jüdischen Familie. Foto: Privatbesitz Sammlung Bolten

Es muss eine schwere Entscheidung für die Familie Hallenstein gewesen sein. Auch sie musste jeden Tag damit rechnen, ihr Familienunternehmen an die Nationalsozialisten zu verlieren. „Arisierung“ nannte man die Enteignung von jüdischen Bürgern. Doch mit dem „freiwilligen“ Verkauf ihrer Lederwerke – wahrscheinlich weit unter Wert – griffen die Hallensteins den Entwicklungen vor; kurz bevor es zu spät war, gelang ihnen die Ausreise aus Deutschland.

Die jüdische Bevölkerung im „Reich“ und in den von Deutschland besetzten Gebieten sollte vollständig enteignet und aus dem Wirtschaftsleben ausgeschlossen werden. Grundlage hierfür bildete die „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ vom 12. November 1938, die am 1. Januar 1939 in Kraft trat. Im Rahmen dieser Verordnung wurde es jüdischen Bürgern untersagt, Gewerbe zu betreiben und Ersparnisse zu besitzen. Der Besitz jüdischer Privatleute floss dem NS-Staat zu, während enteignete Firmen, Immobilien und sonstige Besitztümer oft für einen Bruchteil ihres Wertes an „arische“ Besitzer verkauft wurden. Deutsche Unternehmer profitieren zum Teil bis heute von der „Arisierung“.

Die „Arisierung“ war eine wichtige Form der ökonomischen Entrechtung und Ausgrenzung der jüdischen Bürger im Nazideutschland, bevor 1939 die Massendeportationen und das systematische Morden begannen. Die Hallenstein-Familie hatte Deutschland zu diesem Zeitpunkt bereits verlassen.

Kommentar

Lokalgeschichte in den Lehrplan

Die Hallensteins haben Krempe maßgeblich mitgestaltet und sind nicht aus der Geschichte der Stadt wegzudenken. Trotz ihrer ökonomischen und sozialen Bedeutung kennt heute aber kaum einer unserer Altersgenossen das Schicksal dieser Familie.

Warum nehmen wir in unserem Schulunterricht nicht ein Mal die Geschichte der jüdischen Unternehmerfamilie durch? Warum werden regionale Themen gegenüber überregionalen Ereignissen vernachlässigt? Wenn im Unterricht mehr auf lokale Begebenheiten eingegangen würde, könnte dies eine wichtige Präventionsmaßnahme gegenüber rechtsextremen Gruppierungen sein, die in unserer Region weit ver-

breitet sind. Wir wollen den Menschen die Verbrechen vor Augen führen, die in ihrer unmittelbaren Umgebung dazu führten, dass Existenzen zerstört wurden. Der lokale Bezug kann die heutige Jugend an die schrecklichen Ereignisse heranführen. Denn wieso sollte man sich damit zufriedene geben, dass jeder „Auschwitz“ kennt, aber kaum einer weiß, was vor der eigenen Haustür passiert ist? Die Verbrechen, die während der NS-Zeit an zahllosen kleinen Orten begangen wurden, geraten heute mehr und mehr in Vergessenheit. Wir wünschen uns von den Landesregierungen eine Erweiterung der Unterrichtsinhalte um die Aufarbeitung lokaler NS-Geschichte!

Team Kein Blatt vorm Mund aus Glückstadt



Hinten von links: Martin Spiering (17), Swantje Steenbock (18), Carina Friedberg (19), Jaqueline Köhler (17), Laura Pomarius (17) und Frederike Schröpfer (17); vorne: Eva Fox (18), Lena Horn (17), Janika Frunder (18) und Sonja Warkulat (17)

Das sind wir: zehn historisch interessierte und engagierte Schüler des Detlefsengymnasiums in Glückstadt. Unser Geschichtslehrer Herr Kock hat uns auf dieses Projekt aufmerksam gemacht. Bei unseren Recherchen benutzten wir das Itzehoer und

Kremper Archiv zur Informationsbeschaffung. Hilfsbereite Menschen unterstützten unsere Suche nach Zeitzeugen. Dabei war der Besuch der Villa Baroda und des ehemaligen Fabrikgeländes ein besonders eindrücklicher Bestandteil unserer Arbeit.

Gdy rzeka staje się granicą

O podziale Przemyśla w latach 1939–1941

„Libera Regia Civitas“ – Wolne Miasto Królewskie. Ten łaciński napis widnieje w herbie Przemyśla. Na początku września 1939 roku wolność zamieniła się w niewolę pod okupacją hitlerowską i stalinowską, a mieszkańcy miasta stali się świadkami współpracy dwóch dyktatorów.

Przemyśl był ważnym węzłem komunikacyjnym ze względu na przecinające się tu międzynarodowe połączenia kolejowe i drogowe. Dla współpracy niemiecko-radzieckiej miało to duże znaczenie. Po licznych bombardowaniach dopiero 15 września Niemcom udało się zająć Przemyśl.

Po zajęciu miasta, uliczne mury zostały pokryte niemieckimi ogłoszeniami dotyczącymi między innymi obowiązku oddania broni i ujawnienia ukrywających się żołnierzy. Wkrótce potem zaczęto rekwirować odbiorniki radiowe i maszyny do pisania. Od początku dochodziło do mordów, niszczenia budynków i rabunków przez żołnierzy niemieckich. Szczególnie ucierpiała ludność żydowska.

Na mocy paktu Ribbentrop-Mołotow 28 września wojska sowieckie zajęły południową część miasta. Od tej pory rzeka San dzieliła społeczeństwo, rodziny i przyjaciół. Dla części Żydów i Ukraińców wkroczenie „krasnej armii” było powodem do świętowania. Żydzi liczyli na to, że pod okupacją radziecką będą bezpieczniejsi niż pod hitlerowską. Polacy nie mieli takiej nadziei. Już wkrótce stali się najbardziej prześladowaną grupą ludności po tej stronie i zaczęły się ich systematyczne aresztowania oraz wywózki do azjatyckiej części ZSRR.

„W liczącym przed wojną 62 272 mieszkańców Przemyśla w ciągu 2 lat sowieckiej okupacji zginęło 11 562 Polaków, zaś po stronie niemieckiej w czasie 5 lat 5 665. Należy pamiętać, że Niemcy wymordowali w Przemyślu w tym samym czasie 17 961 Żydów, czyli blisko 98 procent tych, którzy mieszkali tu przed wojną”, podaje na podstawie zachowanych akt niemieckich i rosyjskich Leszek Włodek, historyk zajmujący się regionem.

Przemyśl był podzielony. Wszelkie próby nielegalnego przekroczenia granicy wiązały się z utratą życia. Mimo to znajdowali się śmiało gotowi ryzykować.

Ciała tych, którym się nie powiodło, płynęły z nurtem rzeki, a w zimie zalegały na lodzie. Miały być one przestrożą dla kolejnych. Do osób tych bezwzględnie strzelali żołnierze radzieccy, nie zaś niemieccy. Granica nie była jednak całkiem zamknięta. W 1939 roku powołano komisję, która wydawała przepustki dla uchodźców, zezwalające na przekraczanie mostu kolejowego, który łączył obydwa brzegi rzeki. Zaczęły się pojawiać też ich falsyfikaty. Prace wykonywane przy moście umożliwiały przekazywanie tajnej korespondencji, którą robotnicy przynosili na drugą stronę zazwyczaj w skrzynkach na narzędzia. 22 czerwca 1941 roku hitlerowskie Niemcy zaatakowały ZSRR. Rozpoczęła się „Operacja Barbarossa”, w wyniku której Niemcy 28 czerwca zajęli prawobrzeżną, sowiecką część miasta. Dla ludności cywilnej granica istniała jeszcze do 1 listopada 1941 r.

Komentarz

Dla nich wspomnienia – dla nas historia

Tylko człowiek zna podstawowe pojęcia, takie jak dobro, zło, niebo i piekło. Tylko on posiada zdolność logicznego myślenia, mimo to właśnie on potrafi zranić drugiego, jak żadne inne stworzenie na tym świecie. Widać to w historii. Wystarczy spojrzeć kilkadziesiąt lat w przeszłość, by znaleźć czarną kartę historii, która kryje w sobie ból, cierpienie, która napisana została ludzką krwią.

Największe emocje budzi II wojna światowa, której wyniszczające skutki widoczne są do dzisiaj. Wydarzenia, które wówczas podzieliły narody, dzisiaj mogą być przyczyną współ-

pracy Europejczyków. Dzięki projekto- wi STEP 21 [Weiße Flecken] także i my możemy brać w niej udział.

Analizując ślady historii i rozmawiając ze świadkami historii uświadamiamy sobie, że tak naprawdę nikt nie mógł uciec przed wojną. Ingerowała ona w życie każdego człowieka.

Nie da się zapomnieć tamtych lat i wydarzeń. Niektórzy uwiecznili je w pamiętnikach i wspomnieniach. Są otwarcie, kiedy my młodzi ludzie jesteśmy ciekawi tamtych wydarzeń, za co serdecznie im dziękujemy. Widzimy, jak ciężko jest im wracać do bolesnych wspomnień.

Drużyna Barbarossa z Przemyśla Team Barbarossa aus Przemyśl



Od lewej / Von links: Joanna Derdzińska (17), Mateusz Kobryło (18), Justyna Zubrzycka (17), Maryana Łazarenko (17) i / und Aniela Trojanowska (16)

Nasza grupa to: Aniela, Asia, Justyna, Mariana i Mateusz. Jesteśmy obywatelami Polski, Ukrainy i Szwajcarii.

Przeprowadzając wiele wywiadów ze świadkami historii, a także korzystając z zasobów archiwum, muzeum i bibliotek bardzo dużo się nauczyliśmy i zmieniliśmy spojrzenie na nasze miasto. Z przyjemnością prezentujemy efekty naszej pracy.

Unser Team besteht aus Polen, einer Ukrainerin und einer Schweizerin und wir leben alle zusammen in Przemyśl. Während wir mit Zeitzeugen sprachen und in Archiven, Museen und Bibliotheken recherchierten, konnten wir sehr viel lernen und einen neuen Blick auf unsere Stadt gewinnen. Mit Freude stellen wir die Ergebnisse unserer Arbeit vor.



Czerwony Peremysz (Czerwony Przemyśl) z 17 września 1940. W nagłówku na górze czytamy: „Gorące przywitanie wielkiego zbawiciela obywateli Zachodniej Ukrainy – ulubionego Stalina”. Artykuł w górnej szpalcie odnosi się do pierwszej rocznicy wkroczenia Armii Czerwonej do Polski 17 września 1940. Źródło: Muzeum Narodowe Ziemi Przemyskiej // Die sowjetische Zeitung Czerwony Peremysz (Das Rote Przemysl) vom 17. September 1940. In der Zeile unterhalb des Titels ist zu lesen: „Ein herzliches Willkommen dem Retter der westukrainischen Bürger – dem geliebten Stalin.“ Der obere Artikel bezieht sich auf den ersten Jahrestag des russischen Einmarschs in Polen am 17. September 1939. Quelle: Nationalmuseum der Region Przemyśl

Propaganda po obu stronach rzeki

W wyniku ustalenia linii demarkacyjnej między III Rzeszą a Związkiem Radzieckim i po praktycznym wprowadzeniu granicy, mieszkańcy Przemyśla dostali się pod panowanie dwóch różnych systemów totalitarnych. Odpowiednio różniła się też propaganda po obu stronach Sanu.

Po wkroczeniu Armii Czerwonej do Przemyśla miasto nabrało innego charakteru: na budynkach przyczepiano olbrzymie portrety radzieckich polityków, wywieszano czerwone flagi. Propaganda sowiecka polegała na wychwalaniu rzekomych zalet swego ustroju, jednocześnie pomijając fakt istnienia granicy. W gazecie *Czerwony Przemyśl* z tego okresu prawie w ogóle nie wspomniano o istnieniu granicy. Takimi kłamstwami jak: „to dzięki po-

mocy Armii Czerwonej powstało nowe, przepiękne życie bez strachu, głodu i wojny” starano się oszukiwać ludzi.

Po stronie niemieckiej posługiwano się nieco innymi metodami propagandy. Granica figurowała na prawdę w prasie, jest jednak przedstawiana jako „jasne, uwzględniające obustronne potrzeby życiowe odgraniczenie stref wpływów”. Z nieprzemysłanego przeprowadzenia granicy wynikły liczne problemy dla obu stron, na przykład z zaopatrzeniem w wodę i prąd. Rozdzielano rodziny, uciekinierzy nie mieli możliwości powrotu do domu, nie mówiąc o wysiedleniach i mordach na ludności.

O tym wszystkim propaganda jednak nie informowała w ogóle albo tylko w ograniczonym stopniu. Zamiast

tego poświęcała bardzo dużo uwagi przesiedleniom tak zwanych Volksdeutsche (Niemców zamieszkujących terytorium ZSRR) ze Związku Radzieckiego do III Rzeszy, a później Ukraińców, Białorusinów, Rosjan i Rusinów w przeciwnym kierunku.

Gazeta *Krakauer Zeitung* często akcentuje znaczenie porozumienia niemiecko-sowieckiego oraz wyraźnie podkreśla „przyjaźń” między państwami. Stale są opisywane „pryjacielskie” gesty i słowa propagandowe. Język propagandy zmienia się radykalnie po ataku Niemiec na Związek Radziecki. Tak bardzo wychwalany wzajemny podział interesów zanika, zamiast tego *Krakauer Zeitung* wychwala Niemców jako wybawców spod władzy bolszewickiej.

Deutsche Übersetzung: www.step21.de/zeitzeugeninterviews

„Dorobek życia za pół litra wódki”

Kiedy Przemyśl został podzielony, pani Irena miała 13 lat. Wojna całkowicie zmieniła jej życie. Do roku 1939 wiodła bez troski życie w zamożnym domu. Stał on w strefie przygranicznej przy rzece San. W kwietniu 1940 roku władze radzieckie, oczyszczając pas graniczny, zarządziły wysiedlenia mieszkańców w tej strefie ludzi.

Nowym miejscem zamieszkania miały stać się miejscowości, z których w ramach współpracy niemiecko-radzieckiej przesiedlano Niemców do Rzeszy, a niepolskich Słowian do Związku Radzieckiego.

„W ciągu kilku dni, może tygodnia nasz cały majątek musiał zostać załadowany, a potem wywieziony w nowo wyznaczone miejsce – kolonię ponemiecką Brygidany niedaleko Stryja” – opowiada dziś 82-letnia Irena Osmak. Brygidany oddalone były niecałe 100 kilometrów na wschód od Przemyśla.

Rodzice dziewczynki transportowali rzeczy furmanką do przygotowanych wagonów. Przewóz majątku w tak krótkim czasie był nierealny. Już wtedy okoliczni mieszkańcy przychodzili do żołnierzy bolszewickich: „Chłopi dali tam jaką półlitrowkę, a żołnierze za to pozwalali zdzierać blachę, rozdzierać kuchnię kaflową”. „Wyobrażacie sobie jak serce rodziców krwawiło? Patrzyli, jak rozdrapują ca-

ły dobytek ich życia” – opowiada pani Irena.

Kiedy rodzice próbowali ratować resztę dobytku, dziewczynka siedziała już w wagonie i pilnowała załadowanych rzeczy. Nagle – prawdopodobnie w wyniku nieporozumienia – pociąg ruszył. Przez tydzień dziewczynka sama jechała w wagonie.

Gdy pociąg dojechał do celu, towar od razu zaczęto przeladowywać na zegnane przez czerwonoarmistów furmanki. Wagon z zastraszoną Irenką prawie by przeoczono. Pracownik stacji rozkazał żołnierzom zawrócić oddalające się ostatnie furmanki i wyrzucić całą ich zawartość na ziemię, aby załadować rzeczy z wagonu. Do ostatniej wsiadła także Irenka. Powoli robiło się ciemno. Pozostałe sześć furmanek znikło jej z oczu. Zginęły one na zawsze, a rzeczy zostały rozkradzione. Bez dobytku rodziny, ale cała i zdrowa dotarła Irenka na miejsce, do ponemieckiej kolonii Brygidany.

Dziewczynka bała się wejść do obskurnego domku, który przydzielili jej radzieccy urzędnicy. Znajomy rodziców przygarnął ją do siebie, a po tygodniu przyjechali rodzice. Rozplakali się ze szczęścia na widok zaginionej córki. Irena zamieszkała tam z dwoma braćmi i rodzicami na rok.

Mimo zakazu rodzina Osmaków wróciła do Przemyśla w 1941 roku.

W mieście musieli się ukrywać przed urzędnikami radzieckimi. „Baliśmy się ruszyć, żeby nas ktoś nie zobaczył, żeby nie zameldował” – mówi pani Irena. Inaczej zostaliby wywiezieni na Sybir.

Po ataku Niemiec na Związek Radziecki, rodzice odetchnęli z ulgą. Miasto znajdowało się pod władzą niemiecką, nie musieli się więc ukrywać. „Baliśmy się tych bomb, tych granatów, tego wszystkiego, ale już nie było zagrożenia wywiezienia na Sybir” – opowiada. Po dawnej posiadłości nie pozostało nic. Po powrocie rodzina wspólnymi siłami stopniowo zaczęła odbudowywać utracony dobytek życia.



Irena Osmak, 2007

Wenn ein Fluss zur Grenze wird

Über die Teilung der Stadt Przemyśl in den Jahren 1939 bis 1941



Die Grenze mitten im San zwischen 1939 und 1941. Auf der russischen Seite sind die überdimensionalen Porträts der sowjetischen Parteiführer zu sehen, die an Häusern angebracht waren. Quelle: Nationalmuseum der Stadt Przemyśl // Granica na Sanie w Przemyślu w latach 1939–41. Po stronie radzieckiej widać olbrzymie portrety przywódców wywieszane na budynkach. Zdjęcie: Muzeum Narodowe Ziemi Przemyskiej

„Libera Regia Civitas“ – Freie Königsstadt. Diese lateinische Inschrift prangt auf dem Stadtwappen von Przemyśl. Im September 1939 wurde die Freiheit zur Gefangenschaft, die Stadt sowohl von den Nazis als auch von den Sowjets besetzt. Die Bewohner waren die Leidtragenden der Zusammenarbeit zweier Diktatoren, Hitler und Stalin, die bereits im Deutsch-Sowjetischen Nicht-Angriffspakt vom August 1939 die Teilung von Przemyśl festgelegt hatten.

Przemyśl war ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt und daher von großer Bedeutung für das Militär. Nach langen Bombardements besetzten die Deutschen am 15. September 1939 die Stadt. Sie hängten Bekanntmachungen an Hauswände und Mauern, die die Bewohner zur Waffenabgabe und zur Auslieferung versteckter Soldaten aufriefen. Bald darauf wurden Rundfunkempfänger und Schreibmaschinen beschlagnahmt. Von Anfang an wüteten die deutschen Soldaten unter der Zivilbevölkerung; es kam zu Morden, Überfällen und Zerstörung. Vor allem die jüdische Bevölkerung litt unter dem harten Vorgehen.

Am 28. September besetzten russische Truppen den südlichen Teil der Stadt. Von diesem Tag an trennte der Fluss San Familien und Freunde, die Bevölkerung von Przemyśl in zwei Teile. Viele Juden knüpften zunächst Hoffnung an den Einmarsch der Roten Armee, hatten doch die deutschen Einsatzgruppen noch am Tag der Eroberung mit Verhaftungen und Erschießungen begonnen. Auch die Ukrainer waren positiv eingestellt. Der polnischen Bevölkerung dagegen graute vor den russischen Besatzern. Schon bald wurden die Polen zur meistverfolgten Bevölkerungsgruppe, denn die Sowjets begannen mit systematischen Verhaftungen und Verschleppungen von Polen in den asiatischen Teil der UdSSR.

Przemyśl war geteilt. Jegliche Versuche, illegal über die Grenze zu kommen, konnten den Tod bedeuten. Dennoch riskierten immer wieder Menschen den Grenzübergang, um an Nachrichten zu kommen oder ihre Familien zu treffen. Manche wollten einfach nur zurück in ihre Heimat.

Die Leichen jener, die bei der Flucht kein Glück hatten, trieben im Fluss. Im Winter lagen sie auf dem Eis. Sie soll-

ten Warnung sein für alle, die es ihnen nachmachen wollten. Von sowjetischer Seite wurde sofort auf jeden illegalen Grenzgänger geschossen – auf deutscher Seite setzte man den Schießbefehl weniger konsequent um.

Die Grenze war nicht vollkommen geschlossen. Kurz nach der Grenzziehung wurde eine Kommission einberufen, die Passierscheine für die Ausreise ausstellte. Die Scheine erlaubten ihren Besitzern, die Eisenbahnbrücke zu überqueren, die beide Flussufer verband. Bald gerieten Fälschungen der Passierscheine in Umlauf. Auch Bauarbeiten an der Brücke ermöglichten den Austausch geheimer Botschaften: Arbeiter schmuggelten die Nachrichten in ihren Werkzeugkästen über den Fluss.

Am 22. Juni 1941 überfiel Hitlerdeutschland die UdSSR. Im Zuge dieses sogenannten „Unternehmens Barbarossa“ besetzten deutsche Truppen am 28. Juni auch das rechte, bis dahin sowjetische Flussufer, und führten in den folgenden vier Monaten deutsche Verwaltungsstrukturen ein. Daher existierte die Grenze für die Zivilbevölkerung noch bis zum 1. November 1941.

Propaganda auf beiden Seiten des San

Durch die Demarkationslinie zwischen dem „Dritten Reich“ und der Sowjetunion, die mitten durch den Fluss San verlief, gab es plötzlich einen deutschen und einen russischen Teil von Przemyśl. Entsprechend unterschiedlich war auch die Propaganda zu beiden Ufern des San.

Nach dem Einmarsch der Roten Armee bekam der russische Teil der Stadt einen völlig neuen Charakter: An den Gebäuden hingen riesige Porträts sowjetischer Politiker und rote Fahnen mit Hammer und Sichel. Die sowjetische Propaganda lobte die angeblichen Tugenden des kommunistischen Systems und ignorierte die Tatsache, dass die Stadt plötzlich geteilt war. Sie versuchte, die Menschen mit Lügen zu täuschen, zum Beispiel mit dem Satz: „Dank der Roten Armee entstand ein neues Leben, frei von Angst, Hunger und Krieg.“

Auf der deutschen Seite bediente man sich anderer Propagandamethoden. Die Grenze wurde zwar in der Presse erwähnt, doch als „klare, beiderseitige Lebensnotwendigkeiten berücksichtigende Abgrenzung der Interessensphären“ beschönigt. In der Realität verursachte die willkürliche Grenzziehung auf beiden Seiten viele

Probleme: Die Strom- und Wasserversorgung war unterbrochen, Familien wurden getrennt, Flüchtlinge konnten nicht mehr in ihre Heimat zurück, von den Vertreibungen, Deportationen und Morden an der Bevölkerung ganz zu schweigen.

Über all das berichtete die deutsche Propaganda jedoch nicht oder nur in begrenztem Maße. Stattdessen widmete sie sich oft und sehr ausführlich den zahlreichen „Umsiedlungs-Aktionen“: Volksdeutsche wurden aus dem Sowjetgebiet ins Deutsche Reich, Ukrainer, Weißrussen und Russen in umgekehrter Richtung in die Sowjetunion verfrachtet.

Die *Krakauer Zeitung* wies oft auf die Bedeutung der deutsch-russischen Verständigung hin und unterstrich ausdrücklich die „Freundschaft“ beider Staaten. Immer wieder wurden „freundschaftliche“ Worte erwähnt. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 änderte sich die Sprache der Propaganda radikal. Die eben noch hoch gepriesene Ähnlichkeit der Interessen verschwand aus dem Vokabular, stattdessen war nun von einer „Befreiung von den Bolschewiken“ die Rede.



Die *Krakauer Zeitung*, die als Blatt für das gesamte Generalgouvernement auch in Przemyśl gelesen wurde, vom 6. Dezember 1939 schreibt vom „Geiste friedlicher Zusammenarbeit“ zwischen Hitler-Deutschland und der Sowjetunion. Quelle: Stadtarchiv Przemyśl // *Krakauer Zeitung* z 6. 12. 1939 r. píše o „duchu pokojowej współpracy“ między hitlerowskimi Niemcami a Związkiem Radzieckim. Źródło: Archiwum Państwowe w Przemyślu

„Zerrissene Familie“

Danuta Stachowska-Kuprowska war elf Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Sie erzählt, wie sich die Teilung der Stadt Przemyśl auf das Leben ihrer Familie ausgewirkt hat.

Der Vater von Danuta war Offizier in der polnischen Armee. Nach dem deutschen Überfall auf Polen bekam er den Befehl, die Unterlagen der Stadtkommandantur nach Rumänien in Sicherheit zu bringen. Die Papiere wurden auf einen Tross von 14 Pferdefuhrwerken geladen, dem sich auch Frauen und Kinder anschlossen, um vor den Deutschen zu fliehen. Auch Danuta, ihr Bruder und ihre Mutter begleiteten den Vater bei dieser Mission. Als am 17. September 1939 die Rote Armee in Polen einmarschierte, waren die polnischen Soldaten gezwungen, alle Unterlagen zu verbrennen und sich als Zivilisten auszugeben. Der Transport musste umkehren und kam am 1. Oktober wieder in Przemyśl an.

„Wir kommen in der Stadt an und sehen, dass es mitten im San plötzlich eine Grenze gibt“, berichtet die 79-jährige Danuta Stachowska-Kuprowska, „Was für eine Überraschung!“ Die

Offizierschere erlaubte es ihrem Vater nicht nach Hause, in die nun von Deutschen besetzte Zone, zurückzukehren. Gleichzeitig wäre er von den russischen Besatzern sofort verhaftet worden. Er flüchtete zu seiner Schwägerin nach Lemberg und versteckte sich dort.

Die Mutter kam mit den Kindern bei Bekannten auf der russischen Seite unter und bemühte sich um Passier-



Danuta Stachowska-Kuprowska, 2007

scheine für das andere San-Ufer, wo ihre Wohnung lag. Danuta Stachowska-Kuprowska erinnert sich, dass sie eine ganze Nacht vor der Ausgabestelle der Scheine Schlange stehen mussten, so groß war der Andrang. Unzählige Menschen aus Westpolen wollten über die Grenze und in ihre Häuser zurückkehren.

Mit dem Passierschein in den Händen wollte die Elfjährige so schnell wie möglich den Fluss überqueren. Sie bat einen Studenten um Hilfe. Währenddessen suchte die Mutter, die mit dem Bruder noch auf der russischen Seite war, verzweifelt nach der Tochter, die sie im Trübel aus den Augen verloren hatte. Die Klagen der Mutter erweichten die russischen Soldaten, und sie ließen sie problemlos über die Brücke passieren. In ihrer ehemaligen Wohnung, die jetzt von einem deutschen Militärarzt bewohnt wurde, fanden die drei wieder zusammen. „Der Arzt ließ uns zunächst bei sich wohnen“, erzählt Danuta. Nach einigen Wochen zogen sie um.

Fast zwei Jahre lang erhielt die Familie keine Nachricht vom Vater. Sie

wusste nicht einmal, ob er noch lebte. Erst im Sommer 1941, als dem Vater nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion keine Gefahr mehr drohte, bekam die Familie einen Brief von ihm. Darin schrieb er, dass er im ehemals russischen Teil von Przemyśl und bei Freunden untergekommen sei.

„Ich machte Kaffee und Schnitten mit Rübenmarmelade und sagte meiner Mama gar nicht, dass ich Papa suchen gehe“, erinnert sich Danuta Stachowska-Kuprowska. Obwohl auf beiden Seiten des San nun die Deutschen waren, war für die Zivilbevölkerung die Grenze noch bis November 1941 geschlossen. Mit einer List passierte die kleine Danuta die Brücke: Sie sagte den Grenzschützen, dass ihr Onkel beim Wiederaufbau der Brücke mitarbeite und sie ihm sein Essen bringen müsse.

Danuta fand ihren Vater wieder. „Bist du das wirklich?“ Ihr Vater traute seinen Augen kaum, als er die Tochter nach zweijähriger Trennung wieder sah. Doch die Freude über das Wiedersehen währte nicht lange: Im Mai 1942 verstarb der Vater an Tuberkulose.

Wywiad w języku polskim: www.step21.de/zeitzeugeninterviews

Kommentar

Erinnerungen

Der Zweite Weltkrieg erweckt in uns große Emotionen. Seine destruktiven Auswirkungen sind bis heute zu sehen. Die damaligen Ereignisse, durch die die europäischen Nachbarländer lange verfeindet waren, können uns heute aber auch die Chance geben, zusammenzuarbeiten. Dank des Projektes STEP 21 [Weiße Flecken] können auch wir an der Überwindung der Vergangenheit mitarbeiten.

Als wir die Spuren der Geschichte analysierten und mit ihren Zeugen sprachen, wurde uns bewusst, dass damals niemand dem Krieg entkommen konnte. Der Krieg bestimmte unausweichlich das Leben jedes Einzelnen.

Diese Zeit, diese Erlebnisse lassen sich nicht vergessen. Manche Menschen haben sie in ihren Tagebüchern festgehalten. Wenn wir, die junge Generation, Interesse an ihren Erinnerungen zeigen, sind sie meistens offen und bereit, sie mit uns zu teilen – wofür wir uns herzlich bedanken möchten. Denn wir sehen, wie schwer es Zeitzeugen fällt, zu jenen schmerzlichen Erinnerungen zurückzukehren.

„Swing Heil“ statt „Heil Hitler“

„Swing-Kids“ und Hitlerjugend in Hamburg

„Wie die NSDAP nunmehr die einzige Partei ist, so muss die HJ die einzige Jugendorganisation sein“, stellte der Reichsjugendführer der NSDAP, Baldur von Schirach, 1933 unmissverständlich fest. Alle Jugendorganisationen mit jüdischem, kommunistischem oder sozialistischem Hintergrund wurden verboten. Eine Jugendgruppe, die ebenfalls in Opposition zur Hitlerjugend stand, waren die sogenannten „Swing-Kids“. Diese Szene blühte in Städten wie Berlin, Frankfurt und Hamburg, wo durch den Hafen leichter Zugang zu den illegalen Schallplatten bestand.

Die „Swing-Kids“ unterschieden sich nicht nur durch ihren Haarschnitt, sondern auch durch ihren Gruß auf

der Straße von der Hitlerjugend: „Swing Heil“ statt „Heil Hitler“. Sie lehnten Strenge und Ordnung ab. Sie wollten sich nicht auf den Krieg vorbereiten oder exerzieren wie bei der HJ. Der Marschmusik im Radio zogen sie Schallplatten mit Jazz und Swing vor. Diese oft improvisierte Musik vermittelte ihnen ein Gefühl von Freiheit. Swing-Texte wurden zu Spottversen auf die HJ umgedichtet: „Kurze Haare, große Ohren – so war die HJ geboren. Lange Haare, Tangoschritt – da kommt die HJ nicht mit!“ Auch die in der HJ praktizierte strenge Geschlechterteilung lehnten die „Swing-Kids“ ab. Bei ihnen tanzten manchmal auch zwei Jungen miteinander.

Die Lebensfreude und Ausgelassenheit des Swing-Tanzes waren den frühen Nationalsozialisten zuwider. Mitgliedern der HJ erschien während ihrer Razzien in Hamburger Clubs das Tanzen der „Swing-Kids“ wie aus einer anderen Welt: entrückt, anstößig, eine Provokation: „Kein Paar tanzte so, dass man das Tanzen als einigermaßen normal bezeichnen konnte“, heißt es im Protokoll einer HJ-Streife vom 8. Februar 1940.

Kurz darauf, am 9. März 1940, trat die „Polizeiverordnung zum Schutz der Jugend“ in Kraft, die es Jugendlichen unter 18 Jahren verbot, sich nach Anbruch der Dunkelheit in der Öffentlichkeit aufzuhalten. Außerdem wurde ihnen die „öffentliche Tanzlustbarkeit“ untersagt.

Die Swing-Kids aber trafen sich privat weiter, manchmal engagierte sie sogar Bands. Diesen Tanzabenden bereitete am 18. August 1941 die „Sofort-Aktion gegen Swing-Kids“ ein gewaltames Ende. 300 Jugendliche wurden verhaftet, die Wortführer in Konzentrationslager deportiert. Den jungen Häftlingen wurden die Haare abgeschnitten, einige wurden von der Schule verwiesen. Vorher weitgehend unpolitisch, lehnten die Swing-Kids nach

Lange Haare gegen Uniform – der Stil der Swing-Kids

Die meisten „Swing-Boys“ und „Swing-Girls“ stammten aus wohlhabenden Familien, jedoch gab es auch Swing-Kids, die Lehrlinge oder Arbeiterjugendliche waren. Sehr beliebt bei den Swing-Kids waren lange Haare, bei den Mädchen Dauerwellen. Damit grenzten sie sich von der Hitlerjugend (HJ) und dem Bund Deutscher Mädel (BDM) ab, wo Zöpfe für Mädchen und Kurzhaarfrisuren für Jungen Pflicht waren. Die Swing-Girls trugen meist auffälliges Make-up, was dem offiziell propagierten Bild der deutschen Frau widersprach. Gern trugen sie Sonnenbrillen mit weißer Fassung und weite Hosen. Die Swing-Boys kleideten sich in karierte Sakkos, Hut und Regenschirm immer dabei. Als besonders schick galt es, eine ausländische Tageszeitung aus der Manteltasche hervorgucken zu lassen.

Die Swing-Kids benutzten gerne Anglizismen. In Anlehnung an Winston Churchill nannte sich ein Hamburger Swing-Club „Churchill-Club“. So hoben sich die Swing-Kids in Kleidung, Sprache, Auftreten und nicht zuletzt in ihrem Musikgeschmack deutlich von der offiziellen Jugendbewegung HJ und BDM ab und wurden ausgegrenzt.

dieser drastischen Strafaktion den Nationalsozialismus in seiner Gesamtheit ab und fingen vereinzelt an, Flugblätter zu verteilen.

Im Februar 1943 wurden viele Swing-Jugendliche inhaftiert und ins KZ Moringen bei Göttingen deportiert, das zwischen Juni 1940 und April 1945 als Konzentrationslager für männliche Jugendliche diente. SS und Polizei inhaftierten in dieser Zeitspanne 1.400 Jugendliche – unter ihnen auch einen der bekanntesten „Swinger“, den Hamburger Günter Discher. „Wenn man dieses Lager das erste Mal sieht, mit den vielen Stacheldrähten und Lampen und Waffen-SS mit Maschinenpistolen und Hunden, dann wird einem natürlich schon mal ganz anders“, schildert Discher Jahre später seinen ersten Eindruck von dem KZ.

Im KZ Moringen war der Tagesablauf präzise geregelt. Man legte großen Wert auf militärischen Drill. Bei Zuwiderhandlung drohten den Häftlingen brutale Strafen: Essensentzug, Strafstehen über mehrere Stunden oder Hiebe mit einem Stock. Den Jugendlichen blieb keinerlei Raum zur Entfaltung und Entwicklung der eigenen Persönlichkeit. Auch die hygienischen Bedingungen im Lager waren katastrophal. Krankheiten breiteten sich aus.

Günter Discher, Jahrgang 1925, ertrug im KZ Moringen zahllose Schikanen und Entbehrungen. Auch nach seiner Befreiung durch die alliierten Streitkräfte litt er an den Folgeschäden der Haft. Seiner Liebe zum Swing ist er bis heute treu geblieben. Er gilt als der älteste DJ Deutschlands.



„Aufgepasst und zugefasst!“: So fordern die Hamburger *Gaunachrichten* in der Oktober-Ausgabe von 1941 die Leser auf, mit Swing-Kids zu verfahren. Zynisch zeigt die Mitgliedszeitschrift der Hamburger NSDAP in der Karikatur in der rechten Spalte, wo die Swing-Kids weitertanzten sollten: im KZ. Quelle: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

„Ich hasste den Gleichschritt“

„Ich war sofort infiziert“, erzählt uns Uwe Storjohann über seinen ersten Kontakt mit dem Swing. Wir treffen das ehemalige Hamburger „Swing-Kid“, heute 82 Jahre alt, an einem sonnigen Nachmittag in einem kleinen Hamburger Literaturcafé. Er beginnt zu erzählen, und wir bekommen langsam ein Gefühl dafür, was der Swing für ihn bedeutet.

Den Zugang zur Hamburger Swing-Szene fand Storjohann erst später. Jahrelang hatte sich der Schüler mit immer neuen Ausreden an Jungvolk und Hitlerjugend vorbeilaviert, sein Widerwille gegen Strammstehen, Exerzieren und laute Heil-Hitler-Schreie war groß. Aus Angst, als HJ-Verweigerer entlarvt zu werden, entwickelte er sich immer mehr zum Einzelgänger.

Bis er bemerkte, dass er nicht der Einzige war, der an nationalen Feiertagen die Schule schwänzte. An diesen

Eimsbüttel und St. Pauli. Storjohann selbst zählt sich zur damaligen „Upperclass“, die sich u. a. in Bootshäusern an der Außenalster traf, im Alsterpavillon oder in Bars.

Bereits seit Frühjahr 1939 hängte die Hamburger Gestapo in öffentlichen Tanzlokalen Schilder mit der Aufschrift auf: „Swing-Tanzen verboten!“ Die Jugendlichen trafen sich trotzdem, um gemeinsam zu tanzen und zu singen. Jenseits der Musikbegeisterung einte alle die Absicht, nicht in die HJ zu kommen. Die Berichte seines älteren Bruders Helmut bestärkten Storjohann in diesem Wunsch. Fühlte er sich doch schon in der Schule nicht wohl: „Ich hasste sie sogar. Und ich hasste Turnen.“ Für den „unsportlichen“ Storjohann war der Gleichschritt des Jungvolks keine Alternative zum „Lotterschnitt“ des Swings.

Mit zunehmender Härte gingen die Nationalsozialisten gegen die Swing-Szene in Hamburg vor. Dass Uwe Storjohann selbst von den Repressalien weitgehend verschont blieb, habe er der hohen Position seines Vaters zu verdanken. Der war Parteimitglied, zunächst „Blockwart“ und später Gauinspektor für ein ungarisches Kinderlandverschickungslager. Viele seiner Freunde wurden in die Wehrmacht eingezogen. Manch andere wurden sogar ab 1942, wenn sie noch keine 17 Jahre und für den Kriegseinsatz zu jung waren, in verschiedene Konzentrationslager gebracht.

Storjohann selbst, zunächst aus gesundheitlichen Gründen als wehruntauglich zurückgestellt, erhält im Dezember 1944 doch noch einen Marschbefehl. Das Kriegsende erlebt er, 19 Jahre alt, in Quickborn.



Uwe Storjohann, 2007

Tagen war es Pflicht, Uniform zu tragen.

Schulkameraden nahmen ihn schließlich mit zu seinem ersten Swing-Treffen in einem Bootshaus an der Alster. Die Hamburger Swing-Szene war geteilt in die sogenannte „Upperclass“ aus wohlhabenderen Familien und die aggressiveren „Proleten-Swings“ aus

Storjohann zufolge ist die Swing-Musik durch die Olympiade 1936 nach Deutschland gekommen. Damals habe sich der Gastgeber der Spiele weltfremd und freundlich präsentieren wollen. Schilder und Plakate mit antijüdischer Propaganda wurden abgehängt, bekannte Swing-Bands traten in Deutschland auf. Im deutschen Rundfunk aber wurde keine Swing-Musik gespielt. Und nach der Olympiade war es schnell wieder vorbei mit der Offenheit. In den Ohren der Nationalsozialisten war Swing von Anfang an „Negermusik“ und „jüdisch-bolschewistisches Gequäke“.

„Wir hörten den englischen Rundfunksender BBC-London, der ein deutschsprachiges Programm hatte“, so Uwe Storjohann. Zwischen den Swing-Stücken brachte der Sender politische Nachrichten, die in deutschen Medien keinen Platz hatten. Storjohann ist aber der Meinung, dass 80 bis 85 Prozent der Bevölkerung im Grunde gar nicht wissen wollten, was sich gerade in ihrem Land abspielte.

Neben Berlin und Frankfurt war Hamburg das wichtigste Zentrum der Swing-Musik. Davon wusste Uwe Storjohann zunächst nichts, als er vor dem Volksempfänger saß und begeistert den Swing-Stücken des „Feindsenders“ BBC-London lauschte, den zu hören bei Strafe verboten war.

Kommentar

Musik ist mehr als Texte und Töne

Ohne Musik könnten wir als „Team Hamburg“ nicht leben. Da wir alle sehr gerne und viel Musik hören, fragten wir uns, welche Rolle die Musik im Nationalsozialismus spielte. Wir stießen auf den Spielfilm „Swing-Kids“, der uns bewegen hat, das Thema näher anzuschauen.

Hamburg war damals ein Zentrum der Swing-Musik, und so bot es sich für uns an, die heutigen Jugendlichen dar-

über zu informieren, wie bedeutend diese Musikkultur gewesen ist und wie vehement die Nazis gegen sie vorgegangen sind.

Unabhängigkeit steht in direkter Abhängigkeit zu einer freien Meinungsbildung. Das gilt auch für Musik. Obwohl die Swing-Kids zunächst keine politischen Ambitionen hatten, wurden sie von den Nationalsozialisten mit zunehmender Härte verfolgt:

wegen ihres Musikgeschmacks, wegen ihrer Art, sich zu kleiden – das ist aus unserer heutigen Sicht nicht nachvollziehbar.

Weshalb hatten die Nazis Angst vor dem Swing? Wohl deshalb, weil Musik mehr als Text und Töne transportiert. Musik wirkt unmittelbar, schnell und erreicht die Gefühle der Hörer. Und Gefühle sind bekanntlich schwerer zu beherrschen als Gedanken.

Team Hamburg meine Perle



Von links: Viola Rintz (17), Allegra Fischer (16) und Juliane zu Rantzau (16)

Wir sind drei Mädchen aus Hamburg: Allegra, Juliane und Viola. Wir gehen in die 11. Klasse verschiedener Gymnasien. In unserer Freizeit machen wir gerne Sport und interessieren uns für Journalismus. So ka-

men wir auf die Idee, bei dem Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] mitzumachen. Da wir alle gerne Musik hören, stießen wir bald auf die Swing-Kids und machten uns auf die Suche nach den weißen Flecken in Hamburg.

Schüler unterm Hakenkreuz



Die Ernst-Abbe-Oberschule 1943. Das Bild findet sich auf der Titelseite der Festschrift zur 100-Jahr-Feier vom 1.11.1943. Quelle: Privatbesitz Susanne Gölfert

Volle Klassenräume, auf Tischen liegen Bücher und Hefte. Ein Lehrer betritt den Raum, die Gespräche der Schüler verstummen.

1942 scheint an der Ernst-Abbe-Oberschule in Eisenach noch alles in Ordnung zu sein. Obwohl sich Deutschland mitten im Krieg befindet, wird hier weiter unterrichtet. Doch ein Blick auf den Lehrplan zeigt: Vor allem militärische Fähigkeiten werden gefördert. Der ehemalige Schüler Walter Rose, Jahrgang 1924, erinnert sich: „Wir hatten einen Physiklehrer, der uns nur Geschossbahnen von Granaten beibrachte. Eine elektrische Leitung verlegen oder Ähnliches, das war Nebensache.“ Im Lehrplan für das Fach Biologie waren schwerpunktmäßig die Erblehre und die Erhaltung der „arischen Rasse“ vorgeschrieben. Im Geschichtsunterricht wiederum wurden der Aufstieg des deutschen Volkes und seine „natürliche Vormachtstellung“ vermittelt.

Für das nationalsozialistische Regime hatte die Ernst-Abbe-Oberschule für Jungen, wie sie seit Mitte der 1930er Jahre hieß, aufgrund ihrer Tradition besondere Bedeutung. 1843 aus der ersten Bürgerschule in Eisenach hervorgegangen, sollte sie von nun an besonders Kindern aus ärmeren Arbeiterfamilien offenstehen. Das Konzept, die Schulbildung inhaltlich zu reduzieren und auf die breite Masse weniger privilegierter Schüler auszuweiten, fand bei den Nationalsozialisten große

Zustimmung. So war es ein erklärtes Ziel der NS-Bewegung, den Typus des intellektuellen Denkers abzuschaffen.

Solange der Unterricht noch funktionierte, schien der Alltag in geregelten Bahnen zu verlaufen. Im Jahre 1943 wurde sogar das 100-jährige Schuljubiläum mit einem großen Festakt begangen – mitten im Krieg. Zu diesem Anlass gedachte man auch der über 100 Mitschüler, die seit 1939 gefallen waren. Die Festschrift wurde bezeichnenderweise in Form eines „Feldpostbriefes“ gestaltet und verteilt.

Der jüdische Banknachbar kommt nicht mehr

Schulalltag ja – allerdings nur für die „arischen“ Schüler. Deren jüdische



Walter Rose, 2007

Klassenkameraden wurden 1938 von den öffentlichen Schulen verwiesen. Doch sie verschwanden nicht nur aus den Klassenräumen: Zwischen 1933 und 1939 ging die Zahl der jüdischen Einwohner in Eisenach um rund 57 Prozent zurück. Viele der Schülerinnen und Schüler wurden zusammen mit ihren Familien in Konzentrationslager verschleppt.

„Ich habe das damals nicht so wahrgenommen, dass die Regierung dahintersteckte. In meiner Klasse war ein Jude. Ich war sogar ein bisschen mit ihm befreundet. Wir haben Briefmarken getauscht“, erzählt Armin Peter, damals Schüler in der Oberstufe der Ernst-Abbe-Schule. Seine Frau Ursel ergänzt: „Wie schlimm es um die Juden stand, haben wir erst mitbekommen, als die Synagoge brannte. Mit einem Mal waren die Juden weg, nach der Pogromnacht [am 9. November 1938].“ Die Peters erzählen, sie hätten das Ausmaß der Judenvernichtung und des Krieges als Jugendliche noch nicht erkannt.

Ohne Abitur an die Front

1942 meldete sich Armin Peter, damals 18 Jahre alt und kurz vor seinem Abitur, freiwillig als Funker zur Wehrmacht: „Ich wäre eingezogen worden, wollte aber nicht als Infanterist losmarschieren. Ich hatte Glück, dass ich Funker geworden bin, denn so habe ich überlebt.“

Eine Verweigerung des Kriegsdienstes kam für ihn nicht in Frage,



Armin Peter, 2007

aus Angst vor den Konsequenzen: „Ich hatte einen Kumpel, den haben sie erschossen – es hieß: Dienstverweigerung.“ So verließen viele junge Männer ohne Abitur die Schulen. Aus diesem Grund hatte die Regierung bereits 1939 einen „Reifevermerk“ eingeführt, ein Dokument, das als Ersatz für einen Abschluss dienen sollte. Der Volksmund nannte dies einfach „Notabitur“.

„Den Begriff kannte ich damals gar nicht. Es hieß, wenn ihr euch freiwillig meldet, bekommt ihr eine Bescheinigung. Aber sie war nichts wert“, so Armin Peter. Der „Reifevermerk“ wurde nach dem Krieg offiziell für ungültig erklärt, sofern er nicht vor 1943 ausgestellt worden war. Doch auch die älteren Bescheinigungen brachten den ehemaligen Schülern kaum Vorteile. So sahen sich die meisten gezwungen, ihr Abitur nach 1945 noch einmal abzulegen.

Chaotischer Schulalltag gegen Ende des Krieges

Der Alltag an der Oberschule wurde im Laufe des Krieges immer chaotischer. Die Schuldauer wurde zunächst auf zwölf, später auf elf Jahre verkürzt, denn die Wehrmacht brauchte immer mehr Soldaten für den Kriegseinsatz. Zudem nutzte die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) ab Oktober 1944 die Schule als Notunterkunft. Vor allem Frauen und Kinder, die nach dem Zusammenbruch der Ostfront im Sommer 1944 auf der Flucht waren, quartierte man in den Klassenräumen ein. Schuldirektor Ferdinand Hartans offizielle Beschwerde gegen diese Raumbelastung wurde von der Gauleitung Thüringen abgewiesen.

Im Winter desselben Jahres zerstörte ein nächtlicher Bombenangriff zahlreiche Fensterscheiben und einen Teil des Schuldaches. Der Unterricht ging weiter und wurde sogar um die sogenannten Kriegsversehrtenlehrgänge ergänzt – für die heimkehrten Soldaten, die ihr „richtiges“ Abitur nachholen wollten.

Kommentar

Die „Normalität“ hinterfragen

Es ist schon merkwürdig: Die NS-Zeit findet in unserer sehr detailliert aufgearbeiteten Schulgeschichte so gut wie keine Erwähnung. Der nationalsozialistische Schulalltag ist bis heute ein „weißer Fleck“ am Ernst-Abbe-Gymnasium. Durch unsere Recherche haben wir über die Lebensumstände der damaligen Schüler mehr erfahren. Junge Versehrte, die aus dem Krieg zurückkehrten, sollten hier ihr Abitur nachholen. Was wie ein gut gemeintes Angebot klingt, sah in der Realität ganz anders aus. Versetzen wir uns in die Lage der jungen Leute: Gerade eben waren sie noch – zum Teil begeistert – in die Wehrmacht eingerückt, dann erlitten sie Kriegsverletzungen, wurden kampfuntauglich und kehrten deswegen nach Hause zurück. Viele von ihnen waren traumatisiert, hatten Anpassungsschwierigkeiten. Doch erwartete die Gesellschaft von ihnen, dass sie weiter funktionierten, am besten auch noch ihr Abitur mit guten Noten abschlossen.

Das NS-Regime benutzte junge Menschen für seine politischen Zwecke. Sozialisieren durch das Erziehungssystem und durch ständige Propaganda, empfand ein großer Teil von ihnen den Umstand, Klassenkameraden sterben zu sehen und selbst in den Krieg ziehen zu müssen, als „normal“. Kaum vorstellbar für uns, die wir heute in einem ähnlichen Alter sind und auch das Ernst-Abbe-Gymnasium in Eisenach besuchen. Denn im Gegensatz zur Zeit des „Dritten Reichs“ leben wir heute in einer Demokratie. Die Fähigkeit, Dinge kritisch zu hinterfragen, ist ein Ideal, das wir im besten Fall schon in der Schule lernen. Nutzen wir diese Fähigkeit und stellen wir die scheinbare „Normalität“ immer wieder auf den Prüfstand – durch unbequeme Fragen und die Suche nach „weißen Flecken“.



Fronteinsatz als Lebenserfahrung

Das Thüringer Volksbildungsministerium habe die Ernst-Abbe-Schule zur „besonders bedeutenden höheren Schule“ ernannt, so schreibt die *Thüringer Gauzeitung* am 22. Februar 1945. Ein

Grund für die Auszeichnung seien die Kriegsversehrtenlehrgänge, welche das Gymnasium für junge Soldaten anbiete.

Lehrgänge solcher Art sollten es jungen Männern, die mit Kriegsver-

wundungen heimkehrten, ermöglichen, ihr Abitur noch während des Krieges und innerhalb von sechs Monaten nachzuholen. Vor ihrem Kriegseinsatz hatten sie nur das sogenannte „Notabitur“ abgelegt. „Auch hinter dem Abiturzeugnis unserer Verwundeten muss die Leistung stehen“, wird Schuldirektor Ferdinand Hartan aus seiner Ansprache an den dritten Kriegsversehrtenlehrgang in der Zeitung zitiert. Der Autor des Artikels führt weiter aus: „Gereifte Menschen, im Feuer gestählt, gehen mit ganz anderen Auffassungen an die schwere Arbeit heran.“

Es klingt zynisch, das hunderttausendfache Sterben in den letzten Kriegsmonaten, das die Heimkehrer an der Front mit ansehen mussten, als nützliche Lebenserfahrung zu beschönigen. Der absolute Leistungsgedanke allein stand hier im Vordergrund. Die Sätze des Artikels verdeutlichen die menschenverachtende NS-Ideologie, die mithilfe der Lokalpresse propagiert wurde. Von den Traumata der Schüler, ihren Problemen, sich wieder an den Schulalltag zu gewöhnen, kein Wort. Stattdessen betont der Artikel: „Raumfrage, Kohlenfrage, Unterbringung, Ernährung der jungen Soldaten, die Bekleidungsfrage, Beschaffung von Bekleidungsplänen, – alle diese Dinge wollen geregelt sein. Das Quartieramt, die KEB, haben ihre Unterstützung zugesagt. Die Schulleitung will, dass auch der dritte Lehrgang seinen Erfolg feiert, wie vor dem Geschehen: Die Eisenacher Zeit war die schönste unseres bisherigen Lebens!“



Die *Thüringer Gauzeitung* vom 22.2.1945. Das Blatt war das „amtliche Organ der Gauleitung Thüringen der NSDAP“. Quelle: Stadtarchiv Eisenach



„In sechs Monaten bis zum Abitur“, Artikel aus der *Thüringer Gauzeitung* vom 22.2.1945. Quelle: Stadtarchiv Eisenach

Team Die Abbejaner aus Eisenach



Von links: Florian Heinisch (17), Christin Janetz (17) und Franziska Franeck (16)

Wir sind Franziska, Christin und Florian aus Eisenach. Dort besuchen wir gemeinsam die elfte Klasse des Ernst-Abbe-Gymnasiums. Im Unterricht haben wir viel darüber gelernt, wie es an unserer Schule zur Zeit der DDR war. Wie es heute dort ist, erleben wir jeden Tag. Aber wie sah der Schulalltag während der Nazizeit aus? Darüber erfuhren wir im Unterricht nichts, sondern erst

durch unsere Arbeit für STEP 21 [Weiße Flecken]. Unsere Teamarbeit war sehr turbulent und hatte ihre Höhen und Tiefen. Die direkte Begegnung mit den beiden Zeitzeugen hat uns aber fasziniert und immer wieder motiviert. Ein eigenes Forschungsziel zu haben und dafür auf – manchmal auch mühselige – Spurensuche zu gehen, war eine tolle Erfahrung.

Geschichte erleben

Natascha Kastner aus Pforzheim berichtet stellvertretend für die 70 Jungredakteure vom Suchen und Finden der „weißen Flecken“

Die erste Zeitung STEP 21 [Weiße Flecken] kannte ich schon. Im April 2007 rief meine Lehrerin zur Mitarbeit an der zweiten Ausgabe auf. Für mich stand fest: Dieses Mal bin ich dabei.

Wie beschwerlich es sein kann, „weiße Flecken“ in der Geschichte und journalistische Lücken aus der NS-Zeit zu füllen, sollten die kommenden Monate zeigen.

Das nötige Rüstzeug für unsere Recherchen bekamen wir im Juni 2007 in Hamburg. Nach einer für manche Teams beeindruckend langen Zugfahrt – die Redakteure aus Przemyśl waren gut 17 Stunden unterwegs – begegneten wir hier voller Spannung zum ersten Mal den anderen Projektteilnehmern.

Besonders neugierig war ich auf die tschechischen und polnischen Jugendlichen. Deren gute Deutschkenntnisse haben uns extrem beeindruckt. Nur manchmal kam es zu Verständigungsschwierigkeiten. Gemeinsam besuchten wir unterschiedlichste Workshops, etwa zum Thema „Spurensuche“ (wie recherchiert man historische Quellen?) und zu „Foto- und Bildredaktion“. Nach zwei Stunden „Team- und Zeitmanagement“ wurde mir etwas mulmig zumute: Zum ersten Mal schwante mir, wie viel Arbeit auf uns wartete.

Wieder zu Hause, machten wir uns an die Recherchen. Zunächst galt es, Zeitzeugen zu finden, was sich für manche Teams als erste große Hürde herausstellte. Nicht nur ihre schwindende Zahl erschwerte unsere Suche. Auch mussten die älteren Menschen erst einmal zu einem Interview mit uns bereit sein. Die „Geschichtsfahnderinnen“ aus Olkusz erfuhren dabei eine entschei-

dene Absage: Als ihrem Zeitzeugen klar wurde, dass STEP 21 [Weiße Flecken] ein deutsches Projekt ist, zog er sein Gesprächsangebot zurück. Zu tief saß wohl der Schmerz, den er durch Deutsche erfahren hatte.

Seine Reaktion finde ich verständlich und schade zugleich. Bestimmt fällt es schwer, von Erlebnissen zu erzählen, die einen bis heute belasten und nicht loslassen. Auch kann ich verstehen, dass mit den Erinnerungen Res-

Unrecht zu erfahren, hat uns zwischen-durch aber auch zermürbt. Und uns wurde bewusst, wie viele uns bekannte und vertraute Plätze damals Orte des Schreckens waren.

Die Arbeit im Archiv war für die meisten von uns eine neue Erfahrung; und zwar zunächst keine sonderlich verlockende. Doch tatsächlich erwiesen sich die vergilbten, alten Blätter als aufschlussreiche Vermittler der Vergangenheit. Eine historische Zeitung



Natascha (20) aus Pforzheim und Coach Magnus Koch auf der Redaktionskonferenz in Hamburg.

sentiments verbunden sind, die sich nicht abschütteln lassen. Glücklicherweise begrüßten die meisten unserer Zeitzeugen das Projekt und wollten uns mit ihren Erinnerungen helfen, mehr von der NS-Zeit zu verstehen. So auch unsere Zeitzeugin Wendelgard von Staden. Sie zu treffen hat uns sehr beeindruckt. Denn in der Schule zu erfahren, was damals passierte, ist eine Sache – es persönlich von Zeitzeugen zu hören, eine ganz andere.

„Ich kannte die Fakten schon, aber durch den Zeitzeugen wurde alles ganz lebendig“, so erlebte es auch Juliane aus Hamburg. Von all dem Leid und

in Händen zu halten, die gefüllt ist mit Propaganda und Hetze gegen jüdische Mitbürger, löste beklemmende Gefühle aus und war doch zugleich eine hilfreiche und wichtige Erfahrung.

Das Vergessen wird uns oft zu leicht gemacht. Bartłomiej aus Wrocław empörte sich, dass in der damaligen „Festung Breslau“ so viel zerstört wurde, so viele Menschen sterben mussten – und jetzt niemand mehr davon weiß. Alles scheint ihm irgendwie verdrängt, des Gedenkens nicht würdig. Mit diesem Eindruck war er nicht allein.

Im Herbst baute sich vor uns die nächste Hürde auf. Waren wir zu Beginn noch besorgt, genug Informationen zu finden, mussten wir uns nun den Höhen unserer Materialberge stellen. Auf der Redaktionskonferenz Anfang Oktober 2007 fassten wir unter professioneller Anleitung von Journalisten und Historikern unser gesammeltes Wissen in Zeitungsartikel und kürzten bereits geschriebene Artikel. Unter die Wiedersehensfreude mischte sich Respekt vor dem beachtlichen Arbeitspensum. Spätestens an diesem Wochenende wurde mir klar, wie schwierig die Arbeit von Journalisten ist: Jedes Wort muss wohlüberlegt sein, der Sachverhalt aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden – gerade bei einem sensiblen Thema wie dem Nationalsozialismus.

Nun ist das Projekt vorbei. Wenn es nach mir ginge, könnte es noch weiter-



Aniela (16) und Mateusz (18) aus Przemyśl stöbern im Archiv nach historischen Zeitungen.

+++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Coaches +++



Agata Frank
Freie Mitarbeiterin bei step21

Ich unterstütze STEP 21 [Weiße Flecken], weil ich interkulturellen Austausch unterstützenswert finde und dabei selbst immer viel lerne und Neues erfahre.



Maren Riepe
Bildungsreferentin

Ich finde das Angebot an Jugendliche aus unterschiedlichen Ländern, gemeinsam in der Geschichte zu recherchieren, echt toll.



Tim Braun
Freier Journalist

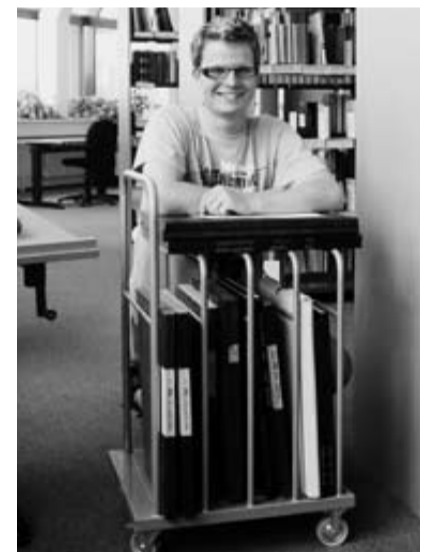
Es gibt immer noch weiße Flecken. Und nur wenige Projekte, die sie auf intelligente und kreative Weise füllen – aus der Feder junger Gegenwart.



Anna Toczyska
Studentin der Kulturwissenschaften

Ich unterstütze STEP 21 [Weiße Flecken], weil bei step21 sich Vergangenheit mit Gegenwart dank der internationalen Jugendarbeit trifft.

gehen. Die Anstrengungen und Einschränkungen haben sich gelohnt. Ich habe neue Freundschaften geschlossen, mit Jugendlichen aus Tschechien, Polen und Deutschland. Gemeinsam haben wir „weiße Flecken“ aus der NS-Zeit gefüllt und gezeigt, wie eine Auseinandersetzung mit einer bedrückenden Vergangenheit aussehen kann. Ich bin froh, Teil dieses Projekts zu sein, das den Dialog zwischen Jugendlichen aus drei Ländern ermöglicht, die auf sehr unterschiedliche Weise mit der leidvollen Zeit des Nationalsozialismus verbunden sind. Und ich habe dabei erfahren, dass wir alle das Gleiche möchten: Die Geschichte verstehen, aus ihr lernen und eine Zukunft mitgestalten, in der kein Platz für Rassismus und Ausgrenzung ist.



Lukáš (18) aus Prag macht Recherchepause.

+++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Coaches +++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Coaches +++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Coaches +++



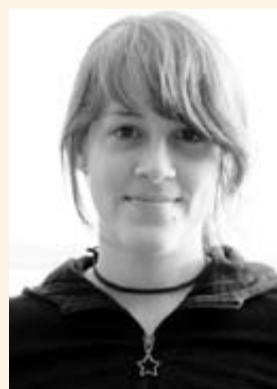
Katarzyna Lorenc
Studentin der Germanistik

Ich unterstütze STEP 21 [Weiße Flecken], weil ich mein Wissen aus der ersten Ausgabe von STEP 21 [Weiße Flecken] weitergeben möchte.



Marco Kühnert
Historiker

Ich bin dabei, weil im Rahmen des Projekts STEP 21 [Weiße Flecken] „Geschichte“ sich nicht als etwas darstellt, wovon man sich scheinbar mit Grausen abwenden muss (Schulunterricht), sondern als ein Prozess erkennbar wird, der selbst erfahren und gestaltet werden kann. Dabei lerne ich von den jugendlichen Teilnehmer/innen mindestens genauso viel wie sie von mir.



Magdalena Bender
Schülerin

Letztes Jahr habe ich mit Begeisterung in der Lüneburger Gruppe zum Thema „Euthanasie“ geschrieben. Ich habe step21 so vermisst, dass ich gern wieder dabei bin – und meine Erfahrungen weitergebe.



Magnus Koch
Historiker

Ich engagiere mich für das Projekt, weil man anhand der eigenen Geschichte eine Menge spannender Dinge lernen kann: neugierig nachfragen, Leute treffen und zum Erzählen bringen, gut schreiben und formulieren. Geschichte hat immer mit unserer Gegenwart zu tun – das zu zeigen, ist die Aufgabe für alle, die sich mit historischen Themen befassen. STEP 21 [Weiße Flecken] ist hierfür besonders gut geeignet.



Zdenka Hajková
Öffentlichkeitsarbeit

Ich unterstütze das Projekt STEP 21 [Weiße Flecken], weil ich als hamburgische Tschechin den deutsch-polnisch-tschechischen Austausch unterstützen möchte, das Engagement junger Menschen fördern will und es wichtig finde, sich dessen bewusst zu werden, dass die Pressefreiheit nicht immer selbstverständlich war und ist.

Allen ehrenamtlichen Coaches einen herzlichen Dank für ihren sehr engagierten und kompetenten Einsatz!

Lust an der Erinnerung

Von der mühsamen Suche nach einer gesamtdeutschen oder gesamteuropäischen Geschichte

Von Franziska Augstein



Dr. Franziska Augstein schreibt für das Feuilleton der Süddeutschen Zeitung und ist Patin von STEP 21 [Weiße Flecken].

Die Zeiten, in denen man den Deutschen vorwerfen konnte, die Vergangenheit verdrängen zu wollen, sind vorbei. Im Gegenteil: Seit der deutsch-deutschen Einigung 1990 können die Leute von deutschen Diktaturgeschichten kaum genug bekommen. Seit 1990 wird gern über die deutsche Vergangenheit geredet, so gern, dass sich das abgeschmackte Wort „Erinnerungskultur“ dafür eingebürgert hat. So weit ist es gekommen: Die Erinnerung an die NS-Diktatur und das DDR-Regime ist eine „Kultur“ geworden. Erinnerungskultur ist so etwas Ähnliches wie Fresskultur: Die Deutschen widmen sich der nationalen Vergangenheit mit Gusto.

Viele Deutsche wollen die Geschichte ihres Landes jetzt als Erfolgsgeschichte ansehen und als solche auch dargestellt finden. In ihrer Sicht hat die Bundesrepublik zwei Diktaturen „überwunden“, erst den Nationalsozialismus, dann das SED-Regime, und deshalb allen Grund, stolz auf sich zu sein. Von dieser Warte aus will man mit gruseligem Schauer auf die deutsche Geschichte zurückblicken. Das zeugt nicht gerade von kritischem demokratischem Selbstverständnis, und dem Blick auf die Geschichte tut es auch nicht gut.

Die Deutschen müssen sich darüber verständigen, wie sie der DDR, des SED-Regimes und seiner Opfer gedenken wollen. Gedenkstätten, Museen und andere Initiativen brauchen Geld. Die Leute, die hinter diesen Institutionen stehen, suchen die Bedeutung ihrer Arbeit herauszustellen. Unter den ostdeutschen Museen und Gedenkstätten ist ein unschöner Konkurrenzkampf um staatliche Fördermittel ausgebrochen. Auch unter den Leuten, die sich für bestimmte Opfergruppen einsetzen, herrscht Konkurrenz: Wer hat am meisten gelitten? Die Institutionen preisen sich an. Dass es dabei nicht nur um die Erinnerung geht, sondern um Eigeninteressen, um Geld und Planstellen, liegt auf der Hand.

Tücken der Geschichtspolitik

Die Bundesregierung, vertreten durch den christdemokratischen Kulturstaatsminister Bernd Neumann, hat sich bisher nicht besonders geschickt benommen. Sowohl Herr Neumann als auch einige Mitglieder des Kulturausschusses, der proportional zur Fraktionsstärke von allen Parteien des Bundestages bestückt wird, haben den Eindruck gemacht, als ob sie an einer durchdachten Auseinandersetzung mit der Geschichte nicht recht interessiert seien. Am liebsten, so schien es, würden sie allen Antragstellern Geld geben, um sich bei diesen Leuten, die ja auch Wähler sind und teils ein großes Echo in der Öffentlichkeit haben, beliebt zu machen. Das gilt, wohl gemerkt, nur für jene Museen und Gedenkstätten, die der DDR-Geschichte gewidmet sind. An den Gedenkstätten, die an den Nationalsozialismus erinnern, ist das Interesse viel kleiner,

was sich daraus ergibt, dass die meisten Menschen, die in Konzentrationslagern eingesperrt waren, mittlerweile gestorben sind und ihre Stimme nicht mehr erheben können.

Historisches Desinteresse und politische Taktik gehen Hand in Hand. Hinzu kommt ein politisches Interesse, das unter konservativen Zeitgenossen sehr viel verbreiteter ist als unter den Anhängern anderer Parteien. Manche Rechte betrachten die Wahrung der Erinnerung an die NS-Zeit nicht als ihren politischen Auftrag. Der Wunsch nach einem „Schlussstrich“, der unter die NS-Geschichte gezogen werden soll, war auch vor 1990 verbreitet. Aber erst seit dem Untergang der DDR schien die Gelegenheit dafür gekommen zu sein: Nun gab es eine andere Diktatur, an die man erinnern konnte. Manche Leute auf Seiten der Rechten haben auch deshalb ein Interesse daran, das SED-Regime als besonders schlimm darzustellen, weil sie da-

Man möchte hoffen, dass Kulturstaatsminister Neumann so nicht denkt. Gleichwohl hat er im Sommer 2007 ein Papier veröffentlicht, das sich liest, als täte er es. Sein Konzept für die Ausgestaltung der bundesdeutschen Gedenkstättenlandschaft ist viel kritisiert worden, zuallererst deshalb, weil darin das NS-Regime und die SED-Diktatur so behandelt werden, als wären sie beide gleichermaßen schlimm gewesen. Da ist in wechselnden Formulierungen von den „beiden totalitären Regimen“ die Rede, als ob man die Schändlichkeiten der DDR-Regierung ernsthaft mit den Verbrechen des Nationalsozialismus vergleichen könnte. Das Papier sah vor, vornehmlich die DDR-Gedenklandschaft auszubauen. Die NS-Gedenkstätten wurden vergleichsweise kurz abgehandelt.

Und für die Art, wie die DDR-Geschichte behandelt werden sollte, wurden Vorschriften gemacht. So steht in dem Papier zu lesen:

statt. Der Kulturstaatsminister und der Kulturausschuss hatten einige Historiker, Gedenkstättenleiter und andere Fachleute zur Diskussion über die „Gedenkstättenkonzeption“ des Bundes eingeladen. Da wurde das Papier von Bernd Neumann scharf kritisiert. Zualterer wandten die Historiker sich dagegen, dass die Regierung vorschreibe, in welcher Weise man der Vergangenheit gedenkt: Diktaturen oktroyieren ihre Auffassung der Geschichte. In einer pluralistisch verfassten Gesellschaft steht das einer Regierung nicht an: Sie hat lediglich die Rahmenbedingungen für eine kritisch-aufgeklärte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu schaffen. Der Rest muss der Gesellschaft überlassen bleiben.

Sodann wandten die zu der Anhörung geladenen Fachleute sich dagegen, dass die Erinnerung an den Nationalsozialismus heruntergespielt werde. Was damals geschah, sagten sie, dürfe nicht in Vergessenheit geraten: Jede Generation muss aufs Neue lernen, was sich damals abgespielt hat, jede Generation muss aufs Neue für sich ein Verhältnis dazu finden. Der Dresdner Historiker Klaus-Dietmar Henke formulierte das so: „Die geplante Ausweitung der Förderung im Bereich der DDR-Geschichte muss realisiert, der Förderung der Erinnerung an die NS-

ner Landsleute aus Polens Vergangenheit als sowjetischer Satellit jetzt ableiteten, quasi ein Recht darauf zu haben, Nationalisten zu sein. Das, sagt Krzeminski, sei kein guter Ausgangspunkt für eine gemeinsame europäische Zukunft: „Die Geschichte Polens des 20. Jahrhunderts ist für Polens Rolle in der EU und in der Nato unnütz.“

Nationalismus oder Patriotismus?

Tatsächlich waren die Geschichten der europäischen Länder im 20. Jahrhundert so unterschiedlich, dass es illusorisch wäre, nun eine „gemeinsame“ europäische Vergangenheit konstruieren zu wollen. Die vorgebliche Gemeinsamkeit besteht allenfalls darin, dass die Europäer sich im 20. Jahrhundert gegenseitig umgebracht haben. Im übrigen hat jedes Land seine eigene Geschichte: Die katholischen Polen können mit dem französischen Laizismus nichts anfangen. Die Franzosen finden es überflüssig, dass die Deutschen ein „Minderheitenrecht“ in der EU-Verfassung verankert sehen wollen (ihre Idee der Republik bürgt in ihren Augen dafür, dass alle Bürger eines Staates



Die Gedenkstätte Buchenwald auf dem Ettersberg bei Weimar. Dass sich an diesem Ort während des Nationalsozialismus ein Konzentrationslager befand, wird allein durch die Hinweistafel deutlich. Zwischen 1937 und 1945 waren hier insgesamt ein Viertelmillion Menschen aus allen europäischen Ländern inhaftiert. Die Zahl der Opfer wird auf etwa 56.000 geschätzt. Der Ort ist doppelt belastet: Nach Ende des Krieges wurden die Baracken bis 1950 als Sowjetisches Speziallager zur Internierung von Deutschen genutzt. Etwa 7.000 Häftlinge starben. Der Konflikt um ein „angemessenes“ Gedenken an die doppelte Geschichte des Ortes ist zwei Jahrzehnte nach der deutschen Einigung noch nicht beendet. Foto: ullstein bild

mit ihren politischen Gegnern auf der Linken eins auswischen können: Wer immer schon die Sozialdemokratie und den Kommunismus in einen Topf geworfen hat, war erfreut, als sich mit dem Ende der DDR die Gelegenheit ergab, die Verbrechen der „Linken“, die den SED-Staat führten, anzuprangern. Dass die deutschen Sozialdemokraten sich seit jeher gegen den Kommunismus gewandt haben, war diesen Leuten egal. Ihnen geht es nicht allein um die Aufarbeitung der Geschichte, sondern auch darum, die Geschichte für ihre aktuellen parteipolitischen Zwecke zu gebrauchen. Sie betreiben, was der Historiker Norbert Frei „Geschichtspolitik“ genannt hat.

„Darstellungswürdig sind nicht die vermeintlichen Bindungskräfte der DDR, sondern das ‚Angst-Anpassungssyndrom des Alltags.‘“ Ein Museum, so war es vorgesehen, sollte also nur dann vom Bund gefördert werden, wenn es die DDR als ein Land darstellte, in dem die Bürger Angst hatten. Dass viele Ostdeutsche – zu ihnen zählt die Bundeskanzlerin Angela Merkel – ihren Staat zwar nicht mochten, aber sich irgendwie einrichteten, Karriere machten und durchaus keine Angst hatten, wurde also nicht „darstellungswürdig“ bezeichnet.

Alles zusammen war den Historikern zuviel. Im vergangenen November fand eine öffentliche Anhörung

Zeit jedoch klare Priorität eingeräumt werden.“

Ähnliche Schwierigkeiten, wie die Deutschen sie mit ihrer geteilten Erinnerung haben, gibt es in ganz Europa: Osteuropäer leben mehr mit der Erinnerung an den Stalinismus als mit der an den Nationalsozialismus. Sie pochen zu Recht darauf, dass in einem einigen Europa nicht nur des Nationalsozialismus gedacht werden darf: Ungarn, Polen, Bulgarien, Tschechien und Slowenien und andere Länder waren dem Stalinismus viel mehr ausgeliefert als die DDR. Natürlich wird auch in diesen Ländern „Geschichtspolitik“ betrieben. So beklagt der polnische Publizist Adam Krzeminski, dass viele sei-

gleichberechtigt sind). Die Deutschen begreifen nicht, warum die Polen nationalistisch sind. Die Polen wiederum verstehen nicht, warum in ihrem Fall „Nationalismus“ genannt wird, was in Frankreich als „Patriotismus“ durchgeht.

So laufen Unterhaltungen zwischen den Vorreitern der europäischen Einigung ab, zwischen Leuten, die ihr Bestes dafür tun, dass die Länder der EU entdecken, was sie eint. Derzeit ist aber selbst diese berufsmäßige EU-Elite noch vollauf damit beschäftigt, die krassen Unterschiede der europäischen Traditionen und der historischen Wahrnehmung zu verstehen und tolerieren zu lernen. ■

Schreiben, wie es wirklich war

von Marion Horn,
Erste Vorsitzende BILD hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“, Hamburg



Marion Horn, Patin von STEP 21 [Weiße Flecken]

Das Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] ist einzigartig. Einzigartig, weil Jugendliche hier auf eine ganz besondere Weise den kritischen Umgang mit unserer Vergangenheit lernen und umsetzen.

Hier wird nicht nur aus Schulbüchern der Blick auf die Geschichte geschärft, sondern durch echtes Erleben, durch selbstständige Recherche vor Ort.

Dabei fördern die Nachwuchsjournalisten die großen Versäumnisse und vor allem Verfehlungen zutage, die sich die Presse im Dritten Reich hat zuschul-

den kommen lassen. Sie schreiben, wie es wirklich war! Die Ergebnisse, die jetzt in der STEP 21 [Weiße Flecken]-Zeitung veröffentlicht werden, beweisen einmal mehr, dass selbst im Jahr 2008 das Kapitel des Nationalsozialismus noch längst nicht abgeschlossen ist. Ein Grund mehr für BILD hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“, die Arbeit der Jugendlichen aus Deutschland, Polen und Tschechien zu unterstützen.

Die Tatsache, dass STEP 21 [Weiße Flecken] auch von jungen Menschen aus den Ländern mit gestaltet wird, die noch vor wenigen Jahrzehnten unter der schrecklichen deutschen Besatzungs- und Vernichtungspolitik zu leiden hatten, freut uns besonders.

Es zeigt, wie es gelingen kann, länderübergreifend die Vergangenheit zu bewältigen und dabei die Zukunft zu gestalten.

www.ein-herz-fuer-kinder.de



Gute Journalisten auf den Spuren historischen Unrechts

von Martin Salm
Vorstandsvorsitzender der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Berlin



Dr. Martin Salm

Der Journalist Hans-Joachim Friedrichs wurde Vorbild für seine Zunft. Bis heute ist der 1995 verstorbene ARD-Moderator unvergessen, ebenso seine Vorstellung davon, was ein „guter Journalist“ sei: „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache.“ Das heißt aber auch, mit einer „schlechten Sache“ nicht. Distanz zu halten und Position zu beziehen, sich einzusetzen für das Gute und gegen Unrecht – dabei trotzdem unabhängig

und objektiv zu berichten – vor dieser Herausforderung standen und stehen „gute“ Journalisten. In Diktaturen ist die Herausforderung umso größer. Dass eine freie Presse keine Selbstverständlichkeit ist, haben die 70 Nachwuchsjournalisten aus Polen, Tschechien und Deutschland bei ihren eigenen Recherchen erlebt. Weiße Flecken in der medialen Berichterstattung sind Alarmzeichen dafür, dass sich totalitäre Strukturen bereits in einer Gesellschaft verfestigt haben. Oder umgekehrt: Unrechtssysteme haben immer auch eine manipulierte oder gar gleichgeschaltete Presse.

Die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ wurde als Antwort auf historisches Unrecht gegründet. Über 1,6 Millionen Menschen, die im Nationalsozialismus Zwangsarbeit leisten mussten, erhielten durch die Stiftung eine materielle Anerkennung. Künftig werden wir Projekte unterstützen, die zu Versöhnung und internationaler Verständigung beitragen. Das verbindet die Stiftung mit der Idee von STEP 21 [Weiße Flecken]. Die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung

und Zukunft“ ist stolz darauf, dass sie das Projekt von Beginn an unterstützen konnte. Dass nun bei der zweiten Auflage die Zahl der Beteiligten, der Unterstützer und Förderer gewachsen ist, ist ein klares Zeichen für den Erfolg dieser Jugendzeitung. Ich bin sicher, dass die jungen Journalisten viel gelernt haben über die dunklen Seiten der Vergangenheit, den Wert der Meinungsfreiheit, über unterschiedliche Perspektiven der Erinnerung und ihre persönliche Vision von der Zukunft. ■

www.stiftung-evz.de



+++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Patent +++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Patent +++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Patent +++



Prof. Dr. Norbert Frei
Historiker, Friedrich-Schiller-Universität Jena

„STEP 21 [Weiße Flecken] macht auf faszinierende Weise begreiflich, was es in der Vergangenheit bedeutet hat, dass der freie Austausch von Informationen unterdrückt wurde. Wer könnte behaupten, dass solches Wissen für die Zukunft ohne Bedeutung wäre?“



Sandra Maischberger
Journalistin und Moderatorin

„In den 14 Jahren an der Seite meines tschechischen Mannes habe ich häufig erlebt, wie viel hitzige Debatten zwischen deutschen und tschechischen Freunden die unselbige gemeinsame Geschichte auch heute noch provoziert. Deshalb unterstütze ich STEP 21 [Weiße Flecken] – weil nichts für Europa so wichtig ist wie gute Nachbarschaft!“



Dr. Helga Hirsch
Publizistin und Journalistin

„Die Bereitschaft zur Konfrontation auch mit den Schattenseiten der eigenen Geschichte, den Respekt vor dem Schicksal der anderen und den Mut, sich auseinanderzusetzen mit dem, wozu der Mensch fähig ist: das schätze ich und das ermutige ich bei den Teams von STEP 21 [Weiße Flecken].“



Dr. Burkhard Schwenker
CEO von Roland Berger Strategy Consultants

„Identität basiert auf Erinnerung. Wir werden Werte wie Mut und Verantwortung nur dann festigen, wenn wir uns der Geschichte stellen. Deswegen ist STEP 21 [Weiße Flecken] wichtig: Es hilft, Geschichte in die Gegenwart zu holen.“



Anke Schäferkordt
Geschäftsführerin von RTL

„Historische Erinnerung ist ein wichtiger Baustein für unsere Zukunft, denn nur durch Wahrhaftigkeit kann wirkliche Versöhnung entstehen. Zudem wird im Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] mehr als deutlich, dass die Pressefreiheit das Fundament unserer Demokratie ist.“



Christiane Breustedt
Chefredakteurin von GEO International

„Es existieren noch immer genug weiße Flecken im kollektiven Gedächtnis Europas. Wer Licht durch eigene Recherche ins dunkle Vergessen bringt, vermittelt Betroffenen tröstliche Wiedergutmachung; wer sich mit historischen Zusammenhängen beschäftigt, sieht die Geschichte von Dörfern, Städten und Landschaften unter anderen Gesichtspunkten. Nur wer um die Vergangenheit weiß, kann positive, ideologiefreie Zeichen für das Zusammenleben von Völkern in der Zukunft setzen.“



Prof. Dr. Gesine Schwan
Präsidentin der Europa-Universität Viadrina

„Die nationalsozialistische Zensur und Propaganda haben gerade auf lokaler Ebene große Teile des kollektiven Gedächtnisses verschüttet. Medienfreiheit ist damit eine grundlegende Voraussetzung für ehrliches Erinnern, Demokratieentwicklung und die Ausübung von Kritik.“

STEP 21 [Weiße Flecken] trägt nicht nur dazu bei, lange Verschüttetes freizulegen. Darüber hinaus ermutigt das Projekt Jugendliche, mediale Wahrheiten kritisch zu hinterfragen und medienkompetent und reflektiert die Gegenwart und Zukunft mitzugestalten. Dieses vielschichtige und originelle Konzept hat mich sofort überzeugt!“



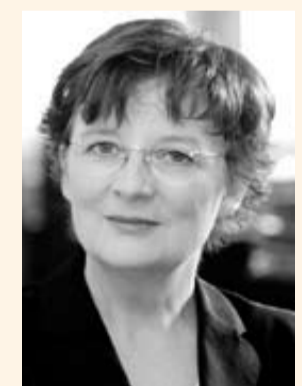
Prof. Jobst Plog
Intendant des NDR (bis Januar 2008)

„STEP 21 [Weiße Flecken] wird noch internationaler: Neben deutschen und polnischen Jugendlichen arbeiten nun auch junge Leute aus Tschechien an der Neuaufgabe mit. Alle Beteiligten können wirklich stolz auf den Erfolg dieses Projekts sein: Es bietet eine hervorragende Möglichkeit, sich den Wert von Demokratie und Pressefreiheit bewusst zu machen, erste journalistische Erfahrungen zu sammeln und sich als starkes Team zu fühlen.“



Steffen Möller
Schauspieler und Kabarettist

„Angesichts der gegenwärtigen politischen Schwierigkeiten ist die grenzüberschreitende Jugendarbeit und Jugendbegegnung das Allerwichtigste für die deutsch-polnisch-tschechischen Beziehungen. Die zwischenmenschlichen Ebenen müssen gestärkt und ausgebaut werden, auch und gerade beim unterschiedlichen Blick auf die gemeinsame Geschichte. Und genau das macht die zweite Ausgabe von STEP 21 [Weiße Flecken]!“



Dagmar Reim
Intendantin des rbb

„Mutig sein, auch wenn es schwer fällt. Kritisch fragen, was passiert ist. Nicht zögern, Unrecht Unrecht zu nennen. Unbequem sein. Das lernen Jugendliche im Projekt

STEP 21 [Weiße Flecken]. Junge Menschen aus Polen, Tschechien und Deutschland fragen und suchen, bohren nach und decken auf – gemeinsam. Damit auch in die dunklen Ecken der Geschichte Licht fällt. Nicht alle schätzen, was da über den Nationalsozialismus noch ans Licht kommt. Das zeigt, wie wichtig und notwendig das Projekt ist. Es verbindet Länder und Generationen und stärkt Jugendliche für ihr Leben in einem vereinten Europa.“

Früh anfangen mit gutem Journalismus

von Markus Baumanns,
geschäftsführendes Vorstandsmitglied der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, Hamburg



Dr. Markus Baumanns

Der Verleger Gerd Bucerius hat sich zeitlebens für einen unbequemen, aufklärenden Journalismus stark gemacht. Der von ihm gegründeten ZEIT-Stiftung ist es von daher wichtig, guten Journalismus zu stärken.

Mit gutem Journalismus kann man nicht früh genug anfangen. STEP 21 [Weiße Flecken] erprobt aufgeklärte Berichterstattung. Die Hartnäckigkeit der beteiligten Schülerinnen und Schüler fördert unbekanntes Tatsachen ans Licht, ihre Empathie bringt Zeitzeugen zum Sprechen, ihr Spürsinn führt zu lesenswerten Artikeln, Reportagen und Berichten.

Die Möglichkeit einer Verbindung der Förderung von Nachwuchsjournalismus mit der so wichtigen Aufarbeitung deutscher und europäischer Geschichte, wie STEP 21 [Weiße Flecken] sie betreibt, hat die Stiftung besonders angesprochen. Das Konzept der „weißen Flecken“ besticht, weil Schülerinnen und Schüler aus Deutschland und aus von den Grausamkeiten des nationalsozialistischen Deutschland betroffenen Ländern gemeinsam zeitgenössische Darstellungen lokaler Ereignisse sichten, Fakten und Darstellungen abwägen und neu bewerten. STEP 21 [Weiße Flecken] kombiniert Erinnerungsarbeit, lokale journalistische Recherche und journalistische Aufbereitung. Hinzu kommt der Blick über den Tellerrand, der Austausch junger Menschen aus Polen, Tschechien und Deutschland. Denn nur wer in die eigene Vergangenheit eintaucht und verschiedene Sichtweisen erfasst, begreift sich selbst und auch die Geschichte benachbarter Nationen besser. ■

www.zeit-stiftung.de



+++ STEP 21 [Weiße Flecken]-Patent +++



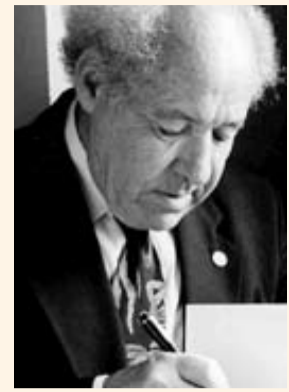
Dr. Rudolf Jindrak
Botschafter der Tschechischen Republik in Deutschland

„Die NS-Zeit, die in der Tschechischen Republik vor allem mit dem ‚Münchener Abkommen‘ und dem sogenannten ‚Reichsprotektorat Böhmen und Mähren‘ verbunden ist, und die folgenden unmittelbaren Nachkriegereignisse haben die deutsch-tschechischen Beziehungen in einem nicht gerade geringen Maße beeinflusst. Ihre gegenwärtig immer schneller fortschreitende Intensivierung zeugt auch davon, dass ohne gegenseitige Kenntnis und Verständnis der Geschichte unsere Zukunft kaum vorstellbar ist. Das Einbeziehen junger Leute in die Bewältigung der Vergangenheit, das gleichzeitig mit ihrer journalistischen Tätigkeit verbunden ist, stellt dabei einen wichtigen Beitrag dar. Deswegen unterstütze ich das Projekt STEP 21 [Weiße Flecken].“



Dr. Marek Prawda
Botschafter der Republik Polen in Deutschland

„Ich finde es großartig, dass sich Jugendliche aus Deutschland, Tschechien und Polen bei STEP 21 [Weiße Flecken] dafür engagieren, Vergangenes vor Vergessenheit zu bewahren. Die Ergebnisse ihrer Suche nach der Wahrheit, in der [Weiße Flecken]-Zeitung veröffentlicht, erweitern unser Wissen. Denn Unwissen kann gefährlich werden. Mit Freude stehe ich Pate bei diesem Projekt.“



Salomon Sally Perel
Autor

„Das Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] gibt der jungen Generation die Gelegenheit, durch Enthüllung bisher unbekannter Zeitzeugenschicksale oder Dokumente das historische Bewusstsein zu schärfen und auch journalistische Fähigkeiten zu entfalten.“

Bei der zweiten Zeitungs Ausgabe beteiligen sich auch Jugendliche aus Tschechien, was sehr zu begrüßen ist. Die jungen Generationen der Täter und der Opfer kommen zusammen, um gemeinsam die Lehren aus dieser Vergangenheit zur Diskussion zu stellen.“

Die deutsche Presse.

Wir bezwingen die Zeit, wir beherrschen den Raum,
Wir umspinnen die Welt und wissen schon – kaum
Dass die Dinge geschehen, –
Wie alles in Wirklichkeit ausgeht.

Wir helfen dem Volk, wir wollen den Frieden,
Wir mitteln und schlichten, wo im Saße siedet
Die Döcker. – Wo Männer an grünen Tischen
Unheil planen – wir funken dazwischen.

Weil die Wahrheit mit uns und das Wort und der Glaube,
Ist niemand so stark, daß die Kraft er uns raube.
Die Nacht, uns vom Schicksal beschieden –
Wir setzen sie ein – für Freiheit und Frieden!

Was scheren uns Banken und Börsen der Erde!
Wir wollen, daß Ehre dem Volk wieder werde.
Weh Euch! – Wollt Ihr uns hören?
Ihr sollt uns're mahnende Stimme hören.

Seht sind wir nicht mehr ein elender Haufen
Von jedem Schieber und Juden zu kaufen, –
Geschlossen dem Volk und dem Führer die Hand!
Uns geht es um nicht als – das Vaterland!

Richard-Reinhard Schulz.

Gedicht über die deutsche Presse. Aus den Lüneburgischen Anzeigen vom 1.1.1935.
Quelle: Archiv der Landeszeitung für die Lüneburger Heide

Unterstützen auch Sie unsere Arbeit!



Stiftung step21 Jugend fordert!

SEB Bank

BLZ 480 101 11

Konto 1 372 924 100



Prof. Dr. Wolfgang Benz
Historiker, Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung in Berlin

„STEP 21 [Weiße Flecken] ist ein gelungener Beitrag zum Umgang mit der NS-Vergangenheit. Das Projekt weist den Weg aus der bloßen Betroffenheit hin zu einer aktiven, engagierten Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte, wobei sich der Blick gleichermaßen in die Vergangenheit wie auch in die Zukunft richtet. Über Länder- und Generationengrenzen hinweg inspiriert step21 nun schon zum zweiten Mal Jugendliche zu einer bewussten und kritischen Aneignung von Geschichte. Dafür wünsche ich viel Erfolg!“



Peter-Matthias Gaede
Chefredakteur GEO

„Erinnerungs- und Medienarbeit miteinander zu verknüpfen, und dies über eine immer noch und wieder heikle Grenze hinweg: eine intelligente Idee von step21! Und wie sie verwirklicht wurde, finde ich rundum beeindruckend. Eine wichtige Initiative gegen den gesellschaftlichen Gedächtnisverlust, gegen neue Ost-West-Ressentiments – und nicht zuletzt für einen Journalismus jenseits der roten Teppiche.“



Prof. Dr. Frank Golczewski
Historiker, Universität Hamburg

„Ich halte es für überaus wichtig, bei politisch handelnden Menschen das Wissen um problematische Teile der Vergangenheit zu fördern. Die Kenntnis von Verfehlungen und Verführungen mag dagegen sensibilisieren, dass politisch interessierte Menschen unter Hinweis auf angeblich unumstößliche Axiome eine politische Gefolgschaft einfordern. Erst aus der selbst erschlossenen Kenntnis kann sich ein mündiges Verhalten in einer Zivilgesellschaft entwickeln.“



Kettcar
Hamburger Gitarrenpop-Band

„Je mehr Menschen über Grenzen hinweg mit anderen zusammenarbeiten, je mehr sich mit der NS-Zeit auseinandersetzen und in der Lage sind, die Entwicklung der Pressefreiheit kritisch zu verfolgen, desto weniger Chancen haben rechtsextreme Organisationen und ihre Gesinnungen. STEP 21 [Weiße Flecken] ist eine wichtige und gut zu lesende Zeitung. Wir freuen uns schon auf die nächste Ausgabe!“

HAUPTFÖRDERER:



STIFTUNG
ERINNERUNG, VERANTWORTUNG
UND ZUKUNFT



Henri-Nannen-Schule

Karta

KOOPERATIONSPARTNER:

Sehen und Handeln

von Milena Nestor



Milena Nestor (21) war Redakteurin der ersten Ausgabe von STEP 21 [Weiße Flecken]. Gemeinsam mit ihrem Team schrieb sie über die „Arisierung“ in Pforzheim.

Im Epilog seines Stückes *Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui*, das die Machtergreifung Adolf Hitlers parabolisiert, schreibt Bertolt Brecht:

Ihr aber lernet, wie man sieht statt stiert.
Und handelt statt zu reden noch und noch.
So was hätt einmal fast die Welt regiert!
Die Völker wurden seiner Herr, jedoch
Daß keiner uns zu früh da triumphiert –
Der Schoß ist fruchtbar noch,
aus dem das kroch!

Als ich diese abschließenden Worte zum ersten Mal las, haben sie mich tief getroffen. Seither begleiten sie mich. Brechts Worte enthalten eine Warnung, die ihre Berechtigung schmerzlicher Weise stets aufs Neue findet: beispielsweise in den fremdenfeindlichen Übergriffen, die als „Hetzjagd von Mägeln“ durch die Presse gingen. Sie geben uns „Nachgeborenen“, wie Brecht es in einem seiner Gedichte ausdrückt,

aber auch eine Aufgabe. Wir sollen lernen zu sehen. Als ich vor gut zwei Jahren an der ersten Ausgabe von STEP 21 [Weiße Flecken] mitgearbeitet habe, konnte ich selbst erleben, wie sich die Augen junger Menschen für Geschehnisse öffneten, vor denen sie einst die nationalsozialistischen Medien verschlossen.

Von der Pforzheimer Schule, die unser damaliges [Weiße Flecken]-Team besuchte, sind Orte wie Auschwitz, Theresienstadt oder Buchenwald weit entfernt. Kaum ein Schüler ist je dort gewesen. Beim Lesen der Geschichtsbücher erscheinen diese Orte als ferne Schauplätze eines abstrakten Geschehens. STEP 21 [Weiße Flecken] ist ein wunderbares Projekt, weil es schafft, die zweifache Distanz zu überbrücken,

die uns von den schrecklichen Dingen, die dort stattfanden, trennt. Die Geschichte, die sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Hinsicht weit entfernt von uns scheint, rückt plötzlich ganz nahe.

Der „arisierte Kleiderbügel“, der im wahrsten Sinne des Wortes zum Aufhänger unserer Team-Seite wurde, hing viele Jahrzehnte in einem Geschäft nur wenige hundert Meter neben unserer Schule. Er erinnert daran, dass zur Zeit des Nationalsozialismus auch an einem uns so nahen Ort jüdische Mitbürger ihres Besitzes und all ihrer Rechte beraubt wurden.

Die zeitliche Distanz ist in einem weniger wörtlichen Sinne zu überbrücken. Das Vergangene kann zunächst nur Mahnung sein – da es vergangen ist. „Der Schoß“, sagt Brecht, „ist fruchtbar noch.“ Antisemitismus und Fremdenhass sind Gegenwart. Und wie oft bleiben hier auch heute noch „weiße Flecken“, die man Dunkelziffer nennt!?

Hier greift der zweite Teil der Aufgabe, die Brecht uns stellt: das Handeln. step21 hat unzählige Menschen in vielen Projekten unterstützt zu handeln und mit STEP 21 [Weiße Flecken] ein Geschichtsverständnis geprägt, das Vergangenheit und Gegenwart verbindet.

Um zu handeln, ist Wissen über die Geschichte ebenso wichtig wie die Schulung kritischen Denkens. Das Projekt STEP 21 [Weiße Flecken] eröffnet die Möglichkeit, selbst auf Spurensuche zu gehen und zu erkennen, dass nicht alles, was in den Medien berichtet wird, der Realität entsprechen muss. Gerade Informationen, die nur teilweise weitergegeben werden, können ein völlig verzerrtes Bild der Tatsachen schaffen.

Gleichzeitig erkennt man, nun selbst Redakteurin, dass in den vorgegebenen Größenrahmen eines Artikels nicht jedes Detail passt. Man steht vor der schweren Aufgabe, Informationen auf das vermeintlich Wichtigste zu reduzieren. Aber was ist wichtig? Das kann für verschiedene Interessengruppen sehr unterschiedlich sein, und das hat sich auch in den heutigen Medien nicht geändert.

Handeln bedeutet also nicht allein, Menschen beizustehen, die auf Grund ihrer Herkunft oder Religion angefeindet werden. Es bedeutet darüber hinaus, wachsam und kritisch zu sein. Es bedeutet, Informationen auch im alltäglichen Gespräch behutsam weiterzugeben und Vorurteile zu entschärfen, indem man sich ein eigenes Bild von Mitmenschen und Sachverhalten macht – wo immer es möglich ist.

Unter all diesen Gesichtspunkten freue ich mich sehr über die zweite Ausgabe von STEP 21 [Weiße Flecken] und wünsche Schreibern und Lesern, dass sie gelernt haben – und nie verlernen werden – zu sehen und zu handeln.




Milena (zweite von rechts) mit ihrem Team aus Pforzheim bei der Abschlussveranstaltung von STEP 21 [Weiße Flecken] im Januar 2006 in Berlin.

Das STEP 21 [Weiße Flecken]-Team. Von oben: Kirsten Pörschke, Lena Knäpple, Heide Pielsticker und Agata Frank, Oliver Barfknecht. Fotos: Bente Stachowske

Anzeige

Zw ngs rbeit, Unt rgr ndpr sse,
K nz ntr tionsl g r,
W d rst nd, Büch rv rbr nn ng

STEP 21 [Weiße Flecken] ist ein Projekt von step21.
Mehr dazu unter www.step21.de



step21
INITIATIVE
FÜR TOLERANZ UND
VERANTWORTUNG

Auf Initiative von step21 recherchieren 16 Jugendredaktionen aus Deutschland, Polen und Tschechien die historische Wahrheit hinter den Falschmeldungen ihrer Lokalzeitungen aus der Zeit des Nationalsozialismus bzw. der deutschen Besatzung. Die deutschen Verbrechen der Jahre 1933 bis 1945 wurden in der gelenkten Presse verschwiegen und manipuliert: Von Warschau bis Pforzheim, zwischen Prag und Glückstadt war die Presselandschaft voller „weißer Flecken“ und hetzerischer Propaganda. In der zweiten Ausgabe der STEP 21 [Weiße Flecken]-Zeitung füllen die Jugendlichen journalistische Lücken aus der NS-Zeit mit Erinnerungen der letzten lebenden Zeitzeugen. Im Januar 2008 stellen die 70 jungen Redakteure ihre Zeitung vor. Erste Leserin ist Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel. Diese einmalige Zeitung wird in hoher Auflage und begleitet von einem Unterrichtsbaustein Schulen und Jugendeinrichtungen zur Verfügung gestellt. Auch heute sind Pressefreiheit und verantwortlicher Journalismus nicht selbstverständlich und müssen als wichtige Errungenschaften der Demokratie ständig neu belebt werden.

+++ Die STEP 21 [Weiße Flecken]-Zeitung zum Download unter www.step21.de +++

Auf ein Wort

Sie können das Wort Zivilcourage nicht mehr hören?
Dann lesen Sie!

von Markus Deggerich



Markus Deggerich ist Journalist beim Spiegel. Er war Coach bei der ersten Ausgabe von STEP 21 [Weiße Flecken].

Mein Freund Holger hat letztes Jahr seinen Sohn verloren. Caspar und sein bester Kumpel Jens waren am 29. Mai auf dem Weg zu einem „Konzert gegen Rechts“, als sie verunglückten. Holger war immer stolz auf seinen Sohn. Weil es Caspar nicht egal war, in welcher Welt er lebt. Weil Caspar sich wehrte, sich einmischte – couragiert, aber zivil. Das war ihm wichtig. Das Friedfertige in der Zivilcourage. In einer Jugendzeitung schrieb Caspar mal, „dass Frieden nur dann möglich ist, wenn sich alle Menschen gegenseitig achten und respektieren“. Caspar war ein Mann des Wortes, des gesprochenen und geschriebenen Wortes, das zur Tat wird.

An der Zeitung STEP 21 [Weiße Flecken] hätte Caspar gerne mitgeschrieben, mitrecherchiert. Weil es eine Zeitung ist, wie wir sie am Kiosk nicht finden. Sie verbindet die besten journalistischen Tugenden: Geschichten erzählen, die noch nicht erzählt wurden. Sich mit einfachen Wahrheiten nicht zufrieden geben. Sich gegen das Schweigen und Verschweigen stemmen. Zu den Menschen gehen. Kein Gesinnungsjournalismus mit schneller Meinung, sondern profunde Recherche in Archiven, bei Zeitzeugen, vor

Ort. Lehrend, nicht belehrend. Kleine Geschichten, die den Blick öffnen für das Große. Das Unfassbare fassbar machen. Sich die Welt nicht zurechtenden, sondern „schreiben, was ist“ (Rudolf Augstein).

STEP 21 [Weiße Flecken] zeigt damit auch, was passiert, wenn Journalismus versagt: in der Vergangenheit genauso wie in der Gegenwart. Für die weißen Flecken waren junge Reporter aus drei Ländern unterwegs, die an die Kraft des Wortes glauben, an Wörter wie Zivilcourage.

„Zivilcourage“ gehört zu den Begriffen, die wir vermeintlichen Profis aus den etablierten Medien für entwertet halten. In über 2.700 Presseartikeln

des Jahres 2007 findet unser elektronisches Archiv beim Spiegel den Begriff „Zivilcourage“: Raunende Leitartikel, blumige Sonntagsreden und knackige Forderungskataloge. Und da ist Maybrit-Maischberger-Will, hart aber fair, noch nicht mal mitgezählt. Gut gemeint, ja. Aber nicht immer gut gemacht. Wir rauben einem Wort seine Bedeutung, wenn wir es benutzen, ohne es mit Leben zu füllen.

STEP 21 [Weiße Flecken] leistet genau das Gegenteil. Und ist damit etwas Besonderes, etwas Wertvolles, ein Solitär im Presseeinerlei – mit Langzeitwirkung. Denn wie sehr es uns gelingt, die Begriffe Zivilgesellschaft und Zivilcourage wieder zu leben, sagt viel über die Stabilität einer Gesellschaft und einer Demokratie aus (sollte einem Staat also viel, auch viel Geld, wert sein).

Zivilcourage kann gefährlich sein: Für ihren Einsatz gegen vier Neonazis, die ein kleines Mädchen drangsalierten, hat eine Jugendliche im sächsischen Mittweida bitter bezahlt: Die Rechtsextremisten schnitten der 17-

Jährigen ein Hakenkreuz in die Haut an der Hüfte.

Zivilcourage kann einfach sein: In Brandenburg sammelten zwei Schüler auf dem Schulhof sämtliche Propaganda-CDs der NPD ein, die dort verteilt wurden, und schmissen sie demonstrativ in den Mülleimer.

Zivilcourage kann witzig sein: Ein Hotelier lehnte eine Zimmerbuchung von NPD-Funktionären ab und schrieb ihnen, sollten sie dennoch kommen, werde er alle durch sie gewonnenen Umsätze der jüdischen Gemeinde spenden.

Zivilcourage kann laut sein: In Berlin sang ein ganzer U-Bahn-Waggon zwei Neonazis nieder, die einen Farbigen anpöbelten.

Und Zivilcourage darf auch ein Wort sein: Denn STEP 21 [Weiße Flecken] ist eine Zeitung, die das Wort hält: Sie hört zu. Sie schaut hin. Sie ist ein beeindruckender journalistischer Akt der Zivilcourage. Für so was gibt es noch ein anderes schönes und schlichtes Wort: Danke.



Gruppenfoto auf der Redaktionskonferenz STEP 21 [Weiße Flecken] vom 5. bis 8. Oktober 2007 in Hamburg. Foto: Bente Stachowska

Kristallnacht

von BAP

Es kommt vor, dass ich meine, dass etwas klirrt, dass sich irgendetwas in mich verirrt. Ein Geräusch, nicht einmal laut, manchmal klirrt es vertraut, selten so, dass man es direkt durchschaut. Man wird wach, reibt die Augen und sieht in einem Bild zwischen Brueghel und Bosch keinen Menschen, der um Sirenen etwas gibt, weil Entwarnung nur halb so viel kostet. Es riecht nach Kristallnacht.

In der Ruhe vor dem Sturm – was ist das? Ganz klammheimlich verlässt wer die Stadt. Honoratioren inkognito hasten vorbei. Offiziell sind die nicht gerne dabei, wenn die Volksseele, allzeit bereit, Richtung Siedepunkt wütet und schreit: „Heil – Halali“ und grenzenlos geil nach Vergeltung brüllt Zitternd vor Neid in der Kristallnacht.

Doch die alles, was anders ist, stört, die mit dem Strom schwimmen, wie es sich gehört, für die Schwule Verbrecher sind, Ausländer Aussatz sind, brauchen wer der sie verführt. Und dann rettet keine Kavallerie, kein Zorro kümmert sich darum. Der pisst höchstens ein „Z“ in den Schnee Und fällt lallend vor Lässigkeit um: „Na und? – Kristallnacht!“

In der Kirche mit der Franz-Kafka-Uhr, ohne Zeiger, mit Strichen drauf nur, liest ein Blinder einem Tauben Struwelpeter vor hinter dreifach verriegelter Türe. Und der Wächter mit dem Schlüsselbund hält sich im Ernst für so etwas wie ein Genie, weil er Auswege pulverisiert und verkauft gegen Klaustrophobie in der Kristallnacht.

Währenddessen, am Marktplatz vielleicht, unmaskiert, heute mit einem wahren Gesicht, sammelt Steine, schleift das Messer, auf die, die schon verpetzt, probt der Lynch-Mob für das jüngste Gericht. Und zum Laden nur flüchtig vertaut – die Galeeren stehen längst unter Dampf – wird im Hafen auf Sklaven gewartet, auf den Schrott aus dem ungleichen Kampf aus der Kristallnacht.

Da, wo Darwin für alles herhält, ob man Menschen vertreibt oder quält, da wo hinter Macht Geld ist, wo Starksein die Welt ist, von Kuschen und Strammstehen entstellt. Wo man Hymnen auf dem Kamm sogar bläst In barbarischer Gier nach Profit, „Hosianna“ und „Kreuzigt ihn!“ ruft, wenn man irgendeinen Vorteil darin sieht, ist täglich Kristallnacht.

Text: Wolfgang Niedecken
Musik: Manfred Boecker, Wolly Boecker, Alexander Büchel, Klaus Heuser, Steve Borg, Hans Wollrath
© 1982 by Musikverlage Hans Gerig KG, Bergisch Gladbach



Wolfgang Niedecken ist Pate von STEP 21 [Weiße Flecken]. Er gründete 1976 die Kölner Rockband BAP. Der Sänger, Musiker und bildender Künstler engagiert sich vielfach politisch und sozial. Für seine führende Rolle bei der Anti-Rassismus-Kampagne „Arsch huh, Zäng ussenander“ erhielt er 1998 das Bundesverdienstkreuz.

Impressum

STEP 21 [Weiße Flecken]
Unsere Zeitung füllt journalistische
Lücken aus der NS-Zeit

Herausgeber
step21 – Jugend fordert! gGmbH
V.i.S.d.P.
Sonja Lahnstein
Projektleitung
Kirsten Pörschke
Textredaktion
70 Jungredakteure aus Deutschland,
Polen und Tschechien
Redaktion Rahmentexte
Lena Knäpple, Kirsten Pörschke
Endredaktion
Agata Frank, Zdenka Hajkova,
Lena Knäpple, Heide Pielsticker,
Kirsten Pörschke,
Bildredaktion
Oliver Barfknecht
Übersetzungen
Jana Lüth, Paulina Schulz
Gestaltung & Herstellung
Kathleen Bernsdorf, Beate Mössner
Lithographie
Alexander Langenhagen,
Edelweiß Publish
Druck
v. Stern'sche Druckerei, Lüneburg
Kontakt zur Redaktion
Tel. 040.37 85 96-12
Fax 040.37 85 96-13
Mail: weisseflecken@step21.de
Postanschrift
step21
Jugend fordert! gGmbH
Projekt STEP 21 [Weiße Flecken]
Steinhöft 7 – Haus am Fleet
20459 Hamburg

Auflage: 30.000

Wir sagen DANKE

Zeitzeugen

Ein besonderer Dank gilt den Zeitzeugen. Sie haben den Redakteuren von STEP 21 [Weiße Flecken] mit informativen und bewegenden, mit eindrucksvollen und sehr privaten Erinnerungen einen lebendigen Einblick in die Vergangenheit gewährt. Ohne ihre Mitarbeit wäre diese Zeitung nicht möglich gewesen:

Leszek Bialy, Hertha Bolten, Eva Dietrich, Ursel Ertel-Hochmuth, Henryk Godzień, Eleonore Hesse, Eduard Kienle, Tadeusz Kieres, Otto Krejčí, Catello Marciano, Erna Mayer, Roman Olejnik, Danuta Orłowska, Irena Osmał, Dr. Armin Peter, Ursel Peter, Hannelore und Walter Rose, Miloslav Šebesta, MUDr. Natálie Šonská, Danuta Stachowska-Kuprowska, Leszek Stachowski, Wendelgard von Staden, Uwe Storzjohann, JUDr. Agustyna Šulcová, Erich Thomas, Karl-Heinz Weiß, Sophie und Fritz Wörner, Helena Zagańczyk, Eberhard Zamory, Božena Zúbková

Tutoren der Teams

Elke Baum, Bogusław Bobusia, Cläre Bordes, Gabriele Busche, Dr. Katja Fischer, Susanne Gölfert, Ing. Helena Hyllová, Jasper Kock, Susanne Kramer-Družyczka, Christine Liebscher, Małgorzata Muter, Magdalena Pietrewicz, Martina von Rantzau, Mgr. Radek Rybář, mgr Karol Szotek, Antoni Trojanowski, Mgr. Ljuba Urbanová, Andy Wackert, Michael Weckbecker, Anne-Katrin Wehrmann, Leszek Włodek

Weitere Unterstützer

Nikolaus Back, Joachim Berndt, Kathleen Bernsdorf, Johanna Birk, Jacek Błoński, Enkelin von Max Bräuer, Dr. Wolfgang Brunner, Anna Cieplińska, Kay Dohnke, Henryk Domański, Leszek Egner, Regina Gluchowska, Ewa Godzień, Harm Greven, Dr. Norbert Haase, Andreas Herbst, Andreas Jörß, Uwe Jürgensen, Marko Knudsen, mgr Anna Kyzioł, Alexander Langenhagen, Renate Lehnert, Jana Lüth, Elżbieta Malczyńska, Jens Michelsen †, Frank Misiak, Beate Mössner, Marek Nocula, Bernd Nogli, Jana Osterkamp, PhD. Jan Podešva, Sebastian Pychyński, Sielke Salomon, Dr. Manfred Scheck, Sebastian Schulin, Paulina Schulz, Nina Schwarz, Waltraut Seegers, Jolanta Sieradz-Starodąb, Daniela Stammer, Werner Treß, Jarmila Václavíková, MUDr. Milada Vránová, Andreas Wolfers, Ryszard Zysek

Archive, Bibliotheken und weitere Institutionen

Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein e.V., Archiv der Stadt Krempe, Archiv města Uherské Hradiště, Archiv města Ostravy, Archiv města Ústí nad Labem, Archiwum Państwowe w Krakowie, Archiwum Państwowe w Przemyślu, Biblioteka Jagiellońska w Krakowie, Biblioteka Śląska w Katowicach, Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu, Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz (bpk), Česko-německý fond bu-

doucnosti, Collegium Carolinum – Forschungsstelle für die böhmischen Länder, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Galerie Morgenland e.V., Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin, Gedenkstätte Plötzensee, Gymnázium Praha 9, Instytut Kresów Wschodnich im. Św. Brunona Bonifacego, Jugendgruppe HiSTORIES der KZ Gedenkstätte Vaihingen/Enz e.V., Kancelář pro oběti nacizmu, Klub Miłośników Wrocławia, Kreisarchiv des Kreises Steinburg in Itzehoe, KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Miejska Biblioteka we Wrocławiu, Militärgeschichtliches Forschungsamt Potsdam, Muzeum města Ústí nad Labem, Muzeum Miejskie Wrocławia, Muzeum Narodowe Ziemi Przemyskiej, Národní archiv ČR, Przemyska Biblioteka Publiczna im. Ignacego Krasickiego, Regionalní muzeum v Teplicích, Rom und Cinti Union e.V. Hamburg, Sächsische Landesbibliothek, Schularchiv des Ernst-Abbe-Gymnasiums, SPD-Unterbezirk Dresden-Elbe-Röder, Stadtarchiv Bremerhaven, Stadtarchiv Dresden, Stadtarchiv Eisenach, Stadtarchiv Filderstadt, Stadtarchiv Vaihingen/Enz, ullsteinbild, Verein Bismarckturm Dresden e.V., Volksfürsorge Holding AG u. v. a.

... und allen anderen, die hier nicht namentlich erwähnt sind, aber am Entstehen der Zeitung beteiligt waren!

Erinnerungen verbinden

Versuch einer Bilanz von STEP 21 [Weiße Flecken]

von Olaf Mischer



Olaf Mischer ist Redakteur Verifikation bei *GEOPoche* und Coach bei STEP 21 [Weiße Flecken].

Wer mir zum ersten Mal vom Holocaust erzählt hat, weiß ich nicht mehr. Meine Geschichtslehrer waren es jedenfalls nicht. In ihrem Unterricht kam das „Dritte Reich“ nicht vor – keine Seltenheit in den 70er Jahren. Es waren auch nicht meine Großeltern, welche die NS-Zeit als junge Erwachsene miterlebt hatte. Als meine Oma mir von einer jüdischen Familie aus ihrer Heimatstadt berichtete, die Ende der 30er Jahre von der Polizei „abgeholt“ worden war, wusste ich schon einiges über die Verbrechen Adolf Hitlers und seiner Helfershelfer. Damals war ich vielleicht 14 Jahre alt. Und wahrscheinlich hatte ich sie gefragt, was sie über die Verfolgung der Juden wisse. Denn ohne Anlass sprach kaum ein Erwachsener vom Holocaust.

Wir Jugendlichen aber wollten möglichst viel erfahren über die lange verdrängte Vergangenheit, die Studenten um 1968 wieder ins öffentliche Bewusstsein geholt hatten. Sie rebellierten in dieser Zeit gegen die Generation ihrer Eltern – meiner Großel-

tern –, aus der noch allzu viele ehemalige Mitglieder von Hitlers NSDAP an den Universitäten lehrten oder in hohen Ämtern Einfluss auf die deutsche Politik nahmen.

Mit 15 oder 16 Jahren begannen wir im Freundeskreis über die NS-Zeit zu diskutieren – nach Fernseh- oder Radiosendungen über die Jahre 1933 bis 1945 etwa. Wir sprachen auch über das, was uns unsere Großeltern in dürren Worten von der NS-Zeit berichtet hatten. Empörten uns über Erwachsene, die schwiegen. Mehr noch über diejenigen, die meinten, es sei „doch nicht alles schlecht gewesen“.

Um diese Zeit lernte ich auch einen ehemaligen KZ-Gefangenen kennen. Es war der Großonkel eines Freundes – in den 30er Jahren Bergmann und kommunaler Funktionär der KPD. Kurz nachdem die NSDAP 1933 die Macht ergriffen hatte, war er verhaftet und in einem provisorischen Lager interniert worden. Einige Jahre später in Paris – dort war ich mit dem Leistungskurs Geschichte auf den Spuren der Französischen Revolution – redete in der Nähe des jüdischen Viertels plötzlich eine ältere Frau auf uns ein. Wir verstanden nur so viel: Als junges Mädchen war sie in ein KZ verschleppt und zu medizinischen Versuchen missbraucht worden. Wie betäubt waren wir von ihrer Wut, die wir wieder erweckt hatten – weil wir Deutsche waren. Ehe wir eine Frage stellen konnten, hatte sie sich schon wieder abgewandt.

Durch solche Begegnungen oder persönliche Berichte darüber, durch die Erzählungen und das Schweigen nahestehender Menschen, selbst durch Altnazis, die damals vor Wahlen

in Fußgängerzonen für die NPD waren, reichte die NS-Zeit für mich wie für viele andere Jugendliche der 70er und 80er Jahren bis in die Gegenwart. Ohne Geschichtsunterricht.

Heute, mehr als 60 Jahre nach dem Zusammenbruch des Hitler-Regimes, leben nur noch wenige Zeugen dieser Zeit. Das „Dritte Reich“ ist indes längst zum verpflichtenden Bestandteil des Geschichtsunterrichts geworden. Gleichwohl – so jedenfalls das Ergebnis einer ZDF-Umfrage – weiß heute etwa die Hälfte der jungen Erwachsenen nicht, was unter Holocaust zu verstehen ist. Sie haben Gelerntes wieder vergessen. Vielleicht weil ihnen die NS-Zeit in der Schule als eine abgeschlossene Epoche neben anderen vermittelt wurde. Ohne Bezug zu ihrem Leben.

Die jungen Redakteure von STEP 21 [Weiße Flecken] haben sich einen solchen Bezug selbst geschaffen, indem sie gefragt haben: „Was ist in unseren Heimatstädten in den Jahren 1933 bis

1945 geschehen?“ Und diese persönliche Annäherung ist für sie Motivation gewesen, während eines halben Jahres große Teile ihrer Freizeit mit Recherchen in Archiven, Lektüre von Fachliteratur, Formulierung von Fragen und der Suche nach Zeitzeugen zu verbringen. Sie haben Interviews geführt, Reportagen und Kommentare geschrieben. Bewahren so Erinnerungen von Zeitzeugen vor dem Vergessen. Und informieren Jugendliche wie Erwachsene auch über weithin unbekanntes Verbrechen. Den Völkermord an den Roma und Sinti etwa – von dem selbst diejenigen meiner Freunde und Kollegen, die sich durchaus mit der Geschichte des Nationalsozialismus beschäftigt haben, kaum etwas wissen.

Durch ihre journalistische Arbeit verbinden die Redakteure von STEP 21 [Weiße Flecken] die Vergangenheit mit der Gegenwart und tragen so dazu bei, dass Verbrechen wie der Holocaust nicht mehr möglich sind. ■



Jungredakteure und Stepper beim Frühstück mit Journalisten, Oktober 2007 in Hamburg. Von links: Josefine Goldmann, Sonja Lahnstein (Initiatorin und Geschäftsführerin von step21), Sarah Goldammer, Kirsten Pörschke (Projektleitung STEP 21 [Weiße Flecken]), Lukáš Boček, Lena Knäpple (Projektreferentin STEP 21 [Weiße Flecken]), Christina Egerter und Bartłomiej Wiczorek. Foto: Sybill Schneider

Über step21

Die gemeinnützige Initiative step21 unterstützt seit 1998 Jugendliche in ihrem Engagement für eine lebendige Demokratie, für Toleranz und Verantwortung. step21 hilft jungen Menschen, ihre Berufs- und Lebensplanung aktiv und couragiert selbst in die Hand zu nehmen, um engagierte, mündige Mitglieder der Gesellschaft zu werden. Das übergeordnete Motto lautet „Empowerment“. Die Angebote von step21 orientieren sich an der Lebenswirklichkeit von Jugendlichen, sind handlungsorientiert und weisen einen projekt- und medienorientierten Charakter auf. Das Programm ist auf nachhaltige Wirkung angelegt.



INITIATIVE
FÜR TOLERANZ UND
VERANTWORTUNG

step21 initiiert daher innovative Bildungsangebote und öffentlichkeitswirksame Projekte mit Jugendlichen. Kernelemente des Angebots sind die innovativen Medienboxen und multimediale Bustouren für Schulen und Jugendeinrichtungen sowie ein Jugend-Netzwerk mit bundesweiten und regionalen Projekten, Aktionen und Begegnungen. In zehn Jahren hat step21 mit gut 7.000 Schulen und Jugendeinrichtungen gearbeitet und mehr als 450.000 Jugendliche eingebunden. Das Programm von step21 wird durch Stiftungen, ehrenamtliche Helfer und Mäzene sowie durch großzügige Förderung von BILD hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“ unterstützt. Fachexperten und prominente Persönlichkeiten engagieren sich ehrenamtlich. Bundespräsident Horst Köhler ist Schirmherr. Weitere Informationen finden Sie unter www.step21.de. ■

JETZT BESTELLEN!

- Die Zeitung STEP 21 [Weiße Flecken] gibt's auch im Klassensatz
- Neu und exklusiv dazu: das Begleitheft für Pädagogen



Die neue Ausgabe der Zeitung STEP 21 [Weiße Flecken] kann ab sofort gegen Erstattung der Portokosten bei step21 bestellt werden. Die Extrablätter in polnischer bzw. tschechischer Sprache gibt es auf Wunsch dazu.

Schon die erste Zeitung STEP 21 [Weiße Flecken] hat sich im Unterricht hervorragend bewährt und vielerorts zu ähnlichen Projekten motiviert. Um dies noch zu fördern, hat step21 zum Erscheinen der zweiten Ausgabe ein Begleitheft für Pädagogen entwickelt, das Anregungen für die Arbeit mit der Zeitung in Schulklassen und Seminargruppen gibt. Die Vorschläge verknüpfen unterschiedliche Lernmethoden mit den vielfältigen Themen des Projekts. Jeweils als geschlossene Unterrichtseinheit konzipiert, bieten sie auch untereinander Anknüpfungspunkte sowie Tipps zur Erweiterung. Die Handreichung ist ab sofort bei step21 gegen eine Schutzgebühr von 5 Euro erhältlich.

So geht's:

1. Email, Fax oder Brief mit Adresse und gewünschter Stückzahl schreiben an:

step21 – Initiative für Toleranz und Verantwortung
Jugend fordert! gGmbH
Projekt STEP 21 [Weiße Flecken]
Steinhöft 7 – Haus am Fleet
20459 Hamburg

Fax: +49 (0) 40.37.85.96-13
Email: weisseflecken@step21.de

2. Je nach Stückzahl die Porto- und Verpackungskosten

1 Exemplar: 1,50 Euro
20 Exemplare: 7,50 Euro
30 Exemplare: 9,00 Euro

und die Schutzgebühr für das Begleitheft für Pädagogen in Höhe von 5 Euro auf folgendes Konto überweisen:

step21 – Jugend fordert! gGmbH
Commerzbank Gütersloh
BLZ 478 400 65
Konto-Nr. 1 581 453

Wichtig: Unbedingt als Verwendungszweck „STEP 21 [Weiße Flecken]“ angeben!

3. Sobald die Portokosten (und gegebenenfalls die Schutzgebühr) bei step21 eingegangen sind, wird die Bestellung verschickt.



Begleitheft für Pädagogen

Augenblicke

Impressionen von zehn Monaten Projektarbeit bei STEP 21 [Weiße Flecken]



- 1 Von links: Sarah (16) aus Hamburg und Bernadeta (18) aus Olkusz präsentieren die Ergebnisse des Fotoworkshops bei der Auftaktkonferenz. Foto: Sinje Hasheider
- 2 Coach Andreas Wiedemann diskutiert mit Martin (19) aus Uherské Hradiště auf der Redaktionskonferenz über die Team-Artikel. Foto: Bente Stachowske
- 3 Katrin (16), Petra (17) und Julie (17) aus Ústí nad Labem bei der Auftaktkonferenz im Juni 2007 in Hamburg. Foto: B. Stachowske
- 4 Martin (17) aus Glückstadt und Florian (17) aus Eisenach beim Gruppenfoto zur Auftaktkonferenz. Foto: B. Stachowske
- 5 Allegra (16) aus Hamburg grübelt bei der Auftaktkonferenz im Workshop *Journalistisches Schreiben*. Foto: S. Hasheider
- 6 Coach Bente Stachowske erklärt Maryana (17) aus Przemyśl die Kniffe guten Fotografierens. Foto: S. Hasheider

Wenn Sie Urheber- oder Persönlichkeitsrechte an einzelnen Bildern oder Dokumenten geltend machen möchten, melden Sie sich bitte bei step21.